

# Lebensbilder schlesischer Priester

Von  
Dr. A. Nowack

1



# Lebensbilder schlesischer Priester

Von

Alfons Nowack

\*





# Lebensbilder schlesischer Priester

Von

Dr. Alfons Nowack

Mit 11 Abbildungen

Otto Borgmeyer, Buchhandlung, Breslau



75395

262. 1(438) : 92

Imprimatur.

Wratislaviae, 20. Januar 1928.

Blaeschke, Vic. Gen.

**ZBIORY SLASKIE**

AKG V 66 753

## Vorwort.

Als Joseph Weigert bei einem Vortrage in Bensheim bemerkte, daß ihm das Beste, was er als Mensch, Priester und Seelsorger habe, aus guten Biographien zugeflossen sei, sprach er vielen aus der Seele. Schlesien besitzt — außer mehreren Einzelbiographien — in den von August Meer und Joseph Jungnitz in den Jahren 1884 und 1898 herausgegebenen „Charakterbildern aus dem Klerus Schlesiens“ eine wertvolle Sammlung von Biographien schlesischer Priester. Dem berechtigten Wunsche nach Veröffentlichung weiterer derartiger Biographien möchte der Verfasser durch die Herausgabe nachfolgender Lebensbilder schlesischer Priester entsprechen. Es kommt hier das Leben und Wirken von vierzehn Priestern, die wegen ihrer Persönlichkeit aber auch wegen der Zeitverhältnisse, unter denen sie wirkten, ein besonderes Interesse in unserer Diözese beanspruchen, zur Darstellung. Fiege hat sich durch die Förderung der Mäßigkeitsbewegung in Oberschlesien und durch die Erbauung der Wallfahrtskirche in Deutsch Piekar, Wid durch die Organisierung der schlesischen Katholiken nach den Stürmen von 1848 sowie durch die Begründung der ersten, modernen Ansprüchen entsprechenden katholischen Zeitung in Schlesien um die Diözese vorzüglich verdient gemacht. Lampka gehört zu den „Opfern“, Gierich und Simon zu den „Bekennern“ im sogen. Kulturkampfe. Simon hat außerdem als Militärgeistlicher seinen Namen in der Kriegsgeschichte von 1864 verewigt. Ladislaus Schneider O. F. M. war der hochverdiente Pionier der katholischen deutschen Sache im heiligen Lande, Schneeweiß S. J. Heidenmissionär, Kremski der Erbauer der ersten Kirche in der jetzigen Bischofsstadt Rattowitz. Der Name Fischers ist mit der Geschichte des kirchlichen Lebens in Berlin, der Welkels mit der oberschlesischen Geschichtsforschung unlöslich verknüpft. Hertlein hat als Domprediger

und glänzender Redner auf den schlesischen Katholikentagen, Flässig namentlich als Rektor des Klerikalseminars eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Der Lubowitzer „Herr Kaplan“, Ciupke, dürfte durch seine Beziehungen zu Joseph von Eichendorff Interesse erwecken. Fiekel, Fischer, Hertlein haben in engem Rahmen bereits in den „Charakterbildern“ Würdigung gefunden. Die hier gebotenen „Lebensbilder“ sind ausführlichere, selbständige Arbeiten auf Grund bisher unbekannten archivalischen Materials und einer vielfach noch gar nicht verwerteten Literatur.

Dem hiesigen Fürstbischöflichen Ordinariat, den hochwürdigsten Herren Dompropst Blaesche und Weihbischof Dr. Deitmer, dem hiesigen Staatsarchiv und den hochwürdigen Herren Konfratres dankt der Verfasser für jegliche Förderung seiner Arbeit.

Breslau, im Januar 1928.

**Nowak.**



## Inhaltsverzeichnis.

|                                                                      |     |
|----------------------------------------------------------------------|-----|
| I. Fiebert, Johann Alois . . . . .                                   | 9   |
| 1. Adjuvant. Pfarrer in Ziemienitz und Deutsch Piekar . . . . .      | 11  |
| 2. Bau der Wallfahrtskirche in Deutsch Piekar . . . . .              | 19  |
| 3. Der Kampf gegen die Branntweinpest . . . . .                      | 28  |
| 4. Volksmission. Romreise . . . . .                                  | 40  |
| 5. Fieberts Persönlichkeit . . . . .                                 | 46  |
| 6. Tod und Begräbnis . . . . .                                       | 51  |
| II. Paul Ciupke . . . . .                                            | 55  |
| III. Nikolaus Fischer . . . . .                                      | 69  |
| 1. Kaplan in Lauban und Berlin. Propsteiverweser in Berlin . . . . . | 71  |
| 2. Propst und Fürstbischöflicher Delegat . . . . .                   | 82  |
| 3. Pfarrer in Frankenstein . . . . .                                 | 94  |
| IV. Karl Schneeweiß S. J. . . . .                                    | 109 |
| V. Karl Wehl S. J. . . . .                                           | 121 |
| VI. Karl Hertlein . . . . .                                          | 139 |
| VII. Johannes Lampka . . . . .                                       | 151 |
| VIII. Paul Gierich . . . . .                                         | 161 |
| IX. Hugo Simon . . . . .                                             | 173 |
| 1. Kaplan und Militärpfarrer . . . . .                               | 175 |
| 2. Pfarrer in Schweidnitz. Vor dem Kulturkampf . . . . .             | 182 |
| 3. Kulturkampf . . . . .                                             | 189 |
| 4. Wirksamkeit bis zum Tode . . . . .                                | 199 |
| X. Augustin Belzel . . . . .                                         | 205 |
| XI. Joseph Wid . . . . .                                             | 215 |
| XII. Theodor Kremski . . . . .                                       | 233 |
| XIII. Wilhelm Flassig . . . . .                                      | 241 |
| XIV. Ladislaus Schneider O. F. M. . . . .                            | 251 |
| Quellen und Literatur . . . . .                                      | 269 |
| Personen- und Orts-Verzeichnis . . . . .                             | 273 |





Johann Alois Sietzek

I.

# Johann Alois Fiezek

1790—1862.





1.

Adjuvant. Pfarrer in Ziemienitz und Deutsch Piekar.

**F**ranz Lorinser konnte, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, in einer Anmerkung zu einem kurzen Nachruf auf Johann Alois Fiezek im Schlesischen Kirchenblatte von dem „höchst merkwürdigen, wenn auch durch den Schleier der tiefsten Demut und Anspruchslosigkeit vor den Augen der Welt verhüllten Leben dieses heiligmäßigen, wahrhaft apostolischen Priesters“ sprechen, „dessen Bedeutsamkeit eine weit größere und tiefer greifende gewesen sei, als die Meisten es ahnen, der sich ein halbes Jahrhundert hindurch in seiner stillen Tätigkeit die größten Verdienste um die Breslauer Diözese und um das Heil unzähliger Seelen erworben, und dessen Verlust — nicht bloß für Oberschlesien — eine Bedeutung habe, die man nicht überall hinreichend zu würdigen und zu verstehen scheine.“ In der That gehört Fiezek zu den prominenten Priestergealten der Diözese. In einem unscheinlichen Körper wohnte ein willensstarker Geist, der, ganz aus dem Glauben lebend, und in lauterster Gottes- und Nächstenliebe erglühend, Großes wirkte und durch sein liebevolles, demütiges Wesen die Frömmigkeit allen liebenswürdig machte. König Friedrich Wilhelm IV. nannte ihn „seinen kleinen Kanonikus“, Kardinal Diepenbrock „seinen kleinen Freund“. Das bezeugt seine Beliebtheit bei den Großen der Welt. Unbeschreiblich aber ist, welche Liebe und welches Vertrauen das schlichte katholische Volk dem gütigen Pfarrer von Deutsch Piekar entgegenbrachte. Meilenweit kamen sie zu ihm, um sich Rat und Hilfe in Seelenangelegenheiten zu holen, und es hat wohl niemand zu „dem geistlichen Vater“, wie das oberschlesische Volk so sinnig seine Priester anredet, in Piekar seine Zuflucht genommen, ohne wohlberaten und getröstet heimzukehren. Wegen seiner die weitesten Kreise

umfassenden priesterlichen Wirksamkeit, wegen seiner tatkräftigen Förderung der Mäßigkeitsache in dem verhängnisvollen Jahre 1844 und der Erbauung der berühmten Wallfahrtskirche in Deutsch Pieskar zählt Fiehel zu den großen Wohltätern Oberschlesiens in geistlicher und sozialer Beziehung.

Fiehel wurde am 9. Mai 1790 in dem ehemals zum Prämonstratenfrauenstift Czarnowanz gehörigen Obergdorfe Groß Döbern bei Oppeln als Sohn des Halbbauern Josef Fiehel und seiner Ehefrau Maria geboren und nach alter frommer Sitte schon am folgenden Tage auf den Namen Johannes Nepom. in der dortigen, jetzt schon seit fast hundert Jahren niedergelegten Pfarrkirche getauft. Die Eltern bestimmten den geweckten und munteren, aber schwächlichen Jungen, der schon als Schulknabe täglich dem Pfarrer beim heiligen Opfer diente, für den Lehrerberuf, da das Studium des älteren Sohnes Sebastian, der in den geistlichen Stand getreten war, bereits ihre geringen Mittel erschöpft hatte. Nach dem Besuche der Ortschule wurde der kleine Johannes behufs weiterer Ausbildung dem Lehrer Luda in Klein Strehlitz anvertraut. Da aber die Eltern dem Lehrer kein finanzielles Entgelt gewähren konnten, mußte Johannes in seiner freien Zeit die Kinder des Lehrers beaufsichtigen, das Vieh hüten und mancherlei häusliche Dienste verrichten. 1808 bezog er das Lehrerseminar Oberglogau und erwarb sich dort durch seinen Fleiß und sein gesittetes Betragen die Liebe seiner Lehrer. Als er nach zwei Jahren mit einem vorzüglichen Zeugnisse die Anstalt verließ, ernunterte ihn der Direktor, die geistliche Laufbahn einzuschlagen, da seine Talente ihn mehr für den Priesterstand als für den Lehrerberuf geeignet erscheinen ließen. Gern hätte der stets innerlich gerichtete Jüngling dieser Anregung Folge geleistet, aber bei seiner gänzlichen Mittellofigkeit dünkte ihm die Erfüllung seines Herzenswunsches zunächst unmöglich. Schon wanderte er, mit dem Adjuvantendekret und einem Stück Brot in der Tasche, von Döbern seinem Bestimmungsorte Krappitz entgegen, da packte ihn, als er auf der Reise dahin in einem Kretscham unfreiwilliger Teilnehmer einer ausgelassenen Zech- und Tanzgesellschaft wurde und infolge seines zurückhaltenden Benehmens spöttische Redensarten anhören mußte, das Abschiedswort seines verehrten Direkt-



tors: „Du siehst mir mehr wie ein Geistlicher als wie ein Lehrer aus“ mit solcher Gewalt, daß er die Reise nach Krappitz aufgab und nach Breslau wanderte. Er suchte hier das fürstbischöfliche Alumnat auf, warf sich dem P. Rektor Sobiech, einem Verwandten seiner Mutter, zu Füßen und bat ihn unter Tränen, ihm zum Besuche des Gymnasiums zu verhelfen, da es sein unabänderlicher Entschluß sei, sich dem Dienste des Herrn zu weihen. Der edle Priester sagte ihm seine Unterstützung zu, und da außerdem Ziegeles bereits erwähnter Bruder Sebastian, sich bereit erklärte, ihm von seinem kärglichen Proskauer Kaplansgehalt (30 Taler jährlich) 2 Taler monatlich zu geben, konnte Johannes, der damals schon 19 Jahre zählte, sein Studium auf dem nahe seiner Heimat gelegenen Gymnasium zu Oppeln beginnen. Mit vieler Dankbarkeit erinnerte er sich noch später seiner damaligen Lehrer, namentlich des Religionslehrers Schnaubelt, dem er ebenso wie dem Prälaten v. Varisch (späterem Pfarrer zu Groß Strehlitz) manche Wohltat verdankte. Der Aufenthalt in Oppeln brachte Ziegeles manche Entbehrung. Seine Wohnung war eine enge, dunkle und kalte Klosterzelle, die man ihm aus Mitleid überlassen hatte. Da in dem Zimmerchen ein Ofen fehlte, suchte sich Johannes im Winter an einem alten Ziegel, den er in der Küche erwärmte, vor der Kälte einigermaßen zu schützen. Auch mit der Ernährung war es sehr mäßig bestellt. Manchmal stand nur Brot auf der Speisefarte. In seiner freien Zeit suchte er sich durch übernommene Schreibarbeiten etwas zu verdienen. Gern verweilte er andachtsvoll in der — später abgebrochenen — Jesuitenkirche und erneuerte vor dem damals noch dort aufbewahrten Gnadenbilde der Mutter Gottes, das einst in Piekar hochverehrt worden war, den Vorsatz, „lebenslang Mariendiener sein zu wollen“.

Nach Verlauf von zwei Jahren nahm Alumnatsrektor Sobiech unseren Johannes, von dessen ernstlichem Streben er sich überzeugt hatte, zu sich in das Alumnat, sorgte für alle seine Bedürfnisse und ließ ihn das St. Matthiasgymnasium besuchen. Ziegeles nannte später diese Breslauer Zeit seine glücklichsten Gymnasialjahre. Im Alumnat wohnend sah er nur „lebendige Beispiele der praktischen Pietät und eingezogenen Lebensweise“. Er war glücklich, von seinen geistlichen Oheim in die Praxis des



Breviergebets eingeführt zu werden und mit ihm täglich das heilige Offizium beten zu können. Damals gewann er einen lieben Freund in der Person des wackeren Anton Frenzel aus Kosten-  
thal, der später als Generalvikar und Bistumsverweser von Erm-  
land sich um jene Diözese große Verdienste erworben hat. Im  
Jahre 1814 begann Fiehel seine theologischen Studien an der  
Leopoldina, begab sich aber während des Napoleonischen Krieges  
nach Krakau und fand dort auf Empfehlung seines Gönners, des  
Erzpriesters Bartholomäus Wlodarski, in dem von den Missions-  
priestern des heiligen Vinzenz von Paula geleiteten geistlichen  
Seminar Aufnahme. Nach Abschluß der Studien empfing er am  
19. Juli 1817 vom Bischof Johann Paul Woronicz die Priester-  
weihe. Die Primiz feierte er bei seinem geistlichen Bruder  
Sebastian in Ellguth bei Groß Rottorß. Nach einer mehrwöchigen  
Erholungspause erhielt er vom Krakauer Ordinariat das Dekret als  
Vikar in Czestadz nahe der preussischen Grenze, wo er nun drei  
Jahre lang eine vorbildliche priesterliche Wirksamkeit entfaltete  
und sich die Liebe der Pfarrgemeinde in hohem Grade erwarb. Die  
Sehnsucht nach der oberschlesischen Heimat mag ihn dann veran-  
laßt haben, beim Patron der Pfarrei Ziemientz, Graf Strachwitz  
auf Kamieniez, sich um dieses Benefizium zu bewerben. Er bekam  
im Mai 1820 die Präsente und wurde vom Bistumsadministrator,  
Weihbischof von Schimonst, in die Breslauer Diözese aufgenom-  
men, nachdem er die Entlassung aus dem Königreich Polen und  
aus der Krakauer Diözese erhalten hatte. Erzpriester Schneider  
in Kamieniez hatte den jungen Priester dem Breslauer Ordinariat  
mit den Worten empfohlen: „Die beigelegten Zeugnisse begründen  
die Hoffnung, daß derselbe seinem Vaterlande viel nützen und ein  
würdiges Mitglied der Diözese sein werde“; ein Urtheil, das durch  
die spätere Wirksamkeit Fiehels in schönster Weise bestätigt  
wurde. Am 16. November 1820 erfolgte seine Einführung in dem  
einst den Jesuiten gehörigen Ziemientz. Es folgten nun sechs  
Jahre stillen, gottgesegneten Wirkens in dieser Gemeinde. Als im  
Januar 1826 Pfarrer Nitsch von Deutsch Piekar das Zeitliche  
segnete, bewarb er sich auf Drängen des bereits erwähnten Erz-  
priesters Wlodarski, bei der Königlichen Regierung um diese  
Pfarrei und wurde schon nach etwa zwei Wochen von ihr prä-

sentiert. Er siedelte — zunächst als Administrator — nach seinem neuen Bestimmungsorte über. Mit eigenartigen Gefühlen mag der junge Seelsorger in das Kirchlein eingezogen sein, in dem er elf Jahre vorher auf seiner Reise nach Krakau sich der göttlichen Vorsehung und der Gottesmutter empfohlen hatte. Am 11. September 1826 erhielt er die Investitur als Pfarrer von Deutsch Piekar. Es sei schon hier bemerkt, daß das Vertrauen des Fürstbischofs den musterhaften Pfarrer 1834 in das Amt des Erzpriesters des Beuthener Archipresbyterates und 1835 in das eines Fürstbischöflichen Kommissars für Pleß berief. Als Anerkennung seiner verdienstvollen Wirksamkeit kam zu diesen Würden schließlich 1848 die Ernennung zum Ehrendomherrn der Breslauer Kathedrale. „Ich hoffe,“ schrieb damals Diepenbrock dem Kanonikus Heide nach Ratibor, „es wird die braven Oberschlesier freuen.“

Der Weinberg, den Fiegeł in Piekar zu bestellen hatte, war klein und schien mit seinen 500 Seelen, die der Schematismus von 1826 verzeichnet, wenigstens anfangs, an die seelsorgliche Kraft des jungen Pfarrers nur geringe Anforderungen zu stellen, aber Piekar war Wallfahrtsort, und an den großen Ablassfesten von Wallfahrern aus Oberschlesien und dem an die Parochie angrenzenden Polen geradezu überflutet. Der Bau der neuen Kirche unter ganz eigenartigen Umständen, die Übernahme der Ämter eines Erzpriesters und Fürstbischöflichen Kommissars brachte ihm später viel Arbeit, Sorge und Aufregung. Bald, in den ersten Jahren seiner erzpriesterlichen Wirksamkeit hatte er ein recht unangenehmes Erlebnis. Dasselbe knüpfte sich an die Besetzung der nahe der russischen Grenze gelegenen Pfarrei Woischnik.

Fürstbischof Leopold Graf von Sedlnitzky hatte unterm 27. September 1838 die durch den Weggang des bisherigen Pfarrers freigewordene Pfarrstelle in Woischnik dem Kaplan Anton Kopełky in Tarnowitz verliehen. Fiegeł erhielt vom Generalvikariat den Auftrag, Kopełky zunächst als Administrator daselbst einzuführen. Der Magistrat von Woischnik und die zur Pfarrei gehörigen Gemeinden wollten indes den sehr beliebten bisherigen Administrator Dworczyk durchaus nicht ziehen lassen und wehrten sich mit Hand und Fuß gegen die Einführung Kopełkys. In einer Eingabe an



das Geistliche Amt vom 2. November 1838 bat der Magistrat, Dworczyk in Woischnit zu belassen, da die ganze Pfarrgemeinde für ihn eine unbegrenzte Liebe wegen seiner erbaulichen Reden und seines andächtigen Verhaltens habe. „Unsere Mitbürger sind ohnehin genug zur Widerseßlichkeit geneigt, und wenn man in Hinsicht der Religion nicht ihre Bitten gnädigst erfülle, so haben wir zu besorgen, daß sie zu allen Mitteln greifen und dann dem etwaigen Priester, zu dem sie keine Liebe zeigen, feindselig begegnen und ihn tränken.“ Das ließ für die Mission Fiehefs nichts Gutes hoffen. Und in der That wurde ihm, als er am 6. Dezember in Woischnit eintraf, ein Empfang bereitet, den er sein ganzes Leben nicht vergessen hat. Hören wir Fiehef selbst erzählen: „Als ich am 6. Dezember zur Tradition eintraf, wurde die ganze Kommune gegen mich aufrührerisch, rottete sich zusammen, kam auf der Pfarrei in Massen zusammen und wollte mit Toben und Geschrei sowohl die Tradition hintertreiben als auch die Belassung des Dworczyk erzwingen. Man drohte mir mit Regierung, Ministerium und König, und auf meine begründeten Vorstellungen, daß weder die Königliche Regierung, noch das hohe Ministerium, noch Seine Majestät der König selbst gegen die Rechte des Fürstbischofs etwas billigen oder verfügen würde, ich aber nur gehalten sei, nach den mir von meinem hochwürdigsten Oberhirten erteilten Befehlen zu handeln, . . . auf diese und ähnliche Vorstellungen, die wohl in dem erregten Tumult gegen anderthalb Stunden dauerten, wurde mir mit Geschrei widersprochen und gedroht, wenn ich den Dworczyk wegführen wollte, würden sie ihn mit Gewalt zurückhalten. Endlich verließ sich die Menge, ich nahm die Tradition vor, wie das beigefügte Protokoll nachweist, und ließ zuletzt den Administrator Dworczyk seine Verpflichtung, dem hochamtlichen Befehle Folge zu leisten, auf der Traditionsverhandlung unterschreiben. Er tat's auch scheinbar bereitwillig, allein bald erschien wieder eine Deputation, mit Troß fordernd, den Dworczyk in Woischnit zu belassen; und endlich kam der Einnehmer Welczek mit dem Auftrage von der Kommune in derselben Absicht und sagte mir im Vertrauen, alle Wege wären mit Männern besetzt, die die Wegführung des Dworczyk mit Gewalt hindern würden, weshalb ich den Letzteren beauftragte, am 10. huj. von Woischnit

nach Chorzow in aller Stille abzugehen. Beim Wegfahren fand ich in der That die Woischniker Bürgerschaft auf der Lauer stehen. Weil ich jedoch statt des Dworczyk den Kopekty wegführte, so ließ man mich in Frieden passieren. Drei Tage darauf erfuhr ich von einem dortigen Kirchendiener, daß das Volk bei meinem Wegfahren mit Messern versehen war, um den Pferden die Ziehstränge am Wagen wegzuschneiden, wenn ich den Dworczyk mitgeführt hätte.“

Auf Grund des Berichtes, den Fiekel bald nachher seiner vorgesetzten Behörde erstattet, zeigte sich diese noch weniger geneigt, der Forderung der Woischniker nachzugeben. Fiekel erhielt die Weisung, noch einmal die Übergabe der Pfarrei an Kopekty zu versuchen. Bei fürchterlichem Schneegestöber machte er sich am 2. Januar 1839 auf den Weg nach Woischnitz, fand aber dort denselben schmachvollen Empfang wie im Monat vorher. Der Tumult steigerte sich derart, daß das Protokoll gar nicht einmal in Woischnitz vollendet werden konnte. Fiekel erklärte dem geistlichen Amte, daß ohne landespolizeiliches Einschreiten mit diesem irreführten Volke nichts auszurichten sei. Dworczyk, dem Fiekel große Schuld an der ganzen traurigen Angelegenheit beimißt, befand sich beim Eintreffen Fiekels in Zielona zum Neujahrsumgange. Dagegen drängten sich einige hundert Leute im Pfarrgebäude, protestierten unter vielem Lärm gegen die Einführung des Kopekty und erwiderten auf die Aufforderung des Erzprieesters, das Verhandlungszimmer zu verlassen, schreiend und tobend: „Wir werden die Pfarrwohnung nicht eher verlassen, bis der Herr Kopekty weg ist.“ Einige stießen die ältliche Wirtschafterin des Kopekty zur Thür hinaus, andere trugen seine Habseligkeiten aus der Pfarrwohnung und warfen sie in den Schlitten, wieder andere riefen: „Wir werden unsern Dworczyk bis aufs Blut verteidigen. Manche ließen sich in ihrer Leidenschaft sogar zu Drohungen gegen Fiekel hinreißen. Die Mehrzahl der paar hundert zusammengelaufenen Bürger, einschließlich ihrer Vorsteher oder Deputierten, machte nach Fiekels Worten den Eindruck von Betrunknen und erwies sich den milden Belehrungen des Erzprieesters gegenüber unzugänglich. Der inzwischen eingetroffene Dworczyk erlaubte sich grobe Ausfälle gegen den neuen Admini-



strator und erklärte, er werde nun auf keinen Fall auf die ihm zugewiesene Station Chorzow gehen. Nach zwei- bis dreistündigem vergeblichen Verhandeln verließ Fiegeť nebst dem Actuarius circuli Duka die aufgeregte Volksmenge, unter der sich auch Weiber und Kinder befanden. Die ganze beklagenswerte Angelegenheit fand schließlich dadurch eine Lösung, daß Kopekty, gegen den die Woischniker vor dem Landrat übrigens als nichtig erwiesenen Beschuldigungen vorbrachten, vom Grafen Strachwitz die Präsente für die Pfarrei Kamieniez erhielt, und Dworczyń in Woischnik dem zum Administrator ernannten Kreisvikar Frießen Platz machen mußte. Wie sehr unserem Fiegeť die Auffälligkeit der Gemeinde Woischnik wehe tun mußte, erkennt man aus seinem vor der ersten beabsichtigten Tradition an den Administrator Dworczyń gerichteten Schreiben, in dem seine hohe Achtung vor der gottgewollten Autorität zum Ausdruck kommt. „Ich halte mich,“ schreibt er, „an den Ausspruch des Evangeliums. Sagt die Behörde „Komme“, so komm ich, „gehe“, so gehe ich, und wenn es auch nach Sibirien wäre. Denn nach unseren katholischen Grundsätzen ist Gehorsam besser als Opfer. Gott selbst spricht durch die geeigneten Behörden zu uns und zwar zu unserem Heil und Frommen und wehe uns, wenn wir uns der rechtmäßigen Obrigkeit widersetzen, weil wir eben dadurch dem Willen Gottes widerstreben.“

In dem Ende der 30er Jahre akut gewordenen Mißchehestreit stand Fiegeť treu zum Papste. Die Oppelner Regierung war vom Oberpräsidenten v. Merckel aufgefordert worden, über die Stimmung der Geistlichkeit in dieser Angelegenheit zu berichten. Ein höherer Regierungsbeamter machte nun Merckel unterm 22. Mai 1838 die Mitteilung, er habe gelegentlich einer Dienstreise im südlichen Teil Oberschlesiens in Erfahrung gebracht, daß der Fürstbischöfliche Kommissar Fiegeť „diejenigen Aufregungen teile und verbreite, welche durch die Kölner Angelegenheit (Gefangensetzung des Erzbischofs Köln) bei einem Teile der katholischen Geistlichkeit sich zeige.“ Derselbe habe jüngst die Geistlichen seines Aufsichtsbereiches, zu welchem 19 Pfarreien gehören, veranlaßt, eine an den Herrn Fürstbischof neuerdings gerichtete Vorstellung zu unterzeichnen, worin diesem angezeigt wird, daß es mit ihrem Gewissen un-

vereinbar sei, fernerhin gemischte Ehen einzusegnen, wenn die Brautleute nicht ausdrücklich die Verpflichtung übernähmen, die Kinder in der katholischen Konfession zu erziehen. Mehrere dieser Geistlichen sollte es indeß schon gereuen, sich zur Unterschrift haben verleiten zu lassen, andere sollten sich beinahe exaltiert darüber vernehmen lassen, nur der alte, würdige Propst Nawrath zu Beuthen, früher Kuratus bei St. Vinzenz in Breslau, sollte seine Unterschrift abgelehnt haben. Derselbe Berichterstatter fügt noch die recht komisch klingende Meldung hinzu, daß Fiezek auch „Wundermedaillen“ verteile und zwar nicht bloß in seinem Pfarrsprengel, sondern auch außerhalb desselben, weit ins Land hinein.“

## 2.

**Bau der Wallfahrtskirche.**

Als Fiezek 1826 in Deutsch Piekar einzog, fand er ein sehr altes, mit Schindeln gedecktes, hölzernes Gotteshaus vor, das den Ansprüchen der Parochie allenfalls genügte, aber an den großen Marienfesten die zahlreich herbeiströmenden Pilger nicht im entferntesten fassen konnte. Das Kirchlein erfreute sich nämlich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts einer Wallfahrt, die namentlich seit der Übernahme der Seelsorge durch die Jesuiten im Jahre 1679 einen großen Aufschwung genommen hatte. Vor dem berühmten Gnadenbilde der allerseligsten Jungfrau hatte am 13. September 1683 König Johann III. Sobieski von Polen die Fürsprache Mariens auf seinem Zuge zum Entsatze Wiens angerufen. Am 27. Juli 1697 weilte hier der vom polnischen Reichtage zum Könige von Polen erwählte Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen, um nach seiner am 2. Juni desselben Jahres zu Baden bei Wien vollzogenen Konversion, in Gegenwart einer polnischen Gesandtschaft das katholische Glaubensbekenntnis von neuem abzulegen. Als Fiezek nach Piekar kam, hatte die Kirche freilich nicht mehr die Ehre, das Gnadenbild zu beherbergen. Dasselbe war am 12. Juli 1702 wegen der Schwedengefahr nach



Oppeln überführt worden, wo es noch heute in der Marienkapelle der Pfarrkirche zum heiligen Kreuz einen Anziehungspunkt für die Verehrer der Gottesmutter bildet. Aber die Wallfahrten nach dem alten Gnadenorte, wo nur eine Kopie des Gnadenbildes aufgestellt war, hörten nicht auf. Mit Behmut nahm Fiehel wahr, daß an den größeren Ablassfesten in dem Marienkirchlein kaum der fünfte Teil der Andächtigen Platz fand, so daß einige Tausend Pilger auf dem Kirchplatze ihre Andacht verrichten mußten. So erwog er schon 1828 den Gedanken, das Gotteshaus zu erweitern oder gar eine neue Kirche zu bauen. Maurermeister Heidrich aus Bleischwitz empfahl ihm, im Falle eines Kirchenbaues die Burgbergkirche bei Jägerndorf zum Muster zu nehmen. Aber der Ausführung jenes Gedankens standen fast unbefiegbare Schwierigkeiten im Wege. Fiehel mußte damit rechnen, daß die Königliche Regierung als Patronatsbehörde in die Niederlegung des verhältnismäßig noch gut erhaltenen Gotteshauses nicht willigen würde, zumal da dieselbe den Bedürfnissen der Parochie noch genügte. Er faßte nun in edler Selbstlosigkeit den Entschluß, sich selbst alle minder nötigen Bedürfnisse zu entziehen und so zu sparen, daß er nach dem Jahre 1840 mit dem Bau beginnen könnte. Aber schwere, in zwölf Jahren periodisch wiederkehrende Krankheiten zwangen ihn, die geringen Ersparnisse auf notwendige Badekuren zu verwenden.

„Da brachte,“ wie er selbst erzählt, „der gnädige Himmel im Frühjahr 1841 den kleinen Mariendiener auf den Gedanken, ob es denn, da so mancherlei weltliche Anstalten, teils zur Bequemlichkeit, teils zum Vergnügen, ja sogar zum sittlichen Verderben der Menschheit auf Aktien begründet würden, wie z. B. Chausseen, Eisenbahnen, Gasthäuser, Theater, auch wohl Schank- und Ball- und Tanzhäuser usw., wovon man sich irdische Vorteile verspreche, nicht möglich sein sollte, auch einmal eine Kirche zur größeren Ehre Gottes und zur Verherrlichung Mariens auf Aktien zu erbauen. Sollte es sich, so fragte ich mich, unter so vielen Weltmenschen in Schlesien nicht auch noch einige Tausend wahre Kinder Gottes und Verehrer der jungfräulichen Gottesmutter geben, die aus kindlicher Liebe zu Gott und Maria mittels einer größeren oder kleineren Aktie nach des Herrn Worten einen sicheren Schatz im



Himmel bei Lebzeiten sich sichern wollten? Wird ja doch schon einem Jeden, der dem Nächsten um Christi willen etwas Gutes getan, es so angesehen, als wäre es ihm, dem Herrn, selbst geschehen und ein großer Lohn versprochen, um wieviel mehr würden diejenigen ihres Lohnes nie entgehen, welche der jungfräulichen Mutter aus Liebe zu ihrem göttlichen Sohne eine milde Gabe freiwillig spenden würden! Diese und ähnliche Vorstellungen brachten endlich den Entschluß zur Reise: Eine Marienkirche auf Aktien zu erbauen.“ Und der Entschluß wurde von Gott gesegnet. Eine Summe von 50 Talern, die ihm eine Bauernfrau aus Roßberg zu beliebiger Verwendung überbrachte, bestimmte er als erste Aktie zur Erbauung einer neuen Marienkirche. Dann unternahm er eine kleine Sammelreise in die Umgegend, die den Baufonds ansehnlich vergrößerte. Im Frühjahr 1842 waren bereits gegen 400 Aktien und bis 1849 über 75 000 Reichstaler an freiwilligen milden Gaben eingegangen. Dazu kamen noch andere Geschenke und mancherlei Dienstleistungen. Man brachte ihm goldene Ketten und Kleinodien, Naturalien zur Beköstigung der Arbeiter und stellte ihm Gespann zur Anfuhr der Baumaterialien, Futter für die beim Bau beschäftigten Pferde zur Verfügung. Manche unterhielten Arbeiter beim Kirchbau. Achtzehn Gemeinden der Umgegend beteiligten sich geschlossen an der Anfuhr der Baumaterialien. Es war eine Gebefreudigkeit, die an das Mittelalter erinnert. Selbst arme Witwen und Waisen, Dienstboten, Bettler, brachten, manchmal mit Tränen der Freude, ihr Scherflein. Aber auch der Bauherr stand mit Opfern nicht zurück. Er unternahm Reisen bis nach Sachsen, Böhmen und Wien, um für den Kirchenbau zu sammeln, und verwendete die Erträgnisse seiner Wirtschaft für die beim Kirchenbau beschäftigten Arbeiter, nicht zu gedenken der tausend schlaflosen Nächte, die ihm die Sorge für den Kirchenbau verursachte.

Beim Beginn des Baues im Jahre 1842 ergaben sich Schwierigkeiten von seiten der Opperlner Regierung als Patronatsbehörde. Obwohl dieselbe keinerlei Baubeiträge zu leisten hatte, da die Kirche einzig aus freiwilligen Gaben gebaut werden sollte, verlangte sie doch, abgesehen von der Einreichung eines Kostenanschlages und einer Zeichnung, schon jetzt den Nachweis des ganz-



zen ausreichenden Baufonds, bevor sie die Erlaubnis zum Beginn des Baues erteilen könne, „denn sonst würden Sie,“ schrieb sie, „wohl mit dem vorhandenen Material und den bereitliegenden 2000 Talern anfangen, aber in der Mitte des Baues stehen bleiben, und die Königliche Regierung hätte dann die Ehre, den Bau entweder ausführen oder als eine schöne Ruine stehen zu lassen; überdies fühle sie sich auch nicht verpflichtet, auf einem Dorfe, ohne dringendes Bedürfnis für die vorhandene Pfarrgemeinde ein solches Prachtwerk in so großartigen Dimensionen auszuführen.“ Indes gelang es dem unerschütterlich auf die göttliche Vorsehung und die Fürsprache Mariens vertrauenden Bauherrn dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Bald nach dem Eintreffen jener nicht so unberechtigten Regierungsverfügung erhielt nämlich der Baufonds theils durch Geldsendungen, theils durch Kautionsverschreibungen eine derartige Verstärkung, daß die Regierung nach einer durch den Regierungspräsidenten Graf v. Pückler vorgenommenen örtlichen Besichtigung die Genehmigung zum Beginn des Baues, allerdings mit einigen Kautelen, erteilte. Am 2. Juli 1842, am Feste der Heimsuchung Mariä, nahm Pfarrer Alois Gärth, Regierungs- und Schulrat aus Oppeln, in Gegenwart einer unübersehbaren Volksmenge die feierliche Grundsteinlegung vor. Unmittelbar darauf begann die Ausgrabung der Fundamente und der eigentliche Bau. Um den Segen Gottes auf das Werk herabzuziehen, wußte der fromme Bauherr die Maurer, Zimmerleute und Arbeiter zu dem dreifachen Vorsatz zu bestimmen, während des Baues 1. sich des Branntweingenußes zu enthalten; 2. nicht zu fluchen; 3. nicht zu rauchen. Auch lud er sie ein, an dem jeden Sonnabend zu Ehren der Himmelskönigin gesungenen Motivamt teilzunehmen. In der That ruhte der Segen Gottes auf dem Bau, indem sich während der sieben Jahre, in denen gebaut wurde, kein Unglück ereignete. Eine recht bedenkliche Situation entstand 1843 dadurch, daß plötzlich die Regierung beim Bau der Türme eine Änderung des Bauplanes verlangte, die 6000 Taler Unkosten verursacht hätte. Fiehel fuhr unverzüglich nach Berlin, trug in einer Audienz dem Könige die Angelegenheit vor und hatte die Freude, aus dem Munde des Monarchen das erlösende Wort zu hören: „Bauen Sie, wie es Ihnen gefällt.“



Die neue Kirche wurde um die alte Kirche herum und über derselben erbaut, damit auch während des Baues der Gottesdienst nicht ausgesetzt zu werden brauchte. Mitte August 1846 schrieb man dem Kirchenblatt: „Zwei jezt schon gewaltige Türme erwarten noch jeder einen sechzig Fuß hohen Aufsatz und dann erst Knopf und Kreuz. Ein niedliches Türmchen ziert die Mitte des Daches, das größtenteils schon mit Kupfer gedeckt ist. Ein eigens erbauter Kalkofen und eine Ziegelei rauchen ohne Unterlaß . . . Neun Altäre werden das Innere ziern. Drei mächtige Portale bilden den Eingang der Vorderfront, und von außen sollen die steinernen Bildsäulen der heiligen Apostel, von denen bereits fünf vollendet sind, zu stehen kommen. Als der eifrige Bauherr gefragt wurde, warum er eine so kostspielige Bedachung gewählt habe, antwortete er: „Der Bauer deckt sein Haus mit Schoben, der Bürger mit Schindeln und Ziegeln, die Häuser der Großen haben Zinddächer, das Haus der Himmelskönigin muß ein kostbareres Dach haben.“ Am 30. August fand in der alten Kirche der letzte Gottesdienst statt, dann wurde sie niedergelegt. Nur der Hauptaltar blieb bis zur Errichtung der neuen Altäre stehen. Anfang September war der Bau unter der technischen Leitung des königlichen Baukondukteurs Julius von Kapacki soweit fertiggestellt, daß in ihm, wenn auch noch Türen und Fenster, Orgel und Altäre (außer dem alten Hochaltar) fehlten, doch schon Gottesdienst gehalten werden konnte. Die Benediktion der Kirche erfolgte am Feste Mariä Geburt, am 8. September 1846, im Beisein einer ungezählten Menschenmenge. Nach den feierlichen Vespern hörten die Geistlichen in den auf dem Kirchhofe aufgestellten Beichtstühlen bis in die Nacht hinein Beichte. Die Gläubigen sangen fast die ganze Nacht hindurch in dem neuen Gotteshause ihre schönen geistlichen Lieder. Am folgenden Tage nahm Domherr Gärth aus Breslau, der seinerzeit den Bau durch seine vermittelnde Tätigkeit bei der Oppelner Regierung gefördert hatte, unter Assistentz des Regierungs- und Schulrats Ulrich aus Oppeln und des Alumnatsrektors Sauer die Weihe der Kirche vor, bei der vierzig Priester zugegen waren. Beim feierlichen Gottesdienst hielt Vikar Preuschhof aus Oberglogau die deutsche und der Ortskaplan Preßfreund die feurige polnische Festpredigt. Während des Fest-



gottesdienstes saß Fiekel demütig auf der untersten Stufe des Altars, er, der die Seele der ganzen Feier war, und sein Auge hing an seinem geliebten Muttergottesbilde, während tausend Augen auf ihn sahen. Als ihn tags darauf sein Kaplan fragte, welche Gedanken ihn denn bei der Feier beseelt hätten, antwortete er: „Ich konnte Gott für seine unzähligen Gnaden nicht anders danken, als indem ich immer wieder die Worte sprach: „Preise meine Seele den Herrn.“

Am 1. Oktober desselben Jahres hatte Fiekel die Freude, seinen Monarchen durch die neue Kirche zu führen. Gegen 4 Uhr nachmittags traf König Friedrich Wilhelm IV. in Begleitung des Standesherrn Grafen Hensel, eines großen Wohltäters der neuen Kirche, der Minister v. Bodelschwingh und Graf zu Stolberg, sowie anderer Personen vor dem Portal der Kirche ein und wurde hier von dem Ehrendomherrn, Pfarrer Heide aus Ratibor mit einer kurzen Ansprache begrüßt, in welcher der Redner diese Stätte als eine dreimal hochbegnadigte bezeichnete, „denn die Gnade des Himmels war's, die aus dem milden Scherflein der Armen dieses Haus aufbaute, die Gnade des Himmels war's, welche, diese Scherflein gleichsam belohnend, den Segen der Enthaltungsvereine von dieser Stätte über ganz Oberschlesien verbreitete, und die Gnade des Himmels ist's, die Ew. Majestät Fuß heut hierher leitete.“ Der König dankte und äußerte, daß die Entstehung dieser Kirche allerdings merkwürdig sei, und daß die obereschlesischen Enthaltungsvereine seine ganze Teilnahme in Anspruch nähmen. Er besichtigte das Innere des Baues und betrachtete genau das Muttergottesbild, wobei Fiekel ihm von den Besuchen der Könige Sobieski und Friedrich August erzählte. Der König bemerkte, daß er selbst bei Vorlegung der Baupläne einzelnes geändert hätte und trug seinen Namen sowohl in das Gedenkbuch als in die für den Turmknopf bestimmte Urkunde ein. Als er nach viertelstündigem Aufenthalt das Gotteshaus verlassen hatte und zu seinem Wagen zurückgekehrt war, erkundigte er sich noch nach der Höhe der Türme, worauf Fiekel erwiderte: „ihre Höhe betrage von der Erdgleiche bis zur Spitze beiläufig 200 Fuß; weil wir die gnadenvolle Mutter Gottes als die höchste der Heiligen verehren, so halten wir sie auch der höchsten Türme würdig“;

was der König beifällig aufnahm. Schließlich sprach Fiezek noch die Bitte aus, beide Türme durch eine Galerie zieren und durch eine Brücke miteinander verbinden zu dürfen, um dadurch auch äußerlich den Namen Maria (M) anzudeuten und die gnadenvolle Mutter als sichere Führerin über die Brücke des Todes in das freudenvolle Vaterland droben darstellen zu können. Der König gab hierzu seine Genehmigung, worauf er nach Schloß Neudeck weiterfuhr.

Sieben Jahre nach Beginn des Baues war die innere Ausstattung der neuen Kirche soweit vorgeschritten, daß Fürstbischof Melchior Freiherr von Diepenbrock die Konsekration derselben vornehmen konnte. Am 21. August 1849 traf der Fürstbischof, schon auf dem Bahnhofe Königshütte von Fiezek, der Geistlichkeit, den Landständen und von vielem Volke begrüßt, in Deutsch Piekar ein und hielt vor den Stufen des Hochaltars der festlich geschmückten Kirche eine vielbeachtete Ansprache etwa folgenden Inhalts: „Wenn je in meinem Leben, so wünsche ich heute auf eine Viertelstunde die Gabe der Sprachen, welche den Aposteln vom heiligen Geist verliehen war, zu besitzen, ja gerne gäbe ich den kleinen Finger meiner Hand dahin, wenn es mir vergönnt wäre, euch, meine vielgeliebten Oberschlesier, in eurer schönen polnischen Sprache zu begrüßen. Allein, die Zeit, wo Gott den Aposteln so wunderbar beistand, damit sie den wahren Glauben in der ganzen Welt allen Völkern verkündigten, ist vorüber. Dennoch fehlt es auch in unseren Tagen nicht an Wundern. Einen Beweis dafür bietet uns gerade der Ort, in welchem wir uns befinden. Ja, dieser herrliche neu aufgebaute Marientempel ist ein Wunder des Glaubens und der katholischen Liebe. Schon seit mehreren Jahrhunderten war dieser Ort von Tausenden frommer Wallfahrer besucht, welche herbeiströmten, um durch die Vermittelung der Mutter Gottes Gnaden von Gott zu erhalten. Die alte Kirche konnte nur einen geringen Teil der herbeieilenden Menge, besonders an höheren Festtagen, aufnehmen. Da schickt die Vorsehung einen Mann als Vorsteher und Pfarrer an diesen Ort, welcher beweisen sollte, was katholischer Glaube und christliche Liebe vermögen. Der hochwürdige Herr Alois Fiezek langt hier an, und alsbald wird der heilige Gedanke in ihm rege, eine große schöne Kirche



zu Ehren der Muttergottes zu erbauen. Raum wird dieser Gedanke laut ausgesprochen und durch die sogenannten frommen Altkien im Lande bekannt, als auch die Kinder Mariens sich beeilen, der Stimme des Glaubens und der Liebe zu folgen. Wie viele tausend Herzen mußten angeregt, wieviel tausend Hände in Bewegung gesetzt werden, bevor diese Steine sich zu diesem herrlichen Tempel zusammenfügten! Und dennoch, es geschah! Der Glaube, welcher nach den Worten des Heilandes Berge versetzen kann, ja, der Glaube allein baute diese Kirche auf. Und nun komme ich denn an, um diesen Tempel gleichsam aus euren Händen zu empfangen und ihn zum Wohnorte Gottes einzuweihen.“ Darauf folgten Belehrungen über die Weihe der Kirche und die heilige Firmung, die er an den folgenden Tagen spenden wollte; alles in so hinreißender, echt Diepenbrock'scher Art gesprochen, daß durch die Gläubigen, die das Gotteshaus füllten, eine tiefe Bewegung ging. Am 22. August konsekrierte der Fürstbischof die Kirche. Vor dem Pontifikalamte, dem über 80 Priester beiwohnten, predigte Domherr Sauer deutsch, während des Amtes Pfarrer Stabik aus Michalkowiz polnisch. Den ganzen Tag hindurch bis in die späte Nacht beichteten und kommunizierten Hunderte von Wallfahrern. Sechs Tage hindurch spendete der Fürstbischof die heilige Firmung.

Durch die Äußerungen der Liebe des schlichten Volkes gegenüber dem Oberhirten wurde Diepenbrock aufs tiefste gerührt. „Wenn ich in den Pausen der Firmung“, schreibt er seiner Schwester Apollonia, „auf dem bischöflichen Thron sitze, so drängen sie sich auf den Knien heranrutschend herbei zu Hunderten, um mir das Kleid, die Füße und die Hände zu küssen. Ein Abwehren nützt nichts; sie möchten einen aufessen vor Liebe und Verehrung, und heute beim Hinausgehen hätten sie mir fast die Kleider vom Leibe gerissen; dann kommen die Geistlichen mir zu Hilfe und fahren scharf dazwischen; ich aber suche dem guten Volke durch Blicke und Geberden verständlich zu machen, nicht selten durch Tränen, daß ich ihre Liebe nicht mißverstehe, daß sie mich freut und rührt, und daß ich gern von ihnen mich plagen lasse . . .“ „Der gute Fiehel hatte alle Tage des ganzen Jahres das Haus voll Gäste, denn in dem armen Dorfe ist für anständige Leute kein



Unterkommen; also zieht alles zu ihm. Solange ich hier bin, hat er täglich dreißig bis vierzig Tischgenossen; das geht, als verstände es sich von selbst. Das Volk schleppt ihm aber auch Lebensmittel von allen Seiten ins Haus; aus dem nahen russischen Polen brachten gestern Leute ganze große Körbe voll hin; sie hätten gehört, daß hier die große Feierlichkeit sei, und da werde wohl an Eiern Mangel sein, so seien sie in ihren Dörfern herumgezogen und hätten gesammelt. Am Abend des 27. kamen von Beuthen gegen 200 Frauen und Jungfrauen aus allen Ständen und brachten mir einen Fackelzug, d. h. jede hatte zwei Wachskerzen in der Hand. Auf dem Platze machten sie erst durch ihre Aufstellung ein großes M, dann ein Kreuz.“

Am 29. August bestieg Pfarrer Stabitz, nachdem der Fürstbischof frühzeitig zelebriert und noch gefirmt hatte, die Kanzel, dankte dem hohen Gaste im Namen des ganzen Volkes und bat um den bischöflichen Segen. „Der tief ergriffene Herr Fürstbischof antwortete stillschweigend mit einem von Tränen benehten Gesichte — eine Antwort, welche gewaltiger wirkte, als die beredteste Predigt, . . . Der Herr Fürstbischof konnte kaum durch die Scharen durchkommen, welche sich drängten, wenn nicht die Hand, so wenigstens den Saum seines Kleides zu berühren und zu küssen.“ Auf dem Kirchhofe aber sprach Diepenbrock zu den hier versammelten Priestern: „Das waren doch glückliche acht Tage, die ich in Piefar verlebte.“ Darauf verließ er, vom Klerus zum Bahnhof begleitet, den Ort. Er hatte im ganzen etwa 14 000 Personen gefirmt.

Zur Erinnerung an die Konsekration stiftete der Fürstbischof der Gnadenkirche eine herrliche, vom Reißer Goldschmied Martin Vogelhund um 1710 gefertigte Monstranz im Barockstil, die einst Kaiserin Eleonora, Gemahlin Leopold I., dem Jesuitenkolleg in Oppeln geschenkt hatte, und die nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu vom Fiskus beschlagnahmt worden war. Diepenbrock kaufte das Kunstwerk, dessen Lunula aus dem Brautring der Kaiserin angefertigt war, für 600 Taler zurück und schenkte es der Piefarer Marienkirche.

In das Fundationsbuch der Wallfahrtskirche aber schrieb der Dichter-Bischof am Tag der feierlichen Einweihung der schönen

Marienkirche, dieses „merkwürdigen Denkmals katholischen Glaubens und katholischer Liebe“ folgende Verse:

„Alle, die hier eingeschrieben,  
 Alle Namen groß und klein,  
 Schreib, o Herr, mit deinem Blute  
 In das Buch des Lebens ein:  
 Daß von Allen keine Seele  
 Einst am großen Tage fehle!  
 Und du, Jungfrau, der zu Ehren  
 Herz und Gaben sie geweiht,  
 Schmücke zu des Lammes Mahle  
 Sie mit lichtem Hochzeitskleid,  
 Stelle sie am ew'gen Throne  
 All als Kinder dar dem Sohne!“

## 3.

### Der Kampf gegen die Brannntweinpest.

**Z**u Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts lag die Bevölkerung Oberschlesiens, namentlich in den südöstlichen Theilen, größtentheils in den Fesseln des Brannntweindämons. Wohl in keinem anderen europäischen Lande, Irland vielleicht ausgenommen, sagt Lorinser in seinem klassischen Büchlein: „Der Sieg über die Brannntweinpest in Oberschlesien“, hat die Macht dieses Feindes in so furchtbarer Weise gewüthet als hier: „Ich habe das benachbarte Galizien, das wegen des Brannntweintrinkens sehr verrufen ist, von einem Ende bis zum anderen durchreist, und auf dem weiten Wege von Krakau bis an die Grenzen der Moldau sind mir nicht so viele Betrunkene begegnet, als ich an einem Sonntage auf der nur drei Meilen langen Straße zwischen Beuthen und Myslowitz taumeln und liegen sah. Wenn jemand bei uns die Tausende hätte zählen können, denen die Berausung zum täglichen Bedürfnis geworden, auch nur die Hunderte, die sich auf jedem Jahrmarkt um Sinn und Vernunft gebracht, die zivilisierte



Welt würde vor diesen Zahlen erschrecken. Bei Hochzeiten stieg der Unfug so hoch, das öfters das Brautpaar mit allen Gästen zurückgewiesen und die Trauung auf einen anderen Tag verschoben werden mußte. Bei Kindtaufen geriet der Täufling nicht selten in Lebensgefahr. Zu allen Zeiten und an allen Orten, bei Nacht und bei Tage, während der Arbeit und der Muße, wurde Branntwein getrunken; nur am Karfreitage, am ersten Tage der drei hohen Kirchenfeste und am Fronleichnamstage schien die Völlerei von einer kurzen Sabbatrube unterbrochen zu werden. Das männliche und das weibliche Geschlecht, und nicht allein Erwachsene, sondern auch Kinder, waren dem Laster der Trunksucht ergeben. Unter den Ärmsten sogar, die selten Brot, fast niemals Fleisch genossen, und deren gewöhnliche Nahrung aus Kartoffeln, saurem Kohl und saurer Milch bestand, war Branntwein das tägliche und unentbehrliche Getränk. Diejenigen, welche nur soviel tranken, daß sie noch die Besinnung und den Gebrauch ihrer Glieder behielten, wurden kaum als Säufer angesehen. Überall im Volke war der Irrwahn verbreitet und die falsche Überzeugung eingewurzelt, daß der Branntwein zur Erhaltung und Stärkung des Lebens ein notwendiges Erfordernis sei, ohne welches der Mensch nicht bestehen, nichts ertragen, nichts vollbringen könne.“

Als Ursache dieser „gräßlichen, Leib und Seele zerrüttenden Pest des Branntweingenußes,“ wie Diepenbrock die Trunksucht nannte, wurden gewöhnlich angeführt: die unermessliche Zahl der Schankstätten, (in Ratibor allein 55 Branntweinschenken) und Brennereien (im Archipresbyterat Lohndau gab es auf einer Fläche von etwa zwei Quadratmeilen mit 28 000 Menschen 18 Branntweinbrennereien, die Tag und Nacht, die hohen Feste nicht ausgenommen, jährlich mindestens 8 Monate hindurch viele Tausend Eimer Branntwein erzeugten), die allzuhäufigen Tanzlustbarkeiten an Sonn- und Feiertagen, die Abhaltung der Gemeindefitzungen in den Gasthäusern, die oberflächliche Handhabung der polizeilichen Verordnungen durch die Organe der Obrigkeit, der Mangel eines trinkbaren Bieres, die Unsitte der Arbeitgeber, ihren Arbeitern Branntwein zu reichen, und mancher Dominien, ihren Beamten und Deputatisten vierteljährig eine Ration in Branntwein zu überweisen, der billige Preis dieses Getränkes, die Leich-



tigkeit, bei den Schankwirten, die größtenteils Juden waren, nicht bloß gegen Geld, sondern auch gegen Getreide, Kleidungsstücke, Möbel Branntwein zu erhalten. Aber es muß doch bei der Erklärung dieses Übels auch die erbärmliche materielle Lage eines großen Bruchteils der Bevölkerung und der lange, harte Winter 1843/44 in Anschlag gebracht werden. „Kommt einmal, so ruft Wit genannt von Döring, einer der bedeutendsten Vorkämpfer der Mäßigkeitsbewegung, den Mäßigkeitsvereinen zu, nach Oberschlesien und versucht euer Wirken beim slavischen Bauern, der mit dem Branntwein nicht bloß den Durst, sondern auch den Hunger stillt. Nach genauer Forschung behaupte ich, der arme, stets betrunkene polnische Bauer trinkt nicht halb so viel als der offenbar nüchterne deutsche, der aber gut dabei ist.“

Gegenüber einem so tief eingewurzelten Laster richteten die gewöhnlichen, von der Seelsorge angewandten Mittel sehr wenig aus, noch weniger staatliche Maßnahmen, wie die Empfehlung rein weltlich eingestellter, der kirchlichen Grundlage entbehrender Mäßigkeitsvereine. Deshalb setzten Ende 1843, ja schon vorher, hie und da außerordentliche seelsorgliche Maßnahmen ein. Eine der markantesten Persönlichkeiten des oberschlesischen Klerus, Pfarrer Schaffranek von Beuthen, hielt schon als Kaplan an vielen Orten passende Mäßigkeitspredigten. Doch war er davon so wenig befriedigt, daß er am 6. Februar 1844 an den berühmten Mäßigkeitsapostel des westlichen Deutschlands, Kaplan Seling in Osnabrück, schrieb: „Soweit ich das Volk kennen gelernt habe, gleicht es einem Manne, der vor dem Spiegel sein Angesicht beschaut, dann sich hinweg wendet und bald nicht mehr weiß wie es aussieht . . . Lehren Sie uns, Hochwürdiger, wie dieser Wankelmuth in eine moralische Beständigkeit umgewandelt werden könne bei Leuten, die schon seit vielen Jahren als Vollsäufer lebten!“

Auch Pfarrer Hirsch in Groß Pluschnitz soll sich in außergewöhnlicher Weise im Kampf gegen die Branntweinpest eingesetzt haben. Ganz besonders verdient aber hier Erzpriester Equart, Pfarrer in Schalkowitz, genannt zu werden, der die Richtlinien eines erfolgreichen Kampfes gegen die Branntweinseuche bereits richtig erkannte und in seiner kleinen, vom Hauptherde des Alko-

holismus allerdings ziemlich abgelegenen Gemeinde das schon im kleinen begann, was Fiebig nun im großen ausführte. Angeregt durch den ihm zu Ohren gekommenen Erfolg der Bemühungen des Pfarrers Hirsch und eine vom 6. Oktober 1843 datierte Verfügung des Generalvikariats, wonach alle Erzpriester über die Ursachen der Branntweinpest und die zu ihrer Bekämpfung notwendigen Maßnahmen berichten sollten, verbannte er zunächst selbst alle gebrannten Getränke aus seinem Hause, veranlaßte seine Konzirkularen ebenfalls dazu, machte während des Herbstes 1843 das Laster der Trunksucht und namentlich die furchtbaren Folgen derselben zum Gegenstand der sonntäglichen Nachmittagspredigten und legte schließlich am 3. Adventssonntag angesichts seiner Zuhörer vor dem Altare kniend das Gelübde der Enthaltbarkeit ab. Mehrere Personen folgten sogleich seinem Beispiel. Das war der Anfang seines auf kirchlicher Grundlage beruhenden Mäßigkeitsvereins, dem er den Namen einer Bruderschaft beilegte. Als Bedingungen des Eintritts in den Verein forderte er die gänzliche Enthaltung vom Genuß gebrannter Getränke, strenge Mäßigkeit im Genuß anderer berauschender Getränke, Verhinderung des Branntweingenußes bei den Angehörigen, Vermeidung aller Orte und Gelegenheiten, die zum Branntweingenuß Anlaß geben, ein tägliches Gebet bestehend in einem Vaterunser und Ave Maria um Bekehrung der Verirrten und Erweiterung des Vereins, Zuführung wenigstens eines Mitgliedes zum Verein, Ausübung eines guten Werkes je nach den Vermögensumständen. — Am 8. Febr. 1844 trat der hochbegabte und vorurteilslose ober-schlesische Agrarier Wit, genannt von Döring, gebürtiger Däne, Protestant, selbständiger Verwalter der Güter seiner Gattin und seines Schwagers, Urbanowik und Pischow, in der Schlesischen Zeitung mit seinem berühmten „An- und Aufruf zur Bekämpfung der Branntweinpest“, den er zu Neujahr verfaßt hatte, auf den Plan. Unter den zehn Vorschlägen, die er in diesem, mit dem Aufrufe „An mein Volk“ verglichenen Manifest zur Niederringung des Feindes machte, stand auch der, man solle katholischerseits dem Papst die Sachlage schildern, damit von höchster geistlicher Stelle ein anderes Breve „de salute animarum“, ergehe und etwa durch Gründung von Bruderschaften und Verleihung von Indulgenzen dem Übel



begegnet werde. Wenige Tage nachher ließ sich ein katholischer Edelmann, Ludwig von Schmatowsky auf Radau, im Schlesischen Kirchenblatt also vernehmen: „Nachdem seit langer Zeit so viel Erfolgloses über den zerstörenden Einfluß des Branntweins gesprochen sei und trotzdem auch nicht ein Schnaps weniger getrunken werde, sei der Aufruf des Herrn Wit von Döring mit seinen Vorschlägen als eine Dase in der Wüste freudig begrüßt worden; seine Stimme werde nicht fruchtlos verhallen. Der mühevollste, aber deshalb schönste Teil der Arbeit ist der hochwürdigen Geistlichkeit zugeteilt, und wenn, wie nicht zu bezweifeln, ihr von der obersten Kirchenbehörde die nötige Unterstützung zu teil wird, um nicht die Bemühungen einzelner unbeachtet vorübergehen zu lassen, sondern die gesamte Anstrengung in einem Zentralpunkt zusammenzufassen, so dürften wir von unserem stets rüstigen schlesischen Klerus großartige Resultate erwarten, die denen des P. Mathew und des Kaplans Seling nicht nachstehen werden. Nur auf geistlichem Gebiete kann das Übel mit der Wurzel ausgerottet werden. Jede Finanz- und Polizeimaßregel, sowie alle Humanitäts- und Moralitätsfajeleien, ohne kirchliche Unterlage werden den bereits fressenden Krebs nicht wegbeizien. Deshalb möge da die Kirche helfen, wo die Welt nichts mehr vermag!“

Als dann am Anfange des folgenden Monats ein geistlicher Berichterstatter seinen Mitbrüdern im Schlesischen Kirchenblatt die freudige Nachricht gab, daß sich ein sehr beliebter und durch seine Unternehmungen bekannter Seelenhirt im Beuthener Archipresbyterate mit dem Kaplan Seling in Verbindung gesetzt habe, bemerkte der Redakteur, Alumnatsrektor Sauer, in einer Fußnote: „Wir haben schon seit längerer Zeit den Gedanken gehegt, daß gerade dieser Priester vorzüglich geeignet sein dürfte, namentlich für Oberschlesien ein zweiter Mathew oder Seling zu werden. Möge Gott das Beginnen segnen!“

Dieser Priester war Johann Mois Fiezel. Mit wachsendem Schmerz hatte der für die Ehre Gottes begeisterte und von glühender Liebe für sein Oberschlesien beseelte Pfarrer von Piekar das Elend seiner Landsleute gesehen und nachgedacht,



was er zur Rettung des Volkes tun könne. Bei seinem kindlichen Vertrauen auf die fürsprechende Hilfe der Gottesmutter, deren armseligen Diener er sich gern nannte, hatte er schon fast ein Jahr hindurch nach jeder heiligen Messe mit den Gläubigen das Memorare des heiligen Bernhard in der Absicht gebetet, daß die Hochgebenedeite hier helfen möge, wo menschliche Hilfe versagte. Sein Vertrauen sollte nicht getäuscht werden. Ein in der Piekarer Gegend sehr verbreiteter Kalender enthielt die Bemerkung, daß am 2. Februar (1844) in Beuthen ein Jahrmarkt gehalten werden sollte. Diese Nachricht versetzte den eifrigen Mariendiener in leicht begreifliche Unruhe. Ziel doch auf diesen Tag das Fest Mariä Lichtmeß, ein kirchlich gebotener Feiertag. Und dieser Feiertag sollte durch eine Veranstaltung, die erfahrungsgemäß zu vielen Ausschreitungen Anlaß bot, profaniert werden. Da kam ihm der Gedanke, diese, wenn auch vielleicht nicht beabsichtigte, aber tatsächliche Verunehrung der Himmelskönigin, durch die sofortige Einführung des Enthaltksamkeitsvereins unter dem Titel des eben profanierten Festgeheimnisses „Maria Lichtmeß“ in seiner Gemeinde zu sühnen. Am Vorabende des Festes besprach er diese Angelegenheit mit dem zur Zeit bei ihm wohnenden polnischen Franziskanerpater Stefan Brzozowski und entwarf die Statuten des zu errichtenden Vereins. Am Festtage selbst wandte er sich in der Frühmesse zum Volke, mahnte es vom Besuche des Jahrmarktes ab, proklamierte feierlich die Enthaltksamkeit und stellte diese große und heilige Sache unter den Schutz Mariens. An demselben Tage hielt noch P. Stefan eine feurige Ansprache über diesen Gegenstand und lud das Volk zum Eintritt in den Enthaltksamkeitsverein<sup>1)</sup> ein. Der Kreuzzug gegen den Branntwein war hiermit eröffnet. Am 5. Februar ersuchte Fiekel den P. Seling in Osnabrück um Ratschläge für die Durchführung der Enthaltksamkeitsbewegung. Die Predigten über die Enthaltksamkeit von gebrannten Getränken in Piekar wurden noch wochenlang fortgesetzt. Hand in Hand damit ging entsprechende Belehrung in der Schule. Aber in der Tätigkeit für seine Parochianen erschöpfte sich sein

1) Da das Volk außer dem Branntwein keine alkoholischen Getränke kannte, so konnte der Verein, der die Enthaltung von gebrannten Getränken vorschrieb, mit Recht „Enthaltksamkeitsverein“ genannt werden.

Seeleneifer nicht. Sein Ziel war, ganz Oberschlesien, ja noch weitere Kreise, durch die Enthalttsamkeitsbewegung zu erfassen. Er gewann vier andere seeleneifrige Pfarrer seines Archipresbyterates, Ludwig Markefka in Myslowitz, Leopold Markefka in Bogutschütz, Joseph Schaffranek in Beuthen und Bernhard Purkop in Woischnit für seine Sache, und am Tage Mariä Verkündigung, 25. März, wurde der in Piekar schon im Februar angekündigte Enthalttsamkeitsverein in den genannten fünf Pfarreien nach erschütternden Predigten feierlich eingeführt. Unaufhaltsam flutete die Bewegung vorwärts. Im April 1844 zählte der Enthalttsamkeitsverein in Beuthen schon etwa 5000, in Bogutschütz 2344, in Myslowitz (bei 3845 Kommunikanten) 3759 Mitglieder.

Aus Rybnik berichtete der Landrat, daß zu Ostern unter der katholischen Bevölkerung seines Kreises eine fast durchgängige Bekehrung bewirkt worden sei. Ein kurzer Zeitraum habe genügt, um 50 000 Säuser zu den nüchternsten Untertanen Seiner Majestät des Königs zu machen. Von derselben Stadt aus, wo 7000 Parochianen das Gelöbniß der Enthalttsamkeit ablegten, dankten die Bürger öffentlich ihrer Geistlichkeit und bemerkten, daß auch der evangelische Pastor sich rühmlich der Sache angenommen habe. Auch im Kreise Pleß marschierte die Nüchternheitsache. Im Mai und Juni griff die Bewegung in die Kreise Loß-Gleiwitz, Groß Strehlitz, Rosenberg, Ratibor, Kosel, Oppeln über. Eine zweite Zentrale im Kampf gegen den Branntwein wurde der St. Anna-berg, seitdem P. Stefan mit Genehmigung der bischöflichen Behörde dort Aufenthalt genommen. Auch im Kreise Leobschütz und zum Teil im Kreise Neustadt gewann die Bewegung Anhänger. Im polnischen Sprachgebiet waren die Enthalttsamkeitsvereine, abgesehen vom Kreise Kreuzburg, schon im Jahre 1844 fast allgemein verbreitet, während die deutsche Bevölkerung, abgesehen von der Stadt Ratibor, sich weniger zugänglich zeigte. Die Gesamtzahl der Mitglieder der Enthalttsamkeitsvereine schätzte man auf etwa eine halbe Million. Selbst über die Grenzen Oberschlesiens, bis nach Galizien, Oesterreich, Schlesien, Mähren und Ungarn pflanzte sich die Bewegung fort, die von Piekar ihren Ausgang genommen.

Fiegelel selbst ist als Missionsprediger in der Enthalttsamkeitsache außerhalb seiner Parochie im allgemeinen nicht aufgetreten.



Die seelsorglichen Arbeiten in seiner Gemeinde und vor allem der sorgenvolle Kirchenbau ließen ihm dafür keine Zeit übrig. Der eigentliche Kreuzzugsprediger in Oberschlesien war P. Stefan Brzozowski. Dieser zweifellos sehr begabte Ordensmann, ein geborener Pole und auch nur der polnischen Sprache mächtig, hatte sich als Guardian des Franziskanerklosters in Chelm der unierten Katholiken angenommen, die Kaiser Nikolaus in möglichst unaufälliger Weise von Rom losreißen wollte, und war zur Verbannung nach Sibirien verurteilt worden. Es war ihm aber geglückt, rechtzeitig zu entfliehen. Bei Fiezek hatte er gastfreundliche Aufnahme gefunden und leistete in der Seelsorge Mithilfe. Von Piekar und später von Annaberg aus zog er nun rastlos von Ort zu Ort und hielt überall erschütternde Nüchternheitspredigten mit einem heispillosen Erfolge. Hunderttausenden soll er das Gelübde der Enthaltbarkeit abgenommen haben. Ein wesentlicher Anteil an der Bekehrung Oberschlesiens ist aber auch dem ober-schlesischen Seelsorgsklerus zuzuschreiben, dem übrigens auch noch die schwere Aufgabe zufiel, das Volk in den gemachten guten Vor-sätzen zu erhalten und bestärken. Aus der langen Reihe der Vor-kämpfer der Enthaltbarkeitssache seien hier nur Hirsch, Equart, Heide, Schaffranek, Purkop, die beiden Markefka und Stabik ge-nannt. Über die Erfolge der Nüchternheitsbewegung staunte die ganze Welt. Der bereits erwähnte protestantische Wit von Döring schrieb im Juni 1844 dem Schlesischen Kirchenblatt: „Nirgends in Deutschland, ja nirgends selbst in Amerika und Irland haben die Enthaltbarkeitssvereine einen so großartigen Aufschwung genom-men, als in der Provinz Oberschlesien, und nirgends in der Welt war die Bevölkerung so tief im Trunke versunken wie eben dort. Und woher diese wunderbare Erscheinung? Weil diese Bewegung selbständig vom Volke ausgegangen ist, und weil eine würdige Geistlichkeit in und mit dem Volke lebend, das gottlob noch vorhandene religiöse Element zur Förderung dieses praktischen Zweckes benutzt hat.“ Im Herbst desselben Jahres be-merkte er ebendasselbst: „Mit Zuversicht behaupte ich, daß niemals noch die Kirche einen schöneren, einen unbestritteneren Triumph gefeiert hat als den heurigen in Oberschlesien. Wie mit einem Zau-



berschlage ist aus der Ecclesia pressa eine Ecclesia victrix geworden, und die mittelbaren Folgen dieses Segens dürften leichtlich noch bedeutsamer werden als die direkten.“ Fürstbischof Melchior aber teilt im Juli 1846 seiner Schwester Apollonia mit: „Der Mäßigkeitsverein hat hier Wunder gewirkt. Früher taumelte alles im Branntweinrausch; jetzt darf in all den Buden nicht eine Branntweinflasche sich sehen lassen. Es ist eine wirkliche Wiedergeburt dieses Volkes vor sich gegangen, an die früher niemand würde geglaubt haben. Die Geistlichkeit ist selbst erstaunt über das Wunder, das unter ihren Händen sich begeben. Alle schreiben es einem außerordentlichen Gnadeneinflusse des Himmels zu, denn stets haben sie gegen die Unmäßigkeit gepredigt, aber stets ohne Erfolg. Seit zwei Jahren ist diese Wunderwirkung aus Irland über Westfalen hierher gelangt. Alle Branntweinschenken stehen leer, und die Juden, die sie teuer gepachtet hatten, sind in Verzweiflung. Die guten Weiber sind besonders glücklich, denn sie haben jetzt Frieden im Hause und bekommen keine Prügel mehr, und die Kindererziehung gedeiht, der Wohlstand mehrt sich.“ In seinem Hirtenbrief am 9. November 1846 spendet der Fürstbischof seinen obereschlesischen Diözesanen hohes Lob: „Ein großes Werk geistlichen Ackerbaues, ein herrlicher Sieg der Selbstverleugung, über den mit Recht die Welt staunt, ist mit Hilfe und unter seiner Fahne Tausenden, ja Hunderttausenden von euch in den letzten Jahren gelungen, der Sieg über das Laster des Branntweingenußes, welches so viele früher in schmachlichen Banden hielt. Wohl war es für kurze Zeit ein hartes, schweres Werk, diese tiefwurzelnden, allumschlingenden Giftpflanzen aus dem Garten eures Lebens auszurotten, aber ihr legtet die Hand mutig an den Pflug und blicktet nicht zurück nach dem verlockenden Genuße. Wie eine starke Pflugschar schnitt der in Gott gestählte Entschluß durch die verhärtete Scholle alter Gewohnheit und zerriß ihre Wurzelsfasern, die an eurem besten Herzblut saßen. Und wie herrlich lohnt sich nun schon dieses edle Tagewerk. Welch schöne Früchte trägt auch schon diesseits der also gereinigte Acker! Wie fühlt ihr selbst euch neu geboren, frei und glücklich. Wie anders gedeiht das Werk eurer Hände, und wie wohnt Frieden in euren Hütten, Eintracht und heitere Freude an euerm Herde, wo sonst der böse Geist der

Trunksucht in Roheit, Zank und blutigem Hader tobte! Preis und Dank dem Herrn, der euch diesen herrlichen Sieg verlieh durch die Fürbitte seiner heiligsten Mutter!"

So sehr dem Fürstbischof die wunderbare Umwandlung seiner ober-schlesischen Diözesanen erfreute, so konnte er sich doch der Befürchtung nicht verschließen, daß die Bewegung wie ein Seelen-rausch vorübergehen könnte. Deshalb bemühte er sich auf alle Art, das mit Begeisterung angefangene Werk zu befestigen und zu einem dauernden zu machen. Er hat den Heiligen Vater, die Enthaltjamkeitsvereine zu einer kirchlichen Bruderschaft unter dem Schutze der allerseeligsten Jungfrau Maria zu erheben. Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt. In einem Hirtenschreiben vom 28. August 1851, das man nicht ohne Ergriffenheit lesen kann, teilte er dem Klerus und den Diözesanen mit, daß Pius IX. laut Dekret vom 28. Juli 1851 die seit mehreren Jahren in der Diözese bestehenden Mäßigkeitsvereine zu einer kirchlichen Bruderschaft unter dem Schutze Mariens erhoben und diese Bruderschaft mit reichen geistlichen Gaben aus dem Gnadenschatze der heiligen Kirche ausgestattet habe; er ermunterte Klerus und Volk zur Ausdauer im heiligen Kampfe: „Wir breiten unsere Arme aus nach euch, ehrwürdige Brüder und geliebte Diözesanen, und bitten und beschwören euch um der Liebe Christi willen: Fahret fort in dieser heiligen Arbeit! Ermüdet nicht im heiligen Kampf! Bleibet stark in den Versuchungen!"

Bei den Vorbereitungen zur Erlangung der Bruderschaftsprivilegien bediente sich Diepenbrock wiederholt auch des Rates unseres Fiehef. Das letzte Schreiben, das Fiehef in der Enthaltjamkeitsache an den Kardinal richtete, erreichte den hohen Adressaten, als dieser auf seinem Felsenschlosse Johannesberg schon mit dem Tode rang.

Fiehefs Wirken in der Enthaltjamkeitsache war Gegenstand allgemeiner Anerkennung. Aber das Lob, das hochgestellte Persönlichkeiten, voran der König und die öffentlichen Blätter ihm zollten, machten den „armseligen Dorfpfarrer von Piekar" nicht eitel. Er war zufrieden damit, Gottes Ehre gefördert und seinem Volke genügt zu haben. Wenn die von ihm eingeleitete Bewegung



später wieder zurückging, so war dies nicht seine Schuld. Jedenfalls hat die Trunksucht in Oberschlesien nie wieder jenen furchtbaren Umfang angenommen wie vor dem Jahre 1844.

Schließlich sei hier noch im Interesse der historischen Wahrheit folgendes bemerkt: Der schon erwähnte Pfarrer Equart soll bald nach der Gründung seines Enthaltensamkeitsvereins in Schalkowitz Fiekel von seinen Maßnahmen und Erfolgen unterrichtet haben, worauf dann Fiekel diesen Gedanken aufgegriffen und in Piekar in erfolgreichster Weise in die Tat umgesetzt habe. Dagegen berichtet Equart am 23. Februar 1844 dem Generalvikariat, nachdem er die Gründung seines Vereins geschildert hat: „Einige Amtsbrüder haben diesem kleinen Anfang bereits ihre Aufmerksamkeit zugewendet und soeben erfahre ich, daß der Fb. Kommissarius Fiekel etwas Ähnliches vorbereite!“ Das macht doch nicht den Eindruck, als ob Equart mit Fiekel in dieser Angelegenheit bereits Fühlung genommen hätte! Ferner scheint man das Vorgehen Fiekels auf die Initiative des Herrn Wit von Döring, nämlich auf den berühmten „An- und Aufruf“ zurückgeführt zu haben. Mit Unrecht! Denn Fiekel eröffnete seinen Feldzug gegen den Branntwein am 2. Februar 1844, während der genannte Aufruf erst am 8. Februar dieses Jahres in der Schlesischen Zeitung erschien. Übrigens bemerkt Lorinser in seiner bekannten Schrift. „Der Sieg über die Branntweinpest in Oberschlesien“, er habe es nicht für unwichtig gehalten, Fiekel u. a. auch die Frage vorzulegen, welchen Eindruck der von Wit v. Döring schon am ersten [soll heißen achten] Februar in den Zeitungen erlassenen Aufruf in ihm hervorgebracht habe. Darauf sei aus Piekar folgende Antwort eingetroffen: „Den vierzehnten Februar fuhr ich zur Aushilfe im Beichthören nach W. [Woischnitz], wo der junge und eifrige Pfarrer P. [Burkop] der bereits angefangenen Sache nicht nur sehr gern beitrug, sondern sich auch erbot, dieselbe im Kirchenblatt zur Sprache zu bringen. Bei dieser Gelegenheit bekam ich zum erstenmal den Aufruf des Herrn von Döring in die Hände, weil ich sonst keine Zeitungen lese und dazu auch keine Zeit habe. Daß ich mich darüber sehr erfreute und noch mehr dadurch ermutigt wurde, öffentlich und im weiteren Umkreise die Nüchternheitssache zu betreiben, werde ich zu



Ehren des Herrn von Döring jederzeit eingestehen. Non nobis, Domine, non nobis, sed Nomini Tuo da gloriam. Gönnen Sie mir nur den jenseitigen Lohn. Der irdische mag allen zuteil werden, die sich damit begnügen.“

Reinkens sagt in seiner Diepenbrockbiographie: „Da ereignete es sich, daß das Wort von der Wunderkraft kindlichen Gemütes dort, wo der Verstand der Verständigen erblindet, wieder seine Geltung behauptete. Wer das gläubige, oberschlesische Volk kannte, mußte sich sagen, daß eine heiße, unglückliche Leidenschaft bei ihm sich nur durch eine direkt sie bekämpfende religiöse Begeisterung besiegen lasse. Es war der durch sein kindliches, harmlos frommes Gemüt beim Volke beliebte kleine Pfarrer von Deutsch Pieskar Fiezek, welcher einen günstigen Moment ahnungsvoll ergriff, um diese religiöse Begeisterung anzufachen, indem er der volkstümlichen Verehrung der Mutter Gottes jene Richtung gab, welche die heiligen Gelöbnisse der Enthaltksamkeit von dem verderblichen Genuß und die Mäßigkeitsvereine ins Leben rief. Bald hatte der brave Pfarrer Kampfgenossen. Ein Ordensgeistlicher P. Stefan und Kaplan Seling aus Dsnabrück taten sich hervor, aber auch der oberschlesische Seelsorgsklerus ging mit Freude und Eifer auf die Bewegung ein.“ Es sei hierzu bemerkt, daß sich die Teilnahme Selings an dem Kampfe gegen die Branntweinpest in Oberschlesien auf — zweifellos sehr praktische — Ratschläge beschränkt hat, die er Fiezek, P. Stefan und Schaffranek brieflich erteilte. In Oberschlesien ist Seling indeß nicht gewesen. Ein protestantischer Lehrer hatte ihn in einem rührenden Briefe am 29. Oktober 1844 nach Schlesien eingeladen, aber ohne Erfolg. Ein Jahr später schreibt Pfarrer Hübner von Rattern, der Seling bei seinem Aufenthalte in Berlin im August 1845 kennen gelernt hatte, dem Generalvikariat er hätte damals, falls es mit seinen pecuniären Verhältnissen in Einklang zu bringen gewesen wäre, für seine Seele gern den P. Seling nach Schlesien und zunächst nach Rattern zu einem Mäßigkeitsfest eingeladen.

## 4.

**Volksmission. Romreise.**

**E**in hochstehender römischer Prälat hatte schon 1840 mit einer Art Divinationsgabe, als sähe er die schweren Zeiten der katholischen Kirche Deutschlands voraus, geäußert: „Gebt den deutschen Priestern die Exerzitien, dem deutschen Volke die Missionen, und Deutschland ist gerettet.“ Der Wunsch der in diesen Worten ausgesprochen liegt, ist auch in Bezug auf die schlesische Kirche bald in Erfüllung gegangen. Länger als ein halbes Jahrhundert hatte der schlesische Klerus der gemeinschaftlichen Geistesübungen entbehrt, nicht ohne daß die Folgen dieser Unterlassung sich auch hier bemerkbar gemacht hätten. Da unternahm Melchior Christ, Pfarrer an der Sandkirche in Breslau († 21. Februar 1846), den Versuch, die Priesterexerzitien in Schlesiens wieder aufleben zu lassen. Er hielt dem Breslauer Seelsorgsklerus geistliche Übungen. Aber sein Beispiel fand keine Nachahmung. Nachhaltigen Erfolg erzielten erst die Bemühungen Diepenbrocks. Es war ein diözesanhistorischer Moment, als am 12. August 1850 der berühmte Exerzitienmeister, Pfarrer Dr. Westhoff aus Westfalen, im Breslauer Alumnat vor 120 aus allen Teilen der großen Diözese herbeigeeilten Priestern, die in der kleinen Anstaltskapelle gar nicht Platz hatten und deshalb zum großen Teil auf dem Korridor standen, die geistlichen Übungen eröffnete. Durch die kraftvollen tief in die Seelen greifenden Vorträge mit neuer Begeisterung für den heiligen Beruf erfüllt, durch die ernste Anwendung des Gehörten auf sich selbst und durch den Empfang des heiligen Bußsakramentes innerlich reformiert, und durch die erschütternde Ansprache des eigens aus Johannesberg herbeigeeilten Fürstbischofs am Schluß der heiligen Übungen tief ergriffen, kehrten die Priester zu ihren Gemeinden zurück. Den Breslauer Exerzitien folgten, ebenfalls von Dr. Westhoff gehalten, solche auf dem St. Annaberge und in Neiße. An jenen nahmen 91 an diesem 70 Priester teil.



Im Sommer desselben Jahres wurden nach wohl hundert-jähriger Unterbrechung auch wieder Volksmissionen in der Grafschaft Glatz gehalten u. z. durch die Redemptoristen. Die gesegneten Erfolge derselben veranlaßten einen Berichtstatter, im Schlesischen Kirchenblatt den Wunsch auszusprechen: „Mögen sich vor allem recht viel Gemeinden der Grafschaft Glatz und des lieben Schlesierlandes dieser großen Wohltat erfreuen: Möge der deutsche Episkopat nicht länger zögern, seine dieserhalb zu Würzburg gefaßten Beschlüsse zur Ausführung zu bringen . . . Es ist in der That jetzt ein beseligendes Gefühl, in der Mitte einer missionierten Gemeinde zu leben und zu wirken; ein ganz anderer Geist durchweht sie, ein Geist des Friedens, der Freude, hervorgehend aus der erlangten Wiederveröhnung und Vereinigung mit Gott.“

Im September 1850 wandte sich Dr. Westhoff brieflich an Fiezek, mit dem er bei den Exerzitien bekannt geworden war, und eiferte ihn ebenso kräftig als dringlichst an, dahin zu wirken, „daß die Volksmissionen sobald als möglich bei uns zustande kommen, weil diese mit den Rekolektionen der Geistlichkeit Hand in Hand gehen müßten und nur dadurch mittels der Gnadenhilfe des Himmels eine allgemeine Wiedergeburt zum Besseren sich erwarten lasse.“ Fiezek hatte aber schon vorher dieser Angelegenheit seine Aufmerksamkeit zugewandt. Das Archipresbyterat Tarnowitz, dem Fiezek seit der Teilung des großen Beuthener Archipresbyterates Beuthen vorstand, und das Archipresbyterat Beuthen hatten bereits auf ihren Konventen Anfang 1850 beschlossen, die geistliche Behörde zu bitten, daß Volksmissionen zur Neubelebung der Nüchternheitsache und zur Hebung der Sittlichkeit ins Leben gerufen würden. Es lag ja sehr nahe, daß Fiezek die aus Galizien 1848 vertriebenen Jesuitenpatres, die in seinem gastfreien Pfarrhause immer wieder liebevolle Aufnahme fanden, und die bei den großen Missionen in Galizien unter Leitung des berühmten P. Antoniewicz so einzigartige Erfolge erzielt hatten, auch seinem geliebten oberschlesischen Volke nutzbar zu machen bestrebt war.

In der That kam der Gedanke der Volksmissionen in Oberschlesien bald zur Verwirklichung, und zwar nahmen diese segens-

reichen Veranstaltungen, wie einst die Nüchternheitsbewegung, in der Pfarrgemeinde unseres Fiekel ihren Anfang. Es war — seit den Jesuitenmissionen vor der Besignahme Schlesiens durch Friedrich II. — die erste Mission in der Breslauer Diözese überhaupt. Am 27. Juni 1851 schrieb Fiekel an Kardinal Diepenbrock: „Es haben sich bei mehreren geistlichen Konventen die Stimmen eifriger Seelsorger vernehmen lassen, daß es zur Zurückführung des gläubigen Volkes zum G e h o r s a m gegen geistliche und weltliche Obrigkeiten, welchen die vorletzten zwei Jahre gewaltig gelockert hatten, dann zur Besserung der untergrabenen Sittlichkeit — zumal in den letzten drei Jahren die unehelichen Geburten enorm zugenommen haben — und endlich zur Begründung der Nüchternheit, gegen welche die Aufruhrmänner nach allen Seiten losstürmten, die Volksmissionen äußerst wünschenswert, ja höchst notwendig sind. Westhoff habe ihn aufgefordert, sich für die Abhaltung der Mission einzusetzen, und der Kardinal selbst habe mündlich den Wunsch geäußert, durch diese in vielen Gegenden Deutschlands erprobten Mittel zur wahren Beglückung und Beseligung des Volkes hinzuwirken. Da nun die leisesten Wünsche des Kardinals für ihn angenehme Befehle seien, habe er sich entschlossen, für den Anfang des Monats Juli d. J. die Abhaltung der Missionen vorzubereiten, damit noch vor der Ernte, die in der Pieskarer Gegend gewöhnlich 14 Tage später als in Mittel- und Niederschlesien eintrete; noch womöglich zwei achttägige Missionen abgehalten werden könnten, nämlich in Deutsch Pieskar die erste, zugleich für die bei Tarnowitz umliegenden Parochien, und die zweite in Beuthen, für diesen und die nächstliegenden Kirchsprengel. Nach der Ernte könnten dann die Loster, Lubliner und Pleßer Gegenden dieser Wohltat theilhaftig werden. Weil fremde Prediger des größeren Eindrucks wegen notwendig sind, so habe er sich an den Pater Provinzial S. J. Baworowski gewandt und von demselben die Zusicherung empfangen, er werde aus Galizien die brauchbarsten und in Abhaltung der Missionen erfahrensten Priester hinsenden, um mit Gottes Gnadenhilfe den Erwartungen möglichst zu genügen. Er erbitte sich nun für die Missionäre die erforderlichen Vollmachten und für das ganze Werk den bischöflichen Segen.“



Nachdem, um etwaigen Bedenken staatlicherseits gegen die Mission von vornherein zu begegnen, dem Oberpräsidenten ein informierendes Schreiben des Kardinals zugesandt war und Fiebel zusammen mit P. Superior Antoniewicz in Johannesburg sich beim Kardinal den Segen und die nötigen Vollmachten geholt hatten, konnte das Werk der Geisteserneuerung in Oberschlesien beginnen. „Sonntags, den 13. Juli, abends,“ schreibt Kaplan Pressfreund dem Schlesischen Kirchenblatt, „wurde die Mission in Deutsch-Biekar von [sieben] Priestern der Gesellschaft Jesu eröffnet, und seit diesem Tage ist die Straße dahin vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit zahlreichen Pilgern, selbst bis aus der Ratiborer Gegend, wie besät. 18 bis 20 Priester sitzen täglich vom Morgen bis in die Nacht in den Beichtstühlen, um den durch die Predigten der Missionare bis ins Innerste erschütterten Beichtkindern Trost zu geben und das Sakrament der Buße zu spenden. Tausende umlagern die im Freien aufgestellte Kanzel und den im Freien errichteten Altar. Dort zeigt die Masse einen zum Bewußtsein und zur Erkenntnis gekommenen Sünder, hier ein in tiefster Andacht um Gnade und Barmherzigkeit flehendes Volk. Darum auch diese Ruhe und Ordnung. Man sieht Tausende von Menschen, aber man hört sie nicht; es herrscht den ganzen Tag hindurch beinahe eine Totenstille. Mit Tränen der Freude über ihre Wiederkehr zu Gott, aber auch zugleich mit Tränen der Dankbarkeit gegen die mit seltenem Eifer erfüllten Missionäre und mit gleichem Eifer im Beichtstuhl arbeitenden Kuratgeistlichen verläßt jeder Pilger, nachdem er drei oder vier Tage der Andacht beigewohnt, wenn ihm die häuslichen Geschäfte nicht gestatten, der ganzen Mission beizuwohnen, den Ort der besonderen Gnade Gottes. Sonntag, den 20. Juli, wurde die Mission beendet. Mindestens 15 000 Menschen waren an diesem Tage dasselbst versammelt. Fiebel benedizierte das auf dem Friedhof aufgestellte Missionskreuz. P. Antoniewicz hielt die Schlußpredigt, deren tieferschütternder Eindruck sich nach der Äußerung eines Ohrenzeugen wohl empfinden aber nicht beschreiben läßt. Über 7000 Menschen empfingen während der Missionswoche die heiligen Sakramente; dazu kamen noch 5000 in den nachfolgenden Tagen. In seiner Veröffentlichung über die obererschlesische Mission

1851, die im Verlage Fiezek's erschien, schreibt Antoniewicz: „Das war eine schöne Zeit. Das war, wie wenn jemand einen Baum schüttelt, und die Regentropfen dicht von den Zweigen fallen, so hat in dieser Zeit Gott eure Herzen geschüttelt, und die Augen sprudelten Tränen der Buße hervor. Wie erwachte unter uns das Leben des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Aus nahen und fernen Dörfern und Städten zogen zahlreiche Professionen unter dem Gesange frommer Lieder herbei, sodaß diese Stimmen in ganz Oberschlesien sich verbreiteten und bis zum Himmel drangen. Alle begrüßten, liebten, freuten sich im Herrn! Es war wie einst zu der Zeit Jesu, da große Scharen ihm folgten, um sein Wort zu hören.“

Die Mission in Piekar beschränkte sich nicht auf diese Parochie Als erste Veranlassung ihrer Art seit undenklicher Zeit zog sie Gläubige aus der ganzen Umgegend und zum Teil aus weiter Ferne herbei. Der Ruf der Mission von Piekar wurde durch die zahlreichen Gäste bald in ganz Oberschlesien verbreitet und das Verlangen nach solcher Veranstaltung auch an anderen Orten geweckt. Auf die Piekarer Mission folgten noch im Laufe dieses Jahres die Missionen in Tarnowitz, Woischnit, Biskupitz, Myslowitz, Czwiklitz, Pleß, Tost, Beuthen, im folgenden Frühjahr die Mission in Oppeln; nach Speil wohl die großartigste Mission, die Schlesien gesehen hat.

Im Jahre 1852 erlebte die Parochie Fiezek's eine furchtbare Heimsuchung. Es trat die Cholera auf und raffte von den 1200 Einwohnern über 120 hinweg. Erhebend wirkte in jenen traurigen Tagen die aufopferungsvolle Pflege der Kranken durch einen barmherzigen Bruder und eine Gräfin, sowie die furchtlose seelsorgliche Betreuung der Sterbenden durch Fiezek und seine Hilfspriester.

Eine wahre Erholung nach den jahrelangen Aufregungen und Sorgen des Kirchenbaues und der Cholerazeit war für Fiezek die Romreise, die er im Winter 1854 anläßlich der feierlichen Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängnis Mariä unternahm. Auf seine an den Fürstbischof Heinrich Förster gerichtete Bitte um die Erlaubnis zu dieser Reise, erhielt er nicht



nur die erbetene Genehmigung, sondern auch die Aufforderung, als Begleiter des Fürstbischofs die Pilgerfahrt anzutreten. Mit größter Freude nahm Fiekel die Einladung an.

Am 4. Dez. trafen die Pilger in Rom ein, und Fiekel hatte das Glück, zusammen mit dem Fürstbischof vom Heiligen Vater in Audienz empfangen zu werden. Als Pius IX. den kleinen Pfarrer von Piekar sah, bewillkommnete er ihn mit den Worten: „Sei gegrüßt, Diener Mariens.“ Der demütige Priester war durch diesen Gruß so gerührt, daß er in Tränen ausbrach und sich dem Stellvertreter Christi zu Füßen warf. Infolge außerordentlicher Inanspruchnahme des Papstes in jenen Tagen, als Hunderte von Bischöfen bei ihm vorsprachen, war es untersagt, bei den Audienzen dem Papst Bitten um Ablässe oder irgendwelche Privilegien vorzutragen. Aber der gütige Blick des heiligen Vaters ließ unseren Fiekel jenes Verbot vergessen, und er erbat sich von ihm verschiedene Indulgenzen. Auf die nach der Audienz seitens des Fürstbischofs an ihn gerichtete Frage, ob er nicht bei der Nichtbeachtung des Verbotes die Ungnade Seiner Heiligkeit befürchtet habe, erwiderte Fiekel treuherzig: „Vor dem Heiligen Vater fürchtete ich mich nicht, und wenn ich mich nicht vor Ew. Fürstlichen Gnaden gefürchtet hätte, würde ich mir noch mehr erbeten haben, denn ich hatte noch ein ganzes Päckchen von Gesuchen in der Tasche.“ Als eine besondere Gnade betrachtete es Fiekel, daß er am 8. Dezember in der St. Peterskirche Zeuge der feierlichen Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängnis beiwohnen konnte. Nach Beendigung der Festlichkeiten verließ er zugleich mit dem Fürstbischof Rom, machte aber, während der Fürstbischof auf direktem Wege nach Breslau zurückkehrte, einen Abstecher nach Loretto. Hier feierte er das Weihnachtsfest und reiste dann über Triest und Wien in die Heimat zurück. Als Andenken an seine Romfahrt brachte er allen Pfarrkirchen seines Archipresbyterates das große Altarprivileg mit, das der Heilige Vater auf seine Bitte hin bewilligt hatte.

## 5.

**Fiehełs Persönlichkeit.**

In seinem 1849 in Lemberg gedruckten polnischen Schriftchen „Ein Tag in Piekar; eine Episode aus der Pilgerschaft meines Lebens“, zeichnet P. Antoniewicz S. J., das Idealbild eines katholischen Priesters. Es ist ein Bild von solcher Wahrheit, Schönheit und Weihe, daß es wohl kein Priester ohne innerste Ergriffenheit lesen wird. Am Schlusse seiner Ausführungen stehen die Worte: „Willst du einen wahren Priester Christi kennen lernen, so reise nach Piekar“. Speil, der in seiner Biographie des berühmten Jesuiten die Ausführungen desselben wiedergibt, fügt treffend hinzu: „Was konnte nach einer solchen Schilderung des katholischen Priesters mehr zum Lobe dieses demütigen Pfarrers von Piekar gesagt werden, als dieses: „Willst du das Ideal eines katholischen Priesters finden, siehe, in Fieheł ist es verwirklicht.“

Rastlose äußere Tätigkeit findet sich bei Fieheł mit einem tiefen, in einem felsenfesten übernatürlichen Glauben wurzelnden Innenleben zu einer schönen Einheit verbunden, die den von seinem Wirken ausgehenden Segen erklärt. Hauptsächlich auf Grund der Schilderung, die sein Herzensfreund und ehemaliger Kaplan, Karl Preßfreund, von ihm entwirft, mögen hier einige Züge, die Fieheł als Priester charakterisieren, angedeutet sein: Mit Bezugnahme auf Genesis, 28, 12, wo von der Jakobsleiter die Rede ist, pflegte Fieheł zu sagen: „So wie die Engel auf der Leiter zum Himmel aufsteigen und von dort herniedersteigen, so muß auch der Priester zuerst durch das Gebet sich zu Gott erheben und dann erst mit den Menschen auf Erden in Verkehr treten, sonst kann er mit heilsamen Erfolge nicht arbeiten.“ Deshalb war er vor allem ein Mann des Gebetes. An sein Morgengebet schloß sich stets eine halbstündige Betrachtung, sodann die Lesung eines Abschnittes aus der heiligen Schrift, die Litanei zum heiligen Namen Jesu und die Vorbereitung auf die heilige Messe. über die Notwendigkeit und den Segen des Breviergebetes sprach er noch am Abende vor seinem Tode treffliche Worte, u. a. „es sei



die Grundlage des priesterlichen Glaubens, der Priester habe ein officium absolviert, wenn er das Brevier gebetet habe, und das Bewußtsein der Pflichterfüllung gebe Frieden, es sei unmöglich, daß ein Priester in Sünden verharre, denn im Brevier finde er fortwährend Ermahnungen zur Buße und zu kindlichem Vertrauen auf den barmherzigen Gott; er könne sich einen Priester, der das Brevier nicht bete, garnicht vorstellen; ein solcher würde weniger als die Laien, er würde gar nicht beten.“ Außer den priesterlichen Tagzeiten verrichtete er täglich mit seinem älteren geistlichen Bruder, der wegen Krankheit vom Brevier dispensiert war, den Rosenkranz. Bevor er amtliche Arbeiten begann, flehte er auf den Knien Gott um seinen Beistand an. Das heilige Meßopfer feierte er in der erbaulichsten Weise und zwar täglich, abgesehen von dem Falle schwerer Erkrankung. Manchmal konnte er sich vor Schwäche kaum auf den Füßen halten, trotzdem ging er zum Altare. Auf seinen Reisen nahm er lieber alle Unbequemlichkeiten auf sich, als daß er das heilige Opfer unterlassen hätte. Einst mußte er die ganze Nacht hindurch auf der Eisenbahn fahren. Morgens in Breslau angelangt erledigte er sofort eine dringende dienstliche Angelegenheit, reiste mit dem Güterzuge weiter, eilte nach der Ankunft in Oppeln in die Pfarrkirche und brachte dort in der zwölften Vormittagsstunde das heilige Opfer an dem Marienaltar dar. Von der Erhabenheit des heiligen Opfers aufs tiefste durchdrungen, suchte er sich — in fast überzarter Gewissenhaftigkeit — täglich auch von den geringsten Makeln durch das Bußsakrament zu reinigen. Jeden Abend zwischen 9 und 12 Uhr ging er zur Adoration in die Kirche und verweilte dort in traurem Zwiegespräch mit dem göttlichen Heilande eine halbe Stunde oder länger. Weder Kälte, noch Schnee, noch Regen, noch sonst ein Hindernis konnte ihn von dieser Übung abhalten; erst kurz vor seinem Tode sah er sich genötigt, diese nächtliche Heilandsvisite einzustellen. Für die Ausschmückung des Gotteshauses scheute er keine Kosten. Er sagte: „Alles haben wir von Gott, also gebührt Gott auch das Schönste und Kostbarste.“ Die Wallfahrtskirche in Piekar bleibt ein steinernes Monument seiner Liebe zum eucharistischen Heilande und zur Gottesmutter, deren „unwürdigen Diener“ er sich oft nannte. Seiner Liebe zur

Gottesmutter gab er u. a. dadurch Ausdruck, daß er die Maiandacht in seiner Pfarrei einführte.

Fiegele's Eifer in der Verkündigung des Wortes Gottes bezeugt die Tatsache, daß er in gesunden Tagen an allen Sonn- und Feiertagen eine Frühpredigt und die Hauptpredigt vor dem Hochamt, in der Fastenzeit auch noch die Fastenpredigt hielt. Er war weit und breit als vortrefflicher *K a n z e l r e d n e r* bekannt und stellte sich bei Abbläsefesten und sonstigen Anlässen seinen geistlichen Mitbrüdern gern zur Verfügung. Auch im Beichtstuhl half er gern aus. Wieviel Gutes er im heiligen Bußgericht gewirkt hat, ist nur Gott bekannt. In seinen jüngeren Jahren brachte er oft ganze Tage im Beichtstuhl zu. Noch am Tage vor seinem Tode spendete er in seiner Wohnung das heilige Bußsakrament. Ein Gegenstand seiner besonderen Fürsorge waren die *K r a n k e n*. Als 1830 in Oberschlesien die Cholera ausbrach, weilte er gerade zur Kur in Salzbrunn. Auf die Nachricht hiervon litt es ihn keinen Augenblick länger im Bade; er kehrte sofort zu seinen Parochianen zurück. Den Wachseleinwandkittel, den man ihn zum Schutz gegen Ansteckung bei Bersehgängen anbot, glaubte er ablehnen zu sollen; er sprach: „Ich habe einen kräftigen Schutz in dem Heiland, den ich auf meiner Brust zum Kranken trage.“ Als Mittel zur Selbstheiligung schätzte er die *E g e r z i t i e n* sehr hoch. Als im Herbst 1850 auch in Oberschlesien nach langer Unterbrechung wieder Priestererexerzitien, und zwar auf dem Annaberg, stattfanden, wohnte er denselben bei. Am Schluß der heiligen Übungen feierte er das heilige Meßopfer, in dem die versammelten neunzig Priester kommunizierten und verglich in seiner an den Exerzitienmeister gerichteten Dankrede die Versammelten mit den beiden Tobias, die zum Engel sprachen: „Uns hat er das Licht des Himmels sehen gemacht; mit allem Guten sind wir von ihm überhäuft worden, was werden wir ihm Würdiges dafür geben?“ Bezugnehmend auf das vom Exerzitienmeister in begeisterte Weise wiederholte Wort ‚respice stellam, voca Mariam‘, forderte er die Exerzitianten zum Eintritt in die an der Piesarar Kirche errichtete Bruderschaft zum Unbefleckten Herzen Mariä auf, worauf sämtliche Priester sich in das Bruderschaftsbuch eintrugen. Von seiner Ehrfurcht vor der Obrigkeit ist schon bei der Darstellung der



Woißknifer Angelegenheit die Rede gewesen. Von der Überzeugung durchdrungen, daß die Obrigkeit Gottes Stelle vertrete, entblökte er stets das Haupt, wenn er einen Erlaß derselben durchlas. Von sich selbst und seinen Leistungen dachte er gering. Erzbischof v. Dunin von Posen und Bischof Sedlag von Kulm boten ihm angesehene Stellungen in ihren Diözesen an. Er schlug dieselben aus mit der Begründung, daß Würdigere für diese Würden vorhanden seien. Ein Dorfpfarrer und ein Diener Mariens zu sein, war sein Stolz. In seinen Schriftstücken unterzeichnete er sich gern als „armseliger Dorfpfarrer“. Für seine Person war Fiehkelt äußerst genügsam. Was „Essen und Trinken“ betrifft, sagt P. Preßfreund, so konnte man sein Leben ein beständiges Fasten nennen. Beim gemeinsamen Mittagsmahl nahm er für sich stets die geringeren Bissen. Sieben Jahre enthielt er sich der Fleischspeisen ganz, und obwohl ihm Kardinal Diepenbrock den Fleischgenuß zu seiner Kräftigung anbefahl, so begnügte er sich doch meist mit Suppe und Gemüse. Seine wenigen freien Stunden verwandte er gern zu belehrender Lektüre. Bei seinem Tode hinterließ er eine Bibliothek von 3000 Büchern. Auch lag ihm die Verbreitung guter Schriften sehr am Herzen. Er unterhielt eine eigene Druckerei in Piekar. Seinen Bemühungen war der in Wien erfolgte Neudruck der Lebensbeschreibungen der Heiligen von Skarga zu danken. Er selbst verfaßte zum Andenken an den Tag der feierlichen Konsekration seiner Kirche die „Kurze Erzählung über Ursprung und Entstehung der neuerbauten Marienkirche zu Deutsch Piekar bei Beuthen in Oberschlesien. (Breslau 1849.)

Seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen. Geld, Getreide, Kleidungsstücke Armen zu schenken, war ihm Herzensfreude. Nicht wenigen Priestern hat er, wohl in Erinnerung an seine eigene harte Jugend, durch Unterstützungen zur Erreichung ihres erhabenen Zieles verholfen. Seine Kleidung war manchmal dürrtig und abgetragen, denn, „was gut und ganz war, gab er den Armen“. Gar manchesmal mußte er seine alte Mutter, die ihm die Wirtschaft führte, beruhigen, wenn er seinem Drange nach Wohltun wieder einmal auf Kosten der Küche oder der Vorratskammer nachgegeben hatte. Als er einmal in der Pfarrei ein

Brot unter seinen Mantel steckte, um es einer armen Familie zu bringen, fiel dasselbe unglücklicherweise zu Boden. Die Mutter bemerkte es und schalt: „Du trägst wieder etwas aus dem Hause; bald wirst du die ganze Pfarrei forttragen.“ Der Sohn besänftigte sie: „Mutter, Hunger tut weh, der Vater ist krank, die Kinder haben kein Brot.“ Dann nahm er noch ein zweites Brot und ging in die Hütte des Armen. Rührend ist, wie er im kalten Winter 1846 als echter Samaritan einen kranken, fremden Menschen, der bei lebendigem Leibe faulend und einen unerträglichen Geruch verbreitend, am Wege lag, ins Pfarrgehöft tragen ließ und eine Woche lang Tag und Nacht besuchte, ihm Labung brachte und ihn mit den heiligen Sterbesakramenten versah. Als er einst, um Mitternacht noch, zu seinem Pflegling kam, um ihn mit Wein zu erquicken, fand er ihn als Leiche vor. Da sagte er: „Gott hat ihn bereits erquickt; er ruhe im Frieden.“

Das Wort der Heiligen Schrift ‚*hospitales estote sine murmuratione*‘ zu befolgen, fiel unserem Fiežek bei seinem schon von Natur liebevollen Wesen nicht schwer. P. Antoniewicz kann nicht genug die Herzlichkeit rühmen, mit der Fiežek ihm wiederholt Gastfreundschaft gewährte. So schreibt er 1849, als er von Troppau aus in dem Biekarer Pfarrhause „wo soviel Liebe und Verdienst sich verbirgt“, ankam: „Fiežek begrüßte mich mit der Freundlichkeit und Biederkeit, welche immer den heiligen Frieden einer mit Gott innig verbundenen Seele kennzeichnet. Friede und Liebe ist der Anteil eines jeden, der sich Gott ausschließlich geweiht und die Größe seines Berufes erkannt hat.“ Dann ruft er aus: „Wie ist es mir hier behaglich in diesem Pfarrhause, aus welchem soviel Verherrlichung Gottes über die Umgegend sich verbreitet!“ Und wie Antoniewicz, so fühlten seine Ordensgenossen, deren Fiežek immer einige in seinem Hause beherbergte. Vielleicht ist auch der Plan des Fürstbischofs Heinrich Förster, in Biekar eine Mission für die Jesuiten einzurichten, auf Fiežeks Initiative zurückzuführen. Fiežek hatte für diesen Zweck schon 3000 Taler gesammelt. Aber der Plan scheiterte schließlich an dem Widerstande der Regierung.

Fiežek war nichts weniger als ein Kopfhänger. Gern erzählte er unschuldige Scherze und freute sich herzlich, wenn solche von



anderen erzählt wurden. Dagegen verbat er sich ernstlich herabsetzende Reden über die Mitmenschen. Bei all seiner Güte konnte er da, wo es not tat, recht kräftig die Wahrheit sagen, und da gab es für ihn kein Ansehen der Person.

Wie ein Magnet zog alle, die mit ihm in Berührung kamen, seine priesterliche Milde und Sanftmut an. Sein gütiges Antlitz, in dem sich der tiefste Seelenfriede widerspiegelte, erfüllte alle, die in Bedrängnissen zu ihm kamen, schon von vornherein mit Vertrauen zu ihm. Seinen Hilfspriestern war er mehr Freund als Vorgesetzter; ein Vorbild wie in der Arbeit, so im ganzen priesterlichen Wandel. Eine wohltuende, echt katholische Herzlichkeit war die Atmosphäre des Pfarrhauses zu Deutsch Piefar.

So war Fiegele in allem bestrebt, ein Priester nach dem Herzen Gottes zu sein. Klerus und Volk hielten ihn für einen ‚sacerdos eximius‘ schon lange, bevor dieser Ehrentitel auf seinem Grabstein vor dem Hochaltare der Marienkirche in Piefar verewigt wurde.

## 6.

## Tod und Begräbnis.

Nach der Rückkehr aus Rom beschäftigten den lebhaften Geist Fiegeles noch mancherlei Pläne zur Ausschmückung seiner geliebten Marienkirche, besonders die Herstellung einer Mauer um die Kirche mit den steinernen Statuen der Apostel, die Beschaffung eines neuen prächtigen Hochaltars, die Verbindung der beiden Kirchtürme durch eine Brücke. Doch war es ihm nur noch vergönnt, das erstgenannte Werk auszuführen. Im übrigen sollte er, wie bisher durch rastloses Wirken, so jetzt durch geduldiges Leiden sich als ein wahrer Nachfolger seines Herrn und Heilandes erweisen.

Schon seit langem ließ Fiehels Gesundheitszustand zu wünschen übrig. Als er im Jahre 1850 auf die Einladung Diepenbrocks nach Johannesburg reiste, erhielt er von diesem den ernstesten Befehl seine durch mannigfache Anstrengungen sehr geschwächte Gesundheit baldigst durch eine Badekur in Warmbrunn zu kräftigen. 1852 zwang ihn schweres Asthma zu einer sechswöchentlichen Molkentur in dem vom ober-schlesischen Klerus damals gern aufgesuchten freundlichen Ustron. 1853 wollten ihn die Ärzte wegen eines gefährlichen Unterleibschadens nach Gastein schicken. In seiner überzarten Gewissenhaftigkeit hat er das Geistliche Amt um Entscheidung, ob er den Ärzten folgen, oder mit Rücksicht auf die großen geldlichen Ansprüche, die sein Marien-tempel noch an ihn stellte, lieber als „treuer Haushälter der gnadenvollen, jungfräulichen Muttergottes“ daheimbleiben sollte. Nach der Gasteiner Kur fühlte er sich wieder wohler, sodaß er 1854 die Romreise unternehmen konnte. Aber 1857 mußte er wieder Ustron und 1859 sogar zweimal, im Sommer Rudowa, im Herbst Preßburg wegen des sich verschlimmernden Brustübels und der zunehmenden Atemlosigkeit aufsuchen. 1860 gestatteten ihm seine abnehmenden Kräfte nicht mehr die Reise in einen weit entfernten Kurort. Er suchte in Begleitung seines Intimus, des Pfarrers Preßfreund, in der kräftigen Gebirgsluft des waldumschlossenen Karlsbrunn im Altvatergebirge seine Kräfte zu heben. Auch 1861 unterzog er sich einer Badekur. Eine sehr ernste Wendung nahm seine Krankheit im Februar 1862. Er litt schwer unter Atembeklemmungen. Am 10. des Monats setzte ihm das Asthma so stark zu, daß er zwei Tage das Belebieren aussetzen mußte. Am 17. fühlte er sich wieder ganz munter. Als ihn gegen Abend zwei Konfratres aus der Nachbarschaft besuchten, unterhielt er sich mit ihnen, u. a. über das Gebet und namentlich das Breviergebet, das er als die Grundlage des priesterlichen Glückes bezeichnete. Bei dem Abendessen, zu dem er seinen Besuch einlud, war er anfangs heiter, aber plötzlich ergriff ihn ein furchtbarer Krampfanfall. Es überkam ihn eine solche Atemnot, als ob ihm die Kehle zugeschnürt würde. In diesem angstvollen Zustande ächzte und stöhnte er, dann rief er Gott und die Muttergottes an. Nach kurzer Pause erfolgte nachts elf Uhr ein neuer Anfall. Der bald aus Beuthen herbei-



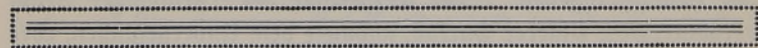
gerufene, ihm befreundete Arzt Dr. Heer gab ihm schmerzstillende Mittel. Am 18. früh gegen ¼8 Uhr begann der Todeskampf. Schnell eilte einer seiner Kapläne in die Kirche, das Allerheiligste zu holen, aber als er in das Krankenzimmer trat, war die Auflösung bereits eingetreten. Während der Leidenstage der letzten Woche hatte der Verstorbene die heiligen Sterbesakramente empfangen.

„Noch nie,“ sagt Erzpriester Burkop in seinem Nachrufe auf Fiebek, „ist von den Piekarer Kirchtürmen ein so wehmütiges Trauergeläut erklingen, als an jenem Tage, wo von ihren Höhen zum erstenmale der erschütternde Ruf an die Gemeinde erscholl: „Dein treuer Hirt und unser frommer Erbauer hat soeben sein Haupt zur Ruhe gesenkt und geht hin, um den Lohn aus den Händen seines Herrn in Empfang zu nehmen.“ Und dieser Ruf wurde weit und breit vernommen, und Tausende von Freunden und frommen Verehrern strömten herbei, um dem Betrauten durch ihre Teilnahme an seiner feierlichen Bestattung den letzten Dienst zu erweisen.“ Sonnabend, den 22. Februar, fand die Beerdigung statt, zu dem sich an hundert Priester, auch aus den Diözesen Posen und Krakau, eingefunden hatten. Außer dem feierlichen Requiem wurden heilige Messen an allen Altären der Kirche gelesen. Erzpriester Preßfreund hielt die polnische, Pfarrer Schaffranek die deutsche Leichenrede. In einer lateinischen Anrede an den versammelten Klerus bemerkte Erzpriester Kühn aus Gleiwitz, „der heiligmäßige Wandel des Verstorbenen lege nahe, nicht für ihn zu beten, sondern vielmehr ihn um Fürsprache für uns bei Gott anzurufen.“ Nach einer letzten kurzen Abdankung des Pfarrers Stanowski aus Miedzna wurden die irdischen Überreste des Verstorbenen unter dem lauten Schluchzen der Gläubigen in die vor dem Hochaltar bereitete Gruft hinabgesenkt.

In der dem Fürstbischof erstatteten Anzeige vom Tode Fiebeks sagt das Generalvikariat, daß der Klerus der Breslauer Diözese „eine seiner größten Zierden, deren Wert weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus gewürdigt wird,“ durch seinen Tod verloren habe. In der dem Domkapitel übermittelten Anzeige spricht es von den „außergewöhnlichen Tugenden und Verdiensten des Heimgegangenen“. Der Erzpriester des Tarnowitzer Archipresbyterates, Pfarrer Burkop, widmete dem Unvergesslichen, „der

durch beinahe zweiundsiebzig Jahre nur für Gott geräuschlos lebte“, einen Nachruf, der das, was Fiegele war, schön in folgende Worte zusammenfaßt:

„Gleich jenem stillen Bache, der sich aus Bergeshöhen durch Land und Fluren ergießt, ringsum Leben erweckend und Erquickung spendend, floß das Leben dieses Gottesmannes einfach, klar und durchsichtig dahin, überall Trost und Segen verbreitend. Demütig, unscheinlich und anspruchslos in allen seinen Werken, war er doch auch wieder so hervorragend, so tief eingreifend, daß er mächtigen Einfluß auf die Umgestaltung ebenso der äußeren wie der inneren Zustände bei Tausenden von Menschen ausübte und hierdurch im festen Vertrauen auf Gottes Beistand sogar unmöglich Scheinendes zustande brachte.“





II.

**Paul Ciupke**

1771—1855.





---

---

**I**n dem wohl in Wien verfaßten zehnten Kapitel des ersten Buches seines Jugendromans „Ahnung und Gegenwart“ unterbricht Eichendorff nach der Schilderung des Theologen Viktor plötzlich den Gang der Handlung. Seine Gedanken schweifen fernhin in das Kaplansstübchen eines weltabgeschiedenen ober-schlesischen Dorfes, und mit bewegten Worten, die ebenso seines psychologischen Verständnis wie Eichendorffsche Herzlichkeit ver-raten, redet er den Bewohner jener stillen Klause an:

„Und du seltsamer, guter, geprüfter Freund, ich brauche dich und mich nicht zu nennen; aber du wirst uns beide in tiefster Seele erkennen, wenn dir diese Blätter vielleicht einmal zufällig in die Hände kommen. Dein Leben ist mir immer vorgekommen wie ein uraltes, dunkel verbautes Gemach mit vielen rauen Ecken, das unbeschreiblich einsam und hoch steht über den gewöhnlichen Hantierungen der Menschen. Eine alte, verstimmte Laute, die niemand mehr zu spielen versteht, liegt verstaubt auf dem Boden. Aus dem finstern Erker siehst du durch bunt und phantastisch ge-malte Scheiben über das niedere, emsig wimmelnde Land unten weg in ein anderes, ruhiges, wunderbares, ewig freies Land. Alle die wenigen, die dich kennen und lieben, siehst du dort im Sonnenschein wandeln, und das Heimweh befällt auch dich. Aber dir fehlen Flügel und Segel, und du reißeest in verzweifelter Lustigkeit an den Seiten der alten Laute, daß es mir oft das Herz zerreißen wollte. Die Leute gehen unten vorüber und ver-lachen dein wildes Geklimper, aber ich sage dir, es ist mehr gött-licher Klang darin, als in ihrem ordentlichen, allgepriesenen Geleier.“

Der „seltsame, gute, geprüfte Freund“, dem Eichendorff hier ein dauerndes literarisches Denkmal gesetzt hat, ist der ehemalige Lubowitzer „Herr Kaplan“, Paul Ciupke. Der vortreffliche geist-liche Hofmeister Joseph von Eichendorffs und seines älteren Bruders

Wilhelm, P. Bernhard Heintke, blieb für seine beiden Schützlinge bei aller Verehrung, die sie ihm entgegenbrachten, doch immer eine Respektperson. Mit P. Ciupke dagegen verknüpfte sie das Band vertraulicher Freundschaft in einem Grade, daß jeder Unterschied des Alters, des Standes und der Würde aufgehoben schien.

Paul Ciupke war am 25. Januar 1771 in Schönwald bei Gleiwitz, der bekannten im 13. Jahrhundert vom Cisterzienserkloster Rauden mitten im polnischen Sprachgebiet gegründeten deutschen Ansiedelung, geboren. Er besuchte das Raudener Stiftsgymnasium, studierte in Breslau Theologie und empfing am 21. Mai 1796 die Priesterweihe. Das Alumnatsbuch charakterisiert ihn mit den Worten: *statura mediocris, sicut et in literis mediocrem nonnisi profectum fecit; in moribus satisfecit, in concione festinanter dicit.* Im Januar 1797 wurde er als Kaplan nach Lubowitz dekretiert, wo er nun an der Seite des bejahrten Pfarrers und Erzpriesters a. D. Johann Moczyngemba fast vierzehn Jahre lang fleißig in der Seelsorge arbeitete. Freiherr Hermann v. Eichendorff bezeichnet den P. Ciupke in der den sämtlichen Werken seines Vaters vorausgeschickten Biographie als „Hauskaplan“ der Lubowitzer Schloßherrschaft, und Weichberger in den „Untersuchungen zu Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart“ als Hauslehrer im Schloß Lubowitz. Beides ist unzutreffend. Ciupke war Ortskaplan, wohnte in der Kaplanei neben der Pfarrkirche und trug nach einer Bemerkung Adolf v. Eichendorffs aus dem Jahre 1811 bei seinem alten Pfarrer fast die ganze Last der Seelsorge. Nach der Versetzung des P. Heintke sowie nach dem Weggange des 1804 als Schloßkaplan erwähnten Lorenz Winkler mag er indeß gelegentlich Gottesdienst in dem Sakellum des Schlosses gehalten haben. Von seiner angeblichen Wirksamkeit als „Hauslehrer“ spricht das Tagebuch nie.

Die Beziehungen Jung Eichendorffs zu Ciupke finden im Jugendtagebuche Joseph Eichendorffs zuerst ihren Niederschlag im Jahre 1801. Der jugendliche Chronist notiert hier drei für seine kleine Welt bemerkenswerte Begebenheiten: „Eine Pfeife vom Kaplan bekommen“, „Der Kaplan im Hasengarten in den Teich gefallen“, „Der Waldmann dem Kaplan zwei Löcher in den Fuß gebissen“. Am 13. September führt sich der kleine Baron als



unbesoldeten Tanzmeister des Kaplans ein: „Gingen wir zum ersten Male mit dem Nachneze auf die Verchenjagd, wo ich dem Caplan bey Mondschein auf dem Stoppel beym Ganjowitzer Walde die Tanzstunde gab“. Hier war nun einmal der Kaplan der Empfangende, sonst aber in der Regel der Gebende, nämlich „Salz und Seele aller Schwänke, unerschöpflich in Erfindung und Ausführung phantastischer Scherze, denen er stets eine tiefere, oft ironische Bedeutung zu geben wußte“. Daß die „Lubowitzer Jubelperioden“ so interessant und abwechslungsreich verliefen, daran hat der „Herr Kaplan“ einen wesentlichen Anteil. Ohne ihn gab es für die jungen Barone fast kein Vergnügen. Er geht mit ihnen auf die Verchenjagd, spannt das Voltigierseil auf, tanzt, leitet die Vorführung der Guckmäste, rollt Schneemänner, leistet ihnen Gesellschaft beim L'hombrespiel, sowie bei der „Spukerei“ und macht die berühmte „Sprightour“ am zweiten Osterfeiertage 1804 nach Ganjowitz mit, wobei der lustigen, aus dem Organist Henke, Heisig, Brener, Schöpp und den beiden jungen Eichendorffs bestehenden Ostermontaggesellschaft die große Feuerspritze der Gemeinde Lubowitz von sechs Mann feierlich vorangetragen wurde. Wenn ihn sein geistlicher Dienst nicht in Anspruch nahm, fehlte er auch nicht bei den romantischen Ausflügen der Familie Eichendorff nach dem an einem kleinen Waldsee gelegenen — jetzt zu Polnisch-Oberschlesien gehörenden — Schloßchen Summin. Hier wurde promeniert, getanzt, gefischt, geangelt und Kahn gefahren. Das lustige Treiben zu Wasser und zu Lande in Summin, bei dem der Theologe Viktor eine Hauptrolle spielt, ist im 8. Kapitel des ersten Buches von „Ahnung und Gegenwart“ vom Dichter anschaulich geschildert.

Im Schloß Lubowitz war Ciupke wie zu Hause. Durch sein gutmütiges und geistreich originelles Wesen machte er sich den jungen Freunden fast unentbehrlich. Oft mußte er im Schlosse nächtigen, wo die lustigen Streiche bis in die Nacht fortgesetzt wurden. Daß sie sich gegenüber dem gutmütigen Menschen auch etwas erlauben konnten, zeigt die Eintragung im Tagebuche vom 8. April 1804: „Nachmittags mit dem Herrn Kaplan, den wir mit Hilfe des Herrn Schöpp ohne Erbarmen aus dem Bette warfen und ankleideten, nach Ganjowitz, sich zu beurlauben.“ Bei der

großen Freundschaft des gegenseitigen Verkehrs scheint doch nur einmal eine Verstimmung seitens des Kaplans eingetreten zu sein. Am 20. Februar 1807 ist im Tagebuch eingetragen: „Abends gegen 10 Uhr der Wuth Walzer des nach Hause gehenden Herrn Kaplans im Hofe durch Wind und Schneegeästöber, aus unseren Fenstern von unserem Hurra und Bravo und Dacapo begleitet, nicht zu vergessen.“ Am 24. d. M. heißt es dann: „Brief an H. Caplan“. Da wird wohl ein Versöhnungsversuch unternommen worden sein.

Wenn die beiden jungen Barone Lubowikz verließen, um in die Musenstadt, nach Halle oder Heidelberg, zu ziehen, fehlte der Kaplan nicht im Komitat. Bei der Abreise nach Heidelberg gaben ihnen elf Personen das Geleite. In Zauditz kam noch Madame Roschakzi mit ihrem „sechsblättrigen Kleeblatt“ dazu. Dort wurde ein allgemeines Hensersmahl eingenommen, bei dem große Lustigkeit herrschte. „Darauf begleitete uns noch die ganze Gesellschaft sehr stillschweigend eine Strecke hinaus, wo wir dann endlich Abschied nahmen von der Mama, H. Caplan und allen lieben Heimischen, die mir ewig als ein stiller Hesperus glänzen werden, auf dem ich ewig ausruhe von Mühen und vergeblicher Sehnsucht.“ (Tagebuch: 4. Mai 1807.)

Nach dem Scheiden der beiden lustigen Studiosen mag dem Kaplan in Lubowikz zunächst jedesmal recht einsam zu Mute gewesen sein. Seine Stimmung gibt wohl der Brief Vittors an Friedrich im 16. Kapitel von „Ahnung und Gegenwart“ wieder: „Als sie beide weggereift sind, war es hier so still, als wenn ein Kriegslager aufgebrochen wäre und die Felder nun einsam und verlassen stünden.“ Um so größer war dann die Freude des Wiedersehens. Als die Barone am 13. März 1804 unverhofft aus Breslau in Lubowikz eintrafen, schmetterten sie den Kaplan durch die ihm bereitete Überraschung förmlich zu Boden, und der Wein wurde bei dieser unerwarteten Visite nicht gespart. Ein glänzendes Willkommen entbot der Kaplan seinen zwei Freunden anlässlich ihrer Rückkehr aus Halle am 9. August 1806. Der Vater war ihnen bis auf den Berg bei Blazeowikz entgegengefahren. „Ich hätte umsinken mögen vor lauter Freude“; schreibt Wilhelm von Eichendorff in das Tagebuch. „Wir liefen, was wir konnten und fielen atemlos in die Arme des Vaters“. Am Skawifauer Walde



ertönte ihnen zu Ehren Kanonendonner. „Nun fuhren wir nach Lubowiz zu. Die weite herrliche Ebene, welche der Oderstrom durchströmt und die Carpaten begränzen, eröffnete sich uns; jenseits erhoben sich die alten blauen Wälder, und vor uns lag das väterliche Schloß. . . . Als wir uns Lubowiz nahten, erhob sich ein fürchterlicher Kanonendonner, welchen von allen Wällen der Beste Lubowiz Bombenkesselschlünde spieen. Pauken und Trompeten schmetterten, und die ganze Gemeinde sah zu. Nun kam uns unser lieber Herr Caplan entgegen, dem wir recht herzlich um den Hals fielen, und der der Commandeur der großen Canonade war.“

Viele glückliche Stunden verlebten die beiden Eichendorffs in der kleinen aber gemüthlichen Kaplanei, die nach Aussage alter Lubowitzer Leute von einem Gärtchen umgeben, zwischen der Pfarrei und der Schule lag, und nur durch einen Fahrweg von dem lindenbeschatteten Kirchhofe getrennt war. Sie ist nun schon längst vom Erdboden entschwunden; ihr ist vor etwa zwanzig Jahren die sehr alte romantische Schrotholzkirche, in der Eichendorffs Eltern begraben liegen, nachgefolgt. Ein Stübchen der Kaplanei war als Werkstatt eingerichtet, wo Ciupke seiner Leidenschaft für mechanische Arbeiten nachging. Oft hatten die jungen Eichendorffs Gelegenheit in das Tohuwabohu von Gerätschaften und Werkzeugen der Kaplanei hineinzuschauen und das Talent ihres Freundes für Mechanik zu bewundern. Im 10. Kapitel von „Ahnung und Gegenwart“ ist das Leben und Treiben im Kaplanshäuschen zum Greifen klar geschildert: „Sowohl Leontin als Friedrich besuchten fast alle Nachmittage den einsamen Viktor, dessen kleines Wohnhaus von einem noch kleineren Gärtchen umgeben, fast am Kirchhofe lag. Dort unter den hohen Linden, die den schön beraften Kirchhof beschatteten, fanden sie den seltsamen Menschen vergraben in eine Werkstatt von Meißeln, Bohrern, Drehscheiben und anderen unzähligen Handwerkszeugen, als wollte er sich selbst sein Grab bauen. Hier arbeitete und künstelte derselbe täglich, soviel es ihm seine Berufsgeschäfte zuließen, mit einem unbeschreiblichen Eifer und Fleiße, ohne um die andere Welt draußen zu fragen. Ohne jemals eine Anleitung genossen zu haben, verfertigte er Spieluhren, künstliche Schlösser, neue sonderbare Instrumente, und sein bei der Stille nach außen ewiger un-

ruhiger und reger Geist verfiel dabei auf die seltsamsten Erfindungen, die oft alle in Erstaunen setzten. Seine Lieblingsidee war, ein Luftschiff zu erfinden, mit dem man dieses lose Element ebenso bezwingen könnte wie das Wasser, und er wäre beinahe ein Gelehrter geworden, so hartnäckig und unermüdlich verfolgte er diesen Gedanken.“

Im Tagebuch Eichendorffs findet das Talent für mechanische Arbeiten am 12. Oktober 1803 Erwähnung. An diesem Tage wurde ein neues Fortepiano, „welches das Lubowitzer Künstler-Genie, unser Herr Caplan, allein und ohne alle Anweisung, selbst zur Unterhaltung verfertigt hatte,“ ins Schloß getragen, wobei der Künstler mit Vivatrufen, Flintenschüssen und dem fürchterlichen Knall einer Donnerbüchse begrüßt wurde. Später, als Pfarrer von Mutischkau verfertigte er fast alle landwirtschaftlichen Geräte für seinen Bedarf selbst an.

Wie wenig übrigens Ciupke ein Sklave dieser seinen tätigen und erfindungsreichen Geist fesselnden Beschäftigung war, zeigt uns wieder Eichendorffs Schilderung des Theologen Viktor in „Ahnung und Gegenwart“. „Sooft sie nachmittags zu ihm kamen, warf er sogleich alle Instrumente und Gerätschaften weit von sich und war aus Herzensgrunde lustig. Sie musizierten dann in seiner kleinen Stube entweder auf alten halbbespannten Instrumenten oder Friedrich mußte einige wilde Burschenlieder auf die Bahn bringen, die Viktor schnell auswendig wußte und mit gewaltiger Stimme mitsang.“ Wenn es dann weiter heißt, „daß Fräulein Julie nebst ihrem Vater von jeher Viktors beste und einzige Freundin“ im Hause war, während „die Tante und die meisten Anderen“ nicht begriffen, „wie die beiden Grafen einen solchen Geschmack an dem ungebildeten Viktor und seinen lärmenden Vergnügungen finden konnten,“ so wird auch hier eine persönliche Erfahrung des Dichters, wie so oft in „Ahnung und Gegenwart“ zugrunde liegen. Man mag hier und da im Schlosse — ich denke vor allem an die „Großmama“, an dem bisweilen etwas zu burschikosen Verhalten des jungen Geistlichen Anstoß genommen haben. Übrigens wurde in der Kaplansklausur nicht nur lustig gesungen, Knafter geraucht und hin und wieder eine „Weinkondition gestoßen“, die einsame Kaplanei war auch, wie wir aus



Hermanns Biographie erfahren, für Eichendorff die oft aufgesuchte Werkstatt seines poetischen Schaffens. Im Tagebuch wird einmal ein dort veranstaltetes Flöten- und Violinkonzert und eine Musikaprobeprobe für den Gottesdienst erwähnt. Auch sind manche Partien des Tagebuches in der Kaplanei niedergeschrieben. Schade, daß diese romantische Stätte vom Erdboden verschwunden ist!

Beim Abschiede vom „Herrn Kaplan“ am 16. Oktober 1803 verewigten sich die jungen Barone in der Kaplanei durch Inschriften. Vor der Abreise nach Heidelberg im Mai 1807 sagte Joseph dem trauten Plätzchen in überaus herzlicher Weise Valet: „Datum in der Caplaney. Adieu, liebes Plätzchen, wo ich so viele schöne, ewig unvergeßliche Stunden genoß. Adieu, lieber theurer Herr Caplan! auf ein Jahr. 7½ Uhr abends den 3ten als den Tag vor der Abreise nach Heidelberg.“ Und in Heidelberg selbst, dem Dorado der Romantik, blieb ihm und dem Bruder das schlichte Kaplanshäuschen in Lubowiz, ein Gegenstand sehnsuchtsvoller Erinnerung. Im Tagebuch heißt es zum 23. August 1807: „Erinnerten wir uns sehnlichst nach Lubowiz, so daß wir ein ordentliches Heimweh hatten; wir hatten umsonst Briefe erwartet. Auch dachten wir oft an H. Kaplan und an sein klein fein Häufelein.“ Am 13. September, dem Abreisetage der Lubowitzer Pfarrkirche zu Mariä Geburt flogen ihre Gedanken wieder nach der Heimat: „Wie wird es jetzt in Lubowiz hergehen, welch ein Aufruhr in den Gemüthern und im Magen derjenigen, welche den Herrn Pfarrer bespeisen? Was wird der H. Caplan angeben? Wahrscheinlich recht in seiner Nebenstube die Altmodi und die Mauerfeste Decenz in der cammera principalis mit Brodt canonieren und auslachen.“

Ja, dieses Auslachen und Ironisiren verstand der „Herr Kaplan“ ausgezeichnet. Er hatte sich Abraham a Sancta Clara, „der mit einer ernststen Amtsmiene die Narren auslacht, denen er zu predigen vorgibt“, zum Muster genommen, und zwar mit gutem Erfolg. „In diesem unförmlichen Gemisch-Masch von Spott, Witz und Humor fand sein sehr nahe verwandter Geist den rechten Tummelplatz.“ So im Buch 1, Kapitel 10, des Romans.

Man würde indes fehlgehen, wollte man sich den unzertrennlichen Gefährten der Brüder Eichendorff als einen durchaus hei-

teren, lebenslustigen Mann vorstellen, wozu einen das Tagebuch wohl verleiten könnte. Der Roman, dessen 10. Kapitel ja größtentheils nach dem Leben gezeichnet ist, vervollständigt das Charakterbild Ciupkes in wertvoller Weise und zeigt uns den „Herrn Raplan“ als eine psychologisch merkwürdige Erscheinung. Nachdem hier bemerkt ist, daß Viktor für Poesie durchaus keinen Sinn hatte und seine liebste Unterhaltung in der Lektüre des Abraham a Sancta Clara fand, heißt es: „übrigens hatte sich Friedrich gleich anfangs in seinem Urtheile über ihn keineswegs geirrt. Seine Gemütsart war wirklich durchaus dunkel und melancholisch. Die eine Hälfte seines Lebens hindurch war er bis zum Tode betrübt, mürrisch und unbehilflich, die andere Hälfte lustig bis zur ausgelassenheit, witzig, sinnreich und geschickt, so daß die meisten, die sich mit einer gewöhnlichen Betrachtung der menschlichen Natur begnügen, ihn für einen zwiefachen Menschen hielten. Es war aber eben die Tiefe seines Wesens, daß er sich niemals zu dem ordentlichen, immer gleichförmigen Spiele der anderen an der Oberfläche bequemen konnte, und selbst seine Lustigkeit, wenn sie oft plötzlich losbrach, war durchaus ironisch und fast schauerlich. Dabei waren alle Schmeichelkünste und alltäglichen Handgriffe, sich durch die Welt zu helfen, seiner spröden Natur so zuwider, daß er selbst die unschuldigsten, gebräuchlichsten Gunstbewerbungen, ja sogar unter Freunden alle äußeren Zeichen der Freundschaft verschmähte. Vor allen sogenannten Klugen gemachten Leuten war er besonders verschlossen, weil sie niemals weder seine Betrübnis noch seine Lust verstanden und ihn mit ihrer angebildeten Alterweisheit von allen Seiten beengten. Die beiden Grafen waren die ersten in seinem Leben, die bei allen seinen Äußerungen wußten, was er meine. Denn es ist das Besondere ausgezeichneten Menschen, daß jede Erscheinung in ihrer reinen Brust sich ihrer ursprünglichen Eigentümlichkeit bespiegelt, ohne, daß sie dieselbe durch einen Beischnack ihres eigenen Selbst verderben. Er liebte sie daher auch mit unerschütterlicher Treue bis zu seinem Tode.“ Hier haben wir das — im wesentlichen wohl getreue — Porträt des Lubowitzer Raplans!

Der Verkehr Ciupkes mit den Brüdern Eichendorff dauerte auch nach der Heimkehr aus Heidelberg (Spätsommer 1808) und



Berlin (März 1810) mit unverminderter Herzlichkeit fort. Es wird, wie früher geschmaucht, geangelt und sehr oft abends L'Hombre gespielt. Sie gehen miteinander auf den Schnepfenzug, speisen am Abblafsfeste in Slawikau bei dem guten Pfarrer Wodarz und machen Anfang Mai 1810 eine lustige Fußwanderung nach Rudnik, um sich das Manöver anzusehen, dem die Anwesenheit des Prinzen Wilhelm einen besonderen Reiz verlieh. Der letzte Namenstag, den er selbst in Lubowik feierte (29. Juni 1810) wurde durch eine „Masquarade“ von den jungen freiherrlichen Freunden unter dem Aufgebot der Dienerschaft begangen.

Im Oktober 1810 reisten Josef und Wilhelm v. Eichendorff zur Fortsetzung ihrer juristischen Studien nach Wien ab. Als Joseph von dort endgültig nach Lubowik zurückkehrte, fand er zwar noch das traute Kaplanshäuschen unter den alten Linden des Kirchhofs vor, aber nicht mehr den, der ihm dieses liebe Plätzchen durch den Reiz seiner eigenartigen Persönlichkeit in den unnmehr endgültig verrauschten „Zubelperioden“ zu einem kleinen Paradiese gemacht hatte. Schon im Januar 1811 finden wir Ciupke als Kaplan in dem nahe bei Ratibor gelegenen Altendorf. Hierher sandte ihm Eichendorff durch einen gemeinsamen Bekannten, Franke, viele Grüße. Im Eichendorffschen Tagebuche wird der Kaplan zum letztenmal am 16. November 1811 erwähnt. Eichendorff vermerkt hier: „einen Brief vom Caplan.“ Daß sie aber noch später lange Jahre hindurch miteinander in Freundschaft verbunden blieben, sagt uns Hermann v. Eichendorff in der Biographie seines Vaters.

Als Pfarrer Johannes Moczyngemba, der seit dem Geburtsjahre unseres Dichters in Lubowik amtierte, am 17. Mai 1811 das Zeitliche segnete, wandte sich Eichendorffs Vater schon am folgenden Tage an die Königliche Regierung mit der Bitte, das hiesige Benefizium dem P. Ciupke zu verleihen. „Er verdiene es vor allen anderen, weil er hier durch 14 Jahre bei einem alten Pfarrer fast die ganze Last der Seelsorge mit unermüdetem Eifer getragen, die Liebe und das Vertrauen der Gemeinde erworben; auch ihm werde es angenehm sein, mit einem so verträglichen Pfarrer zusammenzuleben.“ Aber die Präsentation war bereits einem anderen zugebracht. Im folgenden Juni zog der bisherige

Kuratus von Oberglogau, Dominik Luge, als Administrator hier ein und wurde im November 1811 Pfarrer. Ein Lieblingswunsch Ciupkes war zerstört, und wir verstehen, warum der Dichter im 10. Kapitel seines erwähnten Romans den Jugendfreund anredet: „Und du seltsamer, guter, geprüfter Freund.“

Im Mai 1813 präsentierte ihn Adolf Freiherr v. Eichendorff als Grundherr von Radoschau kraft des ihm abwechselnd mit dem Fiskus zustehenden Präsentationsrechts für die Pfarrei Mutischkau, Kr. Cosel. Im Juli 1813 übernahm Ciupke die Administration und wurde nach wohlbestandener Pfarrprüfung bei der u. a. seine „tadellose und einsame Lebensweise“ hervorgehoben wurde, in Mutischkau Pfarrer. Wie in Lubowitz, so genoß er auch hier durch seinen Eifer in der Seelsorge und die würdige Feier des Gottesdienstes, sowie durch seine Anspruchslosigkeit und Gutmütigkeit, die keinem etwas Böses zutraute, die ungeteilte Liebe seiner Pfarrkinder. Leider wurde, wie einer seiner Amtsnachfolger, Fürstbischöflicher Kommissarius Juzef mir mitteilt, seine Herzengüte gar oft mißbraucht, indem er viel betrogen und bestohlen wurde. Oft fand er durch Getreidemarder seinen Schüttboden ausgeleert, und wenn jemand, von Gewissensbissen geplagt, das gestohlene Getreide ihm zurückbrachte, pflegte er zu sagen: „Mir hat niemand etwas gestohlen, mach' daß du fortkommst!“ Aus Angst vor Dieben vergrub er seine Wertpapiere im Keller, wo ihm dieselben von Ratten gefressen wurden. Handelsleute aus Ratscher betrogen den Arglosen, Weltfremden um sein Hab und Gut, so daß er in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit in Mutischkau ganz arm war und sich, wie man erzählt, wiederholt die Stiefeln von seinem Knechte leihen mußte, wenn er in die Kirche ging. Auch das Wenige, das er noch hatte, gab er gern den Bedürftigen. Ein einziges Zimmer, ganz ärmlich ausgestattet, genügte ihm. Eine zweite Stube war als Werkstatt eingerichtet, in der er fast alle landwirtschaftlichen Geräte für seinen Bedarf selbst anfertigte. An schriftlichen Arbeiten hatte er weniger Freude. Die Akten aus seiner pfarrlichen Amtstätigkeit sind vernachlässigt.

Seinen Hang zur Einsamkeit bezeugte die durch einen seiner ehemaligen Dienstleute bekundete Tatsache, daß er nie ausgefahren



sei und auch niemals Besuche empfangen habe. Es scheint sich also in seinem Bekanntenkreise niemand gefunden zu haben, der, wie einst die beiden Eichendorffs, seine innerste Natur zu befreien verstand.

Ciupke wirkte achtunddreißig Jahre als Pfarrer in Autischkau und beging 1846 sein goldenes Priesterjubiläum. Er führte in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit am hiesigen Orte ein geradezu erbarmungswürdiges Dasein. Das teilweise von selbst eingefallene Pfarrhaus wurde polizeilicherseits vollends abgetragen. Seine Wohnung bildete nun der hölzerne, mit Lehm beklebte Schütthoden. Die Kälte nötigte ihn, bei herannahendem Winter sich eine andere Wohngelegenheit zu suchen. Er fand sie in einem elenden, ungedielten, finsternen Auszughäuschen mit einer einzigen Stube, in der zugleich für ihn und sein Vieh gekocht wurde. Ich habe, erklärte sein Erzpriester, nur einmal hineingesehen, aber es nicht lange darin aushalten können.“ Die letzten acht Monate seines Hierseins hatte er infolge seiner Gebrechlichkeit und Kränklichkeit, einen Administrator. Weihnachten 1851 resignierte er auf seine Pfarrei und zog als Kommorant nach Ostrog bei Ratibor, wo er recht kümmerlich lebte. Am 10. April 1855 wurde Ciupke im Alter von 84 Jahren aus dieser Zeitlichkeit abberufen. In der St. Johanniskapelle des schönen Friedhofs zu Ostrog harrt er neben dem edlen Pfarrer Kubiczek dem Auferstehungsmorgen entgegen.

Wohl mochten Joseph von Eichendorff bei der Kunde vom Hinscheiden des „Herrn Kaplans“ ähnliche Gedanken durch die Seele gehen, wie er sie den „verspäteten Wanderer“ in dem ergreifenden Liede „Wo aber werd' ich sein im künft'gen Lenze“ aussprechen läßt:

Jetzt aber wird's schon Abend, alle Lieben  
Sind wandermüde längst zurückgeblieben,  
Die Nachtlust rauscht durch meine welken Kränze,  
Und heimwärts rufen mich die Abendglocken.  
Und in der Einsamkeit frag' ich erschrocken:  
Wo werde ich wohl sein im künft'gen Lenze?







Nikolaus Sifcher

III.

**Nikolaus Fischer**

1791—1858.





## Kaplan in Lauban und Berlin. Propstei-Verweiser in Berlin.

Am 22. April 1858 bewegte sich unter dem Trauergeläut der Glocken ein unabsehbarer Leichenzug von der Stadtpfarrkirche in Frankenstein nach dem Zadeler Friedhofe. Hinter dem Kreuze schritten die katholische Schuljugend, Vertreter der karitativen Genossenschaften und etwa dreißig Priester. Dann folgte der von zehn Stadtverordneten getragene, mit den Symbolen des Priestertums geschmückte Sarg und schließlich weinend und betend fast die ganze Pfarrgemeinde Frankenstein. Als der Zug auf dem hochgelegenen, eine prächtige Rundsicht gewährenden Friedhofe an der Zadeler St. Hedwigskirche angelangt war, wurde der Sarg nach den liturgischen Gebeten und einem Trauerliede unter lautem Schluchzen der Gemeinde versenkt. Keine Leichenrede durfte das Lob des Verstorbenen verkünden, denn der Heimgegangene hatte sich eine solche gemäß seinem Wahlspruche „Omnes enim peccaverunt et egent gloria Dei“ (Röm. III, 23) verboten. Auch durften dem Sarge nicht, wie sonst üblich, Ordenszeichen vorangetragen werden; der Tote hat dies in seinen lehtwilligen Bestimmungen als ‚vana gloria‘ abgelehnt. Das Salve Regina in dem freundlichen Kirchlein beschloß die Feier, „ein sinnreicher Übergang,“ sagt ein Berichterstatter, „vom Schmerz der Trennung zur Freude über die erbetene und gewiß ihm zuteil gewordene Krone im Reiche der Seligen“.

Derselbe Berichterstatter, ein angesehener Frankensteiner Jurist, bemerkt, er stehe schon in vorgerückten Jahren und habe in seinem Leben sehr viele seiner Freunde zur letzten Ruhestätte begleitet, aber einen solchen Tag wie diesen und eine solche alle Schichten der Einwohnerschaft ohne Rücksicht auf die Konfession tief inner-



lich bewegende Teilnahme habe er noch nicht erlebt und so ungezählte Tränen um einen Hingeshiedenen noch nicht fließen sehen. Noch heut, nach mehr als zwei Menschenaltern, spricht man in Frankenstein und weit über die Grenzen dieser Parochie hinaus mit größter Ehrfurcht von dem an jenem wehmütigen Frühlingstage zur letzten Ruhe gebetteten Pfarrer, Ehrendomherrn Nikolaus Fischer, und immer noch schmücken alljährlich liebende Hände das Grab des treuen Seelenhirten mit Blumen.

Fischer ist ein Kind der Lausitz, die zur Zeit seiner Geburt noch zum Bistum Bautzen gehörte. Er wurde am 20. Januar 1791 als Sohn des Verwalters des Dominialgutes Haugsdorf, das den Laubaner Magdalenerinnen gehörte, und dessen Gemahlin Maria Theresia geb. Tieß, geboren. Seit 1802 besuchte er das Gymnasium Groß-Glogau. 1808 bezog er die Alma Mater Leopoldina zu Breslau und studierte hier zunächst zwei Jahre Philosophie, Geschichte und Mathematik, sodann drei Jahre Theologie. Nachdem er durch eine Prüfung bei den Professoren Steiner, Hoffmann, Pelka, Köhler, Haase und Scholz seine Reise in den theologischen Fächern und später in seiner Heimatdiözese auch seine Befähigung für die praktische Seelsorge nachgewiesen hatte, empfing er am 3. Juni 1814 vom Bischof Loß in der St. Marienpfarrkirche zu Bautzen die Priesterweihe und wirkte sodann als Kaplan im Kloster Lauban, das infolge der Bulle de Salute animarum an die Diözese Breslau fiel. Als 1823 an der St. Hedwigskirche zu Berlin die Stelle eines Kaplans zu besetzen war, richtete die bischöfliche Behörde in Breslau ihr Augenmerk auf den tüchtigen Laubaner Kaplan. Fischer erhielt ein unterm 17. März 1823 ausgefertigtes Dekret als Kaplan an der St. Hedwigskirche in Berlin. Er sandte es alsbald nach Breslau zurück, aber nicht, wie erzählt wird, mit der Begründung „er müsse sich doch besser kennen als das Hochwürdige Amt und werde deshalb in Lauban bleiben“, sondern mit dem Hinweis darauf, daß er noch nicht von dem f. Zt. dem Baugener Ordinariat geleisteten homagium obedientiae entbunden sei, und daß die arme katholische Schuljugend, der er in Ermangelung eines Schullehrers seit sieben Jahren freiwilligen Unterricht erteile, durch seinen Weggang des Unterrichts beraubt würde. Auch sein Chef, Propst Mahr, setzte sich für sein Verbleiben in

Lauban ein, „zumal da sonst die 48 Schüler zählende neuerrichtete Schule, die einzig durch den unermüdeten Eifer des Kaplans bestehe, gleichsam verwaist und verwahrloßt würde“. Aber die geistliche Behörde blieb fest, und so verließ Fischer, nachdem er am 8. April dem Breslauer Fürstbischof Treue und Gehorsam gelobt, das stille Lauban und traf am 19. desselben Monats in Berlin ein. Er fand hier traurige Verhältnisse vor. Der vortreffliche Propst Johann Ambros Taube, ein Erzisterzienser, lag bei seiner Ankunft schwer krank darnieder und starb schon drei Tage nachher. Auch den ersten Kaplan Reimert hatte ein schweres Leiden auf das Krankenlager geworfen. So waren Fischer und der vorläufig zum Administrator in spiritualibus ernannte zweite Kaplan Breitenbach die beiden einzigen leistungsfähigen Geistlichen der großen St. Hedwigspfarrei, der damals noch einzigen katholischen Pfarrei Berlins. Ende Mai kam ihnen der Erzisterzienser Kautner aus Neuzelle auf eine von Breslau her empfangene Weisung zu Hilfe. Seit Mitte August finden wir an Stelle Breitenbachs als Administrator der Propstei den bisherigen Oberkaplan von Groß Glogau, Baron von Plotho, den der Fürstbischof „trotz seiner noch nicht vollkommenen Beherrschung der französischen Sprache und seiner unscheinlichen Statur“ für den Augenblick immer noch am geeignetsten für diese Stellung hielt. Seit Juli 1824 war der ehemalige Pfarrer von Wehlar, Konsistorialrat Muer, als Propst Fischers Vorgesetzter. Als Muer aber 1827 zum Dompropst in Trier befördert wurde, übertrug der Fürstbischof unterm 5. Juni Fischer die Administration der Propstei. Muer hatte ihn dem Fürstbischof mit den Worten empfohlen: „Er hat großes Zutrauen in der Gemeinde und ist ein musterhafter Geistlicher, gegen dessen Fähigkeit zum Administrator ich keine Bedenken habe.“

Schon als Kaplan hatte Fischer die Aufgabe übernehmen müssen, die seit Ende 1823 mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm vermählte bayrische Prinzessin Elisabeth, die später (1830) auf Drängen ihres königlichen Schwiegervaters zum Protestantismus übertrat, seelsorglich zu betreuen, insoweit dies begehrt würde. Er hatte nach dieser unter den obwaltenden Umständen sehr zweifelhaften Ehre ganz und gar nicht getrachtet, war aber vom Hofe ausdrücklich gewünscht worden. Der zeitige Administrator, Baron



von Plotho, hatte die Wahl eines Kaplans für dieses Amt als eine Zurücksetzung seiner Person empfunden. Schmedding, der katholische einflußreiche Staatsrat im Ministerium, beruhigte ihn, wie aus den Akten der Fürstbischöflichen Geheimen Kanzlei in Breslau zu ersehen ist, mit folgenden sehr bezeichnenden Worten: „Man habe nicht den Administrator, sondern nur einen Kaplan der St. Hedwigskirche gewählt, um das Band, welches die Frau Kronprinzessin an unsere Kirche hält, so lose wie möglich zu halten; man scheint zu glauben, daß, wenn mit dem ersten Vorsteher der Kirche verhandelt wäre oder wenn dieser selbst zum Lesen der heiligen Messe auf dem königlichen Schlosse bestimmt würde, wobei manche Berührungen von seiner Seite mit der Frau Kronprinzessin nicht immer zu vermeiden wären, Höchstdieselbe einen zu festen Anhaltspunkt gewinnen können.“

Da die seelsorglichen Beziehungen Fischers zu einem Mitgliede des preußischen Herrscherhauses zu den eindrucksvollsten, wenn auch keineswegs angenehmsten Erinnerungen seines Lebens gehörten, so sei auf den Übertritt der Kronprinzessin und dessen Vorgeschichte hier näher eingegangen.

Im Sommer 1819 hatte Kronprinz Friedrich Wilhelm gelegentlich eines Besuches bei der bayrischen Königsfamilie, die zur Kur in Baden-Baden weilte, zur Prinzessin Elisabeth, der ältesten Tochter des Königs Max und seiner zweiten Gemahlin Karoline, eine tiefe Neigung gefaßt, die auch Erwidderung fand. Die Verschiedenheit der Religion schien zunächst dem sehnlichsten Wunsch der Eltern der Braut, durch die Heirat der Tochter in engere Beziehungen zum preußischen Königshause zu kommen, hindernd in den Weg zu treten. Friedrich Wilhelm III. war ja der Meinung, Preußen dürfe keine katholische Königin haben. Er setzte daher zur Bedingung der Eheschließung den Übertritt der Prinzessin zum Protestantismus. Die protestantische Mutter der Braut suchte die Tochter im Einvernehmen mit ihrem Gemahl zur Erfüllung dieser Bedingung zu veranlassen. Diese erklärte, „sie glaube ein unverzeihliches Unrecht zu begehen, wenn sie, um zu ihrem Glücke zu gelangen, ihre eirmal beschworene Religion verleugnen wolle . . .; sie hätte aber nicht weniger Verehrung für die evangelische Religion und würde es sich zur heiligsten Pflicht machen,

dies öffentlich durch Beiwohnung des evangelischen Gottesdienstes anzuerkennen, wie sie solches auch hier schon bewiesen habe, indem sie zum öfteren mit ihrer Frau Mutter in deren Kirche erschienen sei. Übrigens unterwürfe sie sich allem, was nur von ihr verlangt werden könnte, um diese Gesinnung zu bezeichnen. Sie wolle auf jede Umgebung von Personen katholischer Religion verzichten, keinen eigenen Beichtvater verlangen und von dem Geistlichen die Kommunion empfangen, den man dazu bestimmen würde; sie würde selbst, wenn ihr Erscheinen in der katholischen Kirche in Berlin nicht angenehm sein sollte, ihre Privatandacht in einem dazu zu bestimmenden Zimmer halten, auch sich damit begnügen, daß die Trauung allein von einem evangelischen Geistlichen vollzogen werde.“

Da König Friedrich Wilhelm selbst diese Erklärungen für völlig unzulänglich hielt und in dem Hauptpunkte, dem Übertritt, nicht nachgeben wollte, redete die Mutter der Prinzessin von neuem zu. Die Prinzessin erwiderte, sie wolle bei ihrer Religion bleiben, aber auf die öffentliche Übung derselben verzichten und dem evangelischen Gottesdienste bewohnen; sie wolle sich darauf beschränken, einen Altar in einem verschlossenen Zimmer aufstellen zu lassen, um dort ihre Gebete allein zu verrichten, etwa zweimal im Jahre die Kommunion empfangen, ohne außerdem eine besondere Messe zu hören; sie glaube, der Kronprinz würde sie mehr achten, wenn sie den einmal angenommenen Glauben beibehielte. Später erklärte sie ihre Bereitwilligkeit, zum Protestantismus überzutreten, sobald sie diesen Schritt mit Überzeugung würde tun können, und äußerte sogar, daß sie diesen Fall nicht für unmöglich hielt. Aber auch diese Erklärung erschien dem Könige noch nicht annehmbar, denn, obwohl der Kronprinz seinen Vater inständig um Annahme jener Erklärung bat, ruhte die Sache zwei Jahre. Da wandte sich die Prinzessin im Juli 1823 selbst an den König und brachte ihren Entschluß zum Ausdruck, seinen Willen zu erfüllen, obwohl dies ein großes Opfer für sie bedeute. Nur bitte sie, zu diesem Schritte, den sie versprochen, nicht gedrängt zu werden und bis dahin in ihren Zimmern ihre Religion ausüben zu dürfen und nach ihren Gebräuchen das heilige Abendmahl zu genießen.



Nun sandte der König den Bischof Eylert nach Bayern, mit dem Auftrage, auf den gleichzeitig mit der Trauung erfolgenden Übertritt der Prinzessin hinzuwirken und sie von der Forderung, in Berlin noch vorläufig still den katholischen Kult auszuüben, abzubringen. Die Prinzessin lehnte beides ab, bemerkte aber, sie werde bis zu dem Augenblicke, wo sie mit Überzeugung und gutem Gewissen zur evangelischen Kirche übergehen könne, ihre Privatandachtsübungen so still und leise nach den Gebräuchen der katholischen Kirche halten, daß selbst der Kronprinz es nicht merken sollte. Da der König durch ein Schreiben der Prinzessin und einen Bericht Eylerts die Gewißheit erlangte, daß die Prinzessin der Ausführung ihres Entschlusses, protestantisch zu werden, „mit freier Überzeugung und einig mit sich selbst“ entgegengehe, hatte er gegen die vorläufig private Übung des katholischen Gottesdienstes im Inneren ihrer Gemächer nichts mehr einzuwenden und erteilte der geplanten ehelichen Verbindung seine Zustimmung. Ende August 1823 ging von Berlin die feierliche Werbung um die Hand der Prinzessin ab. Weihbischof Streber vollzog in München die prokuratorische Trauung. In Berlin erfolgte am 29. November des gleichen Jahres durch Eylert in der königlichen Schloßkapelle eine protestantische Nachtrauung.

Kaplan Fischer, der über die zwischen Berlin und München gepflogenen Verhandlungen nicht orientiert war, schildert die nun folgenden Erlebnisse in einem 1830 geschriebenen Bericht, den Fürstbischof Heinrich Förster, nach dem Tode der Königin Elisabeth (14. Dez. 1873) der Redaktion der Historisch Politischen Blätter zum Abdruck übersandte, folgendermaßen:

„Nachdem der Rausch der Hochzeitsfeier und der Hoffeste vorüber war, dachte die Kronprinzessin auch an ihre religiösen Bedürfnisse und sorgte für einen privaten Gottesdienst, so gut als es die Umstände gestatteten. Zwischen der Frau Oberhofmeisterin der Prinzessin, Frau Gräfin von Redern, und dem Oberkammerherrn von Rochow einerseits und dem Herrn Minister der geistlichen Sachen von Altenstein andererseits war mit Vorwissen und Konsens des Königs konferiert worden über die mindest auffallende Weise, zur Erfüllung des Wunsches der Prinzessin, die heilige

Messe an Sonntagen zu hören. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war, daß ein Priester der St. Hedwigskirche auf Verlangen die heilige Messe halten und die religiösen Bedürfnisse befriedigen solle — nach Begehren . . . . .

Ich unterzog mich mit Zaghastigkeit und Seufzen dieser Angelegenheit (Meßner usw. der Kronprinzessin zu sein), die eines anderen Mannes, eines Fenelon, bedurft hätte, wenn sie im Laufe der Zeit der Kirche hätte nützlich werden sollen. Weder der König, noch der Kronprinz, noch der Minister von Altenstein hatten mit dem Fürstbischof Emanuel über diesen Gegenstand konferiert. Der Fürstbischof hatte es auch nicht für geeignet gehalten, während seiner Anwesenheit in Berlin diese Angelegenheit offiziell anzuregen, sondern sich darauf beschränkt, den Propstei-Administrator Herrn Baron von Blotho, mündlich und nachdrücklich durch den Herrn Domdechanten von Muloß am 29. Dezember 1823 schriftlich zu autorisieren, daß der Prinzessin auf deßfalltiges Begehren mit der heiligen Messe usw. in ihren Zimmern gewillfahrt werden könne.

Etwa 14 Tage (12. oder 14. Dezember 1823) nach der Ankunft der Prinzessin wurde ich durch einen königlichen Kammerlakai zur Frau Oberhofmeisterin, Gräfin von Redern, bestellt, die mich gemessen, ernst und vornehm empfing, und bemerkte, daß sie beauftragt sei, Ihrer Königl. Hoheit der Frau Kronprinzessin mich vorzustellen, welche über die Einrichtung eines Hausgottesdienstes mit mir zu sprechen verlange. Die Frau Prinzessin war verlegen, willigte gern in das Anerbieten, daß die Erlaubnis zum Hausgottesdienste durch den Propsteiadministrator Baron von Blotho von dem Fürstbischof begehrt, daß aber auch in zuverlässiger Erwartung derselben auf Höchsthren Wunsch in einem Zimmer des königlichen Schlosses die heilige Messe gehalten, die dazu nötigen Vasa sacra und Ornamente usw. von der St. Hedwigskirche geliehen werden würden. Und so geschah es, daß drei Wochen nach der Ankunft, an einem Wochentage, die Prinzessin zum ersten Male die heilige Messe hörte — in einem Zimmer des zweiten Stockwerks (an der Seite der Schloßfreiheit) auf einem zum Altar eingerichteten Tische. — Ein betäubender Anfang in einem profanen Lokale, in welchem nichts zur Andacht



einlud, und vor und nach der heiligen Handlung die Diener auf Befehle warteten.<sup>1)</sup>

Die Frau Prinzessin beehrte von nun an fast regelmäßig in jeder Woche einmal die heilige Messe. Wenn sie durch die Reise nach Potsdam verhindert war, am Sonntage die heilige Messe zu hören, so verlangte sie dieselbe an einem Wochentage. Sie war aber auch pünktlich in der Teilnahme an dem Gottesdienste im Dom und fuhr entweder aus der Messe dahin zur Predigt und Liturgie oder kam von daher zur heiligen Messe.

Das erste Lokal wurde 1824 vertauscht mit einem anderen, mit der eigentlichen alten Schloßkapelle an der Spree, die aber durch eine hölzerne Kuppel in eine Art Moschee verunstaltet war. Eine sehr gute Kopie des Kölner Bildes (die Anbetung der drei Könige) gab ihr allerdings das Ansehen einer Kapelle. Es standen aber darin allerhand Antiken und Spielereien durcheinander. In Berlin erwartete man vielfach den Übertritt der Prinzessin zum Protestantismus. Die Prinzessin aber hörte weiter die heilige Messe. Die drei letzten Tage der Karwoche 1824 brachte sie in Berlin in der stillsten Einsamkeit zu. Am Mittwoch beichtete sie, empfing am Gründonnerstag die heilige Kommunion und fuhr am Ostersonntage nach gehörter heiliger Messe nach Potsdam. Dies wiederholte sich in den folgenden Jahren zu Ostern bis 1829. Auch empfing sie stets im Oktober noch einmal die heilige Kommunion.

Im Sommer 1824 wurden nach einem von mir beehrten

<sup>1)</sup> Administrator v. Plötho sagt in einem Schreiben an den Fürstbischof von Schimonst, daß die Kronprinzessin mit größter Devotion und Andacht knieend auf einem Betstuhl dem heiligen Opfer beizuhole. Außer der Oberhofmeisterin sei fast niemand zugegen. Der Zelebrant müsse sich zu Fuß ins Schloß begeben. Schimonst hatte 1824, 10. April, der Kronprinzessin die Erlaubnis erteilt, in ihren Privaträumen den Gottesdienst feiern zu lassen, so daß dadurch dem Kirchengebot Genüge geschehe. Er hatte noch hinzugefügt: „Möge den Millionen Katholiken, welche das Glück haben, unter dem preussischen Szepter zu stehen, nebst dem Trost, den ihnen schon jetzt die Privatandachtsübungen ihrer erhabenen Kronprinzessin gewähren, zu ihrer eigenen Erbauung zur Stärkung ihres treuen Sinnes für König und Vaterland auch noch die ersohnte fromme Freude werden, Höchstdieselbe künftig, wenn es die Umstände erlauben, auch an der öffentlichen Feier des katholischen Gottesdienstes teilnehmen zu sehen.“ Fürstbischöfl. Geh. Kanzlei. (Acta betreffend Einrichtung des Gottesdienstes in der St. Hedwigskirche 1812—1843, Bl. 55.) Man sieht, daß die zwischen Berlin und der Prinzessin f. St. gepflogenen Unterhandlungen auch Schimonst unbekannt waren.

Verzeichnisse Ornate aus München besorgt und in Berlin die Vasa sacra, Kelch, Rännchen usw. nach schlechten Modellen angefertigt. Der Fürstbischof gab den Altarstein und ein Meßbuch. In eben dieser Zeit veranlaßten die in diesem Teile der Kronprinzlichen Wohnung stattfindenden umfassenden Baulichkeiten, welche auch die Kapelle betrafen, eine wohl dreimonatliche Unterbrechung der heiligen Messe, welche umsomehr Besorgnis erweckte, als die Prinzessin mit gleicher Regelmäßigkeit bei den protestantischen Gottesdiensten erschien und nach ziemlich allgemeinem Gespräche von dem Hofprediger Strauß Unterweisungen in der protestantischen Religion und Schrifterklärung annahm. Dieser Umstand veranlaßte ein darauf bezügliches Schreiben an die Kronprinzessin im Oktober 1824. Das Schreiben blieb unbeantwortet, dagegen fingen wenige Tage darauf die Bestellungen zur heiligen Messe wieder an.

Es war unterdessen in dem Flügel des Schlosses nach dem Schloßplatz über dem Portale ein ganz dunkles Entree, wo die Dienerschaft die Meldungen annimmt, und auch der Fußreinigungssapparat angebracht ist, — eine Kapelle arrangiert. Die Wände waren ringsum mit rotbaumwollenen Vorhängen, die Decke mit einem desgleichen weißen kuppelartigen Schirme bekleidet. Von der Decke herab hing ein Leuchter mit sechs Armen, dessen Kerzen das finstere Gemach erleuchteten. In einer Nische war ein sehr edler, Andacht erweckender Ecce Homo. Auf dem Altare ein großes Kruzifix zwischen zwei silbernen Leuchtern. Für die Frau Kronprinzessin war ein Betstuhl bereit. Das Lokal hätte freilich nicht schlechter gewählt sein können. Es erinnerte an die gottesdienstliche Feier der ersten Christen in den verborgensten Gemächern und bezeichnete recht treffend das Infognito, in welchem sich die Fürstin mit ihren Pietätsübungen hielt.

Ich habe mich einer melancholischen, trüben Stimmung nicht erwehren können, so oft ich hereintrat und am Altare die Fürstin erwartete. Dort an der Türe plaziert, konnte die Kirche bald zum Schlosse herausgeworfen werden. Gleichwohl war es anerkennenswert, daß nach Verlauf eines Jahres ein bestimmter Ort für die Verwaltung des allerheiligsten Opfers angewiesen war, wenn auch nur in einem Winkel in dem Palaste.



Im Jahre 1825 und 1826 (bis Pfingsten) nahm auch Gräfin Auguste v. Harrach, mit der König Friedrich Wilhelm Ende 1824 eine morganatische Ehe eingegangen war, allerdings sehr unregelmäßig, am Gottesdienste teil und kommunizierte auch Ostern 1825. Am Fronleichnamstag 1826 trat sie durch Empfang des evangelisch-reformierten Abendmahls zum Protestantismus über; nach Fischer wohl eine Repressalie des Königs wegen der in Paris erfolgten Rückkehr der Halbschwester des Königs, Julia, und ihres Gemahls, des Herzogs von Anhalt-Köthen, zur katholischen Kirche. „Eine besondere Verlegenheit,“ berichtet Fischer weiter, „sah sich an Ostern 1826 mit der heiligen Kommunion der Frau Kronprinzessin. Ich erkrankte am 27. Februar 1826 gefährlich und wurde durch sechs Wochen dienstunfähig. Die fast nur noch durch Rücksichten auf die äußeren politischen Verhältnisse in der Kirche gehaltene Frau begehrte, wenn irgend möglich, am Gründonnerstage die heilige Kommunion und zu dem Ende die Beichte bei mir. Als ihr die Unmöglichkeit vorgestellt wurde, zog sie vor, den Akt auf vierzehn Tage zu verschieben, blieb während der drei heiligen Tage einsam im Schloß, während der Hof in Potsdam Andacht hielt. Die Kommunion geschah nachfolgend am 20. April 1826 und vereitelte abermals zuversichtliche Erwartung der Protestanten.

Während der Faste und des Osterfestes 1827 waren am Hofe zum Besuch die verwitwete Königin Karoline zu Bayern und ihre Töchter Marianne Leopoldina und Ludovika Wilhelmina. Beide Prinzessinnen zeigten sich mit ihrer Oberhofmeisterin und der ganzen Dienerschaft sehr kirchlichtreu, besuchten jeden Sonntag und in der heiligen Woche am Donnerstag, Freitag und Sonnabend den Gottesdienst zu St. Hedwig, gingen auch an den drei letzten Tagen vor- und nachmittags zu Fuß in die Kirche; sie beichteten und kommunizierten mit der Kronprinzessin in ihrer Kapelle. Auch bei dieser Gelegenheit hatte die Kronprinzessin nicht den Mut, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, sondern blieb in ihrer Isolierung, wohl ebenso freiwillig, wie sie darin gehalten wurde.

Der Königin Witwe von Bayern, obgleich Protestantin, war diese Verletzung und eigentlich Kränkung der religiösen Gerech-

same ihrer Tochter so betäubend und wohl auch schmerzlich,<sup>1)</sup> daß sie sich mir bei der Audienz, welcher ich am Ostersonabend teilhaftig wurde, darüber offen aussprach, die von ihr erkannte Absicht des hiesigen Hofes in betreff ihrer Tochter unverhohlen erklärte und auch die sich entwickelnde Entschliebung der Kronprinzessin nicht undeutlich andeutete.

Dem weiblichen Begleitungspersonal der Königin, welches insgesamt frommen Sinnes war, wurde hier angst und bange in der neuen Hofluft.

Bei einem anderen Besuche, des Prinzen Johann von Sachsen und seiner Gemahlin Amalia, Zwillingsschwester der Kronprinzessin, Ende Oktober 1827, wiederholte sich das Verfahren wie an Ostern 1827. Der Prinz und die Gemahlin besuchten die St. Hedwigskirche, die Kronprinzessin blieb in ihren Kammern; sie war damals wohl schon zerfallen mit der Kirche. Am 2. November 1827 (Allerseelen) war die Kapelle besucht von der Kronprinzessin, mit dem Schwager und der Schwester. Es war mir, als ob ich eine Begräbnismesse gehalten für die lebendig tote Seele, und zwar zu einer Zeit, da die Katholiken sich noch freudigen Erwartungen überließen. Das Messen wurde fortgesetzt bis in die Fasten 1830. Von da an hörten die Bestellungen auf. Ostern kam und ging vorüber ohne die heilige Kommunion. Die Prinzessin war unterdessen an Brustbeschwerden leidend und darum von den Vergnügungen des Hofes dispensiert. Sie hatte die Konversation mit dem Hofprediger Strauß fortgesetzt und sich zum Übertritt entschlossen. Die letzte Vollendung soll der Geheime Staats- und Legationsrat Ancillon, dem der Kronprinz als „seinem Lehrer und Miterzieher besonderes Vertrauen schenkt, bewirkt haben“.

Am 5. März 1830 trat die Kronprinzessin zum Protestantismus über, nachdem ihr der König in dem Glückwunschschreiben zu ihrem Geburtstage am 16. Dezember 1829 seinen diesbezüglichen Wunsch im Hinblick darauf, daß bereits zehn Jahre „in getäuschter Erwartung“ dahingeflossen seien, kundgegeben hatte.

<sup>1)</sup> Königin Karoline hatte aber ihrer Tochter zu der Heirat geraten und die Beseitigung aller Hindernisse gewünscht, die derselben entgentreten könnten. Vgl. Johann Georg Herzog zu Sachsen im Jahresbericht der Görresgesellschaft für 1920, pag. 17.



In Fischers amtlicher Stellung hatte sich inzwischen eine Veränderung vollzogen. Er war zum Propst bei St. Hedwig ernannt worden. Wäre es nach seinen Wünschen gegangen, so hätte er sich auf eine bescheidene Seelsorgestelle nach Schlesien zurückgezogen. In diesem Sinne hatte er auch dem Fürstbischof geschrieben, daß er sich niemals zur Annahme der Propststelle entschließen könne. Vielleicht hat eine Vertrauenskundgebung des Kirchenkollegiums von St. Hedwig dazu mitgewirkt, daß er schließlich doch dem an ihn ergangenen Rufe folgte. Das Kollegium beschloß nämlich, es solle dem Administrator Fischer der einstimmige Wunsch der Mitglieder des Kirchenkollegiums und der Ältestenversammlung und, wie es glaube, der ganzen Gemeinde, zu erkennen gegeben werden, „daß er sich entschliefze, bei der Gemeinde zu bleiben, die ihm mit inniger Liebe und dem größten Vertrauen anhange.“ Jedenfalls war die Freude bei den Berliner Katholiken groß, als es zur Gewißheit wurde, daß der vortreffliche, beliebte Priester, bei dem, wie Schmedding 1826 gelegentlich schrieb, der „weitaus größere Teil der Gemeinde“ zur heiligen Beichte ging, ihnen nun, wie sie glaubten, dauernd erhalten bleiben sollte.

## 2.

### Propst und Fürstbischöflicher Delegat.

Am 1. März 1829 erfolgte die feierliche Einführung Fischers in seine Ämter als Propst bei St. Hedwig und Fürstbischöflicher Delegat für Berlin, die Mark Brandenburg und Pommern. Sehr bezeichnend für die Stellung des Propstes unter den damaligen Verhältnissen ist folgende Stelle in dem vom staatlichen Kommissar ausgefertigten Einführungsprotokoll: „Nachdem der Königliche Kommissarius [Geheimer Regierungsrat Heinsius] mit dem in der Kleidung eines Domherrn der Kathedrale Kirche in Breslau angetanenenen Herrn Propst Fischer in die Rotunde der St. Hedwigskirche eintraten, stimmte die in der mittleren Sakristei bei offenen Türen aufgestellte Kantorie den Gesang, *Veni Sancte Spi-*

ritus an. Nach Beendigung des Gesanges und einiger Einleitungsworte von seiten des Königlichen Kommissarius verlas dieser die von des Königs Majestät Allerhöchst vollzogene Ernennungsurkunde vom 13. November v. J., nahm dem Herrn Propst den Sr. Königlichen Majestät zu leistenden Eid der Untertänigkeit, Treue und des Gehorsams nach anliegendem, von demselben unterschriebenen Eidesformular ab und übertrug ihm darauf mündlich den Besitz aller weltlichen Gerechtsame und Attribute seiner neuen Würde, mit dem Hinzufügen, daß Sr. Fürstlichen Gnaden dem Herrn Bischofe von Breslau als geistlichen Obern der katholischen Gemeinden zu Berlin, Potsdam, Brandenburg, Spandau, Stettin, Stralsund und Frankfurt und der dazu gehörigen Filiale zwar die Leitung der geistlichen Angelegenheiten unter der obersten Aufsicht des Staates überlassen bleibe, dagegen aber alles, was das Vermögen und die weltlichen Verhältnisse anbetreffe, der bisher bestandenen besonderen Verfassung gemäß lediglich von dem aus Mitgliedern der St. Hedwigs-Kirchgemeinde gebildeten Kirchenkollegium, an dessen Spitze der Herr Propst stehe, unter Obhut und Leitung der vorgesetzten Staatsbehörde besorgt und verwaltet werde, in welche Verfassung keine Neuerung oder Eingriffe irgend einer Art zugelassen werden dürfe oder könne. Nach diesem stellte der Königliche Kommissarius den Herrn Propst Fischer den anwesenden Herren Kaplänen (Kug, Graupe, Eichhorn) als ihren unmittelbaren Vorgesetzten, den Mitgliedern des Kirchenkollegiums als Propst und Pfarrer der Gemeinde mit dem ausgesprochenen Wunsche vor, daß sie alle in ihren verschiedenen Verhältnissen mit gegenseitigem Vertrauen, Eintracht, mit Liebe und Eifer, Segen und Wohl über die Gemeinde verbreiten mögen.“ Die kirchliche Einführung nahm Pfarrer Schaar von Spandau im Auftrage des Fürstbischofs vor. Sie wird in einem besonderen kirchlicherseits abgefaßten Protokoll beschrieben. In einer bei den Akten der St. Hedwigskirche befindlichen Notiz, in der Fischer bemerkt, daß er auf eine dem natürlichen Menschen sehr schmeichelhafte Weise veranlaßt — vielleicht genötigt — worden sei, sich der Absicht des Königlichen hohen Ministerii und des Fürstbischofs (eigentlich der Intention des Geheimen Oberregierungsrates Schmedding) zu fügen und die



Kreuzeslast der Berliner Propstei auf sich zu nehmen“, ist erwähnt, daß er ein von der Gemeinde in Aussicht genommenes, auf gemeinsame Kosten zu veranstaltendes Festmahl, um niemanden Unkosten zu bereiten und um keinerlei Verpflichtungen einzugehen, abgelehnt und auf eigene Kosten ein solches im Englischen Hause veranstaltet habe. Bei der Installation als Ehrendomherr in Breslau ließ er sich mit Genehmigung des Domkapitels durch den Domherrn Krüger vertreten, da ihm amtliche Arbeiten die Reise nach Breslau nicht gestatteten.

Man kann sich leicht in die Seelenstimmung Fischers bei Antritt seines neuen Amtes hineinversetzen, wenn man die Aufzeichnungen liest, die sein unmittelbarer Nachfolger Brinkmann über die Stellung des damaligen Propstes von Berlin niedergeschrieben hat.

„Die Propststelle zu Berlin gehört unstreitig zu den wichtigsten und schwierigsten Stellen in Deutschland, nicht allein wegen der Haupt- und Residenzstadt, worin sie sich befindet, und wegen der Nähe des Hofes und der höchsten Behörden, die schon durch das natürliche Geflatsch, das sich allemal über Begebenheiten des Ortslebens verbreitet, in steter Kenntniss aller Bewegungen des Propstes gehalten wurden. Die Trostlosigkeit, die sich über der ganzen Kirche in Preußen gelagert hatte, kam vorzugsweise in dem Delegaturbezirk zur Anschauung . . . Was für die Sache der katholischen Kirche geschehen sollte, das mußte auf Nebenwegen erlangt werden. Ein offenes, aufrichtiges Vorgehen würde unfehlbar den hartnäckigsten Widerstand des herrschenden Geschmacks zur Folge gehabt und die Ausführung selbst unmöglich gemacht haben. Beispiele: Die Vermehrung der Schulen, so nötig sie war, unmöglich, daher „Waisenverein“, der auch noch höchst ungnädig aufgenommen wurde . . . Es ist klar, daß unendlich vieles, wofür sich ein *titulus coloratus* nicht finden ließ, unterbleiben mußte oder wenigstens unterblieb in der sicheren Voraussetzung unübersteiglicher Schwierigkeiten. Das muß man sich nicht so denken, als wenn man den katholischen Werken offen entgegengetreten wäre. Keineswegs! Man zeigte die größte Teilnahme und Bereitwilligkeit, zu helfen. Wer sich aber darauf verließ, war betrogen. Vgl. Schule in Neu-Ruppin“.

Ein Unicum innerhalb der preußischen Monarchie war die in ganz protestantischem Sinne gehaltene Verfassung der katholischen St. Hedwigspfarre in der Haupt- und Residenzstadt. Sie gründete sich auf das „Grundgesetz<sup>1)</sup> der römisch katholischen Gemeinde Berlin“, das vom „Departement für den Kultus und öffentlichen Unterricht im Ministerio des Innern“, gezeichnet „v. Schuckmann“, unterm 2. November 1812 der St. Hedwigsgemeinde in ganz einseitiger Weise, ohne daß man die kirchliche Oberbehörde gefragt hatte, aufgedrängt worden war. Propst Wilhelm Emanuel Freiherr v. Ketteler, Fischers zweiter Nachfolger, schrieb mit Bezug auf dieses „Statut“ 1849 dem Fürstbischof Melchior: „Diesem Grundgesetz gegenüber befinde ich mich in der peinlichen Lage eines vollendeten Konfliktes zwischen den Staatsgesetzen und meinem Gewissen. Ich glaube, die Grundgesetze in allen Teilen verwerfen zu müssen, weil sie erstens wesentlichen Prinzipien der Hierarchie der katholischen Kirche widersprechen und weil sie zweitens den Pfarrer in eine Lage der Abhängigkeit bringen, wo es ihm unmöglich ist, seine Pflichten als Seelsorger zu erfüllen . . . Das Statut zieht in den Bereich seiner Bestimmungen alle äußeren und inneren Angelegenheiten der katholischen Gemeinde. Es regelt nicht nur die Vermögensverwaltung, sondern die Gottesdienstordnung und die Seelsorge. Über alle diese Gegenstände kann ich aber keiner weltlichen Behörde, sondern nur meinem Bischof das Recht einräumen, Bestimmungen zu erlassen. Da sich nun von einer Bestätigung der bischöflichen Behörde nicht die entfernteste Spur vorfindet, so muß ich schon aus diesem Grunde das ganze Statut verwerfen, wenn ich mich nicht an dem Verbrechen beteiligen will, eine Vollmacht des Staates in Dingen anzuerkennen, die vermöge göttlichen Rechtes der Kirche übertragen sind. In der Tat mag wohl in keinem Lande und in keiner Kirche eine so in das einzelne gehende Einmischung des Staates in die innersten Angelegenheiten der Kirche stattgefunden haben, wie in diesem Statute. Wie ich aber hiernach schon dem ganzen Statute seine Gültigkeit bestreiten muß, weil es im Widerspruch mit der göttlichen Autorität der Kirche erlassen ist, so kann ich auch die einzelnen Bestimmungen desselben nicht anerkennen, weil sie über-

1) Bei den Akten Propstei Berlin. (Fürstbischöfliche Geheime Kanzlei.)



all die Rechte vernichten, die dem katholischen Pfarrer nach katholischem Kirchenrechte zustehen“. Aus diesen Bestimmungen, die „die Geistliche- und Schuldeputation der kurmärkischen Regierung“, der katholischen Gemeinde „zur Bekanntmachung und Befolgung“ mittheilte, sei hier Einiges hervorgehoben: Die Gemeinde, auch Witwen und Jungfrauen, wählen jährlich die „Ältesten“ (10—16), diese wieder 8 Vorsteher. Die Letzteren bilden mit dem Propst ein Kollegium, worin nach Mehrheit der Stimmen entschieden wird. Sie verwalten das Kirchenvermögen, helfen dem Propst zur Aufrechterhaltung äußeren Anstandes und der Ordnung beim öffentlichen Gottesdienste. In geistliche Sachen dürfen sie sich nicht einmischen. Den bischöflichen Behörden dürfen sie keine Einmischung in die Temporalien zugestehen. Das Vorsteherkollegium ernennt die Chorknaben (Ministranten), Kirchenwärter und Leichenträger. Der Propst wird im Statut als „erster Pfarrer“ bezeichnet, was, wie Ketteler bemerkt, anzudeuten scheint, daß auch die Kapläne Pfarrer seien! Die Kapläne sind Gehilfen des Pfarrers nach „gemessenem Recht“ (d. h. dem Grundgesetz). Sie dienen nicht dem Propst, sondern der Kirche. Im übrigen werden dem Propst und den Kaplänen so genau wie möglich die seelsorglichen Amtsverrichtungen bis auf Predigt, Christenlehre, Beicht hören, Messelesen, Schulbesuch bis zur Kleidung hin portionenweise zugemessen (u. a.: sie dürfen auf der Kanzel und im Beichtstuhl nicht anders als im Chorrock und vor dem Altar an Sonn- und Festtagen niemals „gestiefelt“ erscheinen). Selbst der Amtmann, sagt Ketteler, hat doch noch einige Angelegenheiten, in denen er selbst entscheiden kann, der Propst in Berlin nicht, mit Ausnahme der Stunde, wann er die Haustür schließen will. (§ 40) „Das Berichten an die Behörden nimmt daher ebenso wenig ein Ende wie das Resolvieren und Befehlen der weltlichen Behörden an uns. Das ist also meine Lage. Ich sehe vor mir ein unermessliches Seelenbedürfnis, große Übelstände, die gehoben werden müssen, und einer solchen Aufgabe gegenüber bin ich gebunden an Händen und Füßen, da der eine Teil meiner Amtsbefugnisse mir gänzlich entzogen und einem Kolleg immer übertragen ist, in dem ich nur eine Stimme habe, und wo die Autorität nicht in mir, sondern in der Majorität ruht, der andere Teil

aber, die Seelsorge, willkürlich auseinandergerissen, und mir nur ein willkürlicher Theil gelassen ist, so daß ich aller Rechte beraubt bin, die dem katholischen Pfarrer zustehen“.

Das, was Ketteler hier als seine Lage schildert, war — vielleicht in noch höherem Maße — die Lage Fischers. Er mußte sich bei dem damals noch herrschenden Absolutismus mit ihr, so peinlich er sie empfand, abfinden. Selbst den Propst Ketteler konnte Fürstbischof Melchior einstweilen nur auf die Zukunft vertrösten. Er sprach die Hoffnung aus, daß, sobald erst die Verfassung einmal gründlich feststehe, es gelingen müsse, dieses „bürokratische hölzerne Joch“ abzuschütteln.

Wenn nun die Stellung des Propstes unter den geschilderten Verhältnissen trotz der damit verbundenen Würden keine beidenswerte war, so fehlte es ihm doch auch nicht an Tröstungen. Man darf sagen, daß es im zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts kaum in einer anderen Pfarrei Preußens einen Stamm von geistig so hervorragenden und zugleich so bekenntnistreuen Katholiken gegeben hat, als in der St. Hedwigspfarrei in Berlin. Die Männer, die während der zwei letzten Jahrzehnte der Regierung Friedrich Wilhelms III. in der nicht weniger als katholikenfreundlichen Atmosphäre der Hauptstadt lebten, sind zum Teil Führergestalten für Deutschlands Katholiken geworden. Und gerade aus dem Munde dieser vortrefflichen Männer vernehmen wir Worte größter Wertschätzung über die Wirksamkeit des Propstes Fischer. Von den Persönlichkeiten, die Fischer hier nahe standen, sei zunächst Joseph Freiherr v. Eichendorff genannt, der von 1832 bis 1844 mit der Verwaltung einer Ratsstelle im Kultusministerium in Berlin betraut war. Hermann v. Eichendorff, des Dichters ältester Sohn und Biograph, schreibt in der den gesammelten Werken Eichendorffs vorangestellten Biographie seines Vaters: „Wenn wir der Berliner Freunde Eichendorffs gedenken, dürfen wir eines Mannes nicht vergessen, der den literarischen Leistungen unseres Dichters zwar fern, um so näher aber seinem Herzen stand, Nikolaus Fischer, bis zum Jahre 1836 Propst an der St. Hedwigskirche zu Berlin, später in seltener Anspruchslosigkeit die bescheidene Stellung eines Stadtpfarrers zu Frankenstein sich wählend, wo er 1858 starb. Im



Außerem, um mit den Worten seines Nekrologs zu reden, eine Franz-Xaveriusgestalt voll Würde und Demut, voll denkenden und ernststen Ausdrucks, war er ein Mann des inkarniertesten Pflichtgefühls, von der geordnetsten und zugleich von so hingebender und aufopfernder Tätigkeit, daß man sich oft versucht fühlen könnte, den unermüdeten Drang dieses geistigen, von brennender Christusliebe durchglühten Lebens ihm liebend zum Vorwurf zu machen. Eichendorff verdankte diesem Mann Stunden reichster Erbauung.“ Es war für Eichendorff eine nicht geringe Freude, in späteren Jahren als Gast des Fürstbischofs Heinrich Förster in Johannesberg Fischer wiederzusehen. Am 9. September 1857 schreibt er seiner in Reiße wohnenden Tochter Therese, Gemahlin des Majors Besserer von Dahlsteden: „Gestern, Dienstags, war Fischer aus Frankenstein zu Mittag hier. Er ist noch immer der alte, sprach mit großer Liebe und Liebe von dir und läßt dich sehr grüßen“. Schon bald nachher gingen beide Männer zur ewigen Ruhe ein, Eichendorff im November desselben Jahres, Fischer im folgenden Frühling.

Als treue Stützen Fischers während seiner Wirksamkeit in Berlin erwiesen sich auch: der geistvolle Joseph Maria von Radowiz, seit 1830 Chef des Generalstabes der Artillerie und Vertrauter des Kronprinzen, später politischer Schriftsteller und glänzender Redner des Frankfurter Parlaments, der mit ganzer Seele der katholischen Kirche angehörte, ferner der vortragende Rat im Kultusministerium Johann Heinrich Schmieding, der einflußreiche Staatsmann und Dichter, den man häufig an der Kommunionbank der St. Hedwigskirche sah, und dessen tiefempfundene geistliche Lieder noch Jahrzehnte nach seinem Tode in der St. Hedwigskirche gesungen wurden, der Geheime Justizrat von und zur Mühlen, Ältester der Kirchengemeinde St. Hedwig, der tüchtige Kupferstecher und Bibliothekar Caspar und der bekannte Publizist, Kriminalrat Julius Eduard Hitzig, der edle Freund der Romantiker, dessen gastfreies Haus ein Stelldichein auserlesener Geister war. Letzterer nahm sich in lebenswürdigster Weise der beiden zum katholischen Glauben zurückgekehrten Rechtsgelehrten Karl Ernst Jarcke und Georg Philipp an, als sie ihren Wohnsitz nach Berlin verlegten. Von

Jarcke sagt sein bester Freund Philipps in einem Nachruf, seine Überzeugung, sein Glaube sei so fest und unerschütterlich gewesen, daß er, wenn Gott es von ihm gefordert hätte, gewiß mit Freuden sein Leben für ihn würde hingegeben haben. Leider hat die Berliner Universität diesen ausgezeichneten Rechtslehrer und die St. Hedwigsgemeinde dieses vorbildliche Mitglied schon nach wenigen Jahren verloren, ebenso seinen gleichgesinnten Kollegen Philipps, der mit seiner 1828 ebenfalls konvertierten Gemahlin Charlotte geb. Houffelle zu den eifrigsten Mitgliedern der St. Hedwigspfarrei gehörten. Philipps nahm 1833 einen Ruf als Professor in München an, da Minister v. Altenstein dem jungen Gelehrten, der sich als deutscher Rechtshistoriker bereits einen Namen gemacht hatte, deutlich zu verstehen gab, daß er unter seiner Verwaltung auf Beförderung nicht zu rechnen habe. Es war nämlich sein Übertritt zur katholischen Kirche bekannt geworden! Welcher Verehrung sich Fischer in der Familie Philipps erfreute, zeigt eine Bemerkung der Frau Philipps in einem 1833 aus Nürnberg an ihre Freundin Louise Hensel geschriebenen Briefe: „Unserm lieben, lieben Herrn Propst, an den ich noch nicht ohne Tränen denken kann, die innigsten Grüße; von München schreiben wir bald an ihn.“

Treue Helferinnen auf karitativen Gebiete waren unserem Propst namentlich Fr. Marianne Saaling, eine Konvertitin jüdischer Abkunft, die mit ihrem frischen Geiste überall belebend eingriff, zu jedem gemeinnützigen Werke für die katholische Gemeinde bereit war und bei allen mildtätigen Vereinen und Unternehmungen in vorderster Reihe stand, sowie Louise Hensel, die durch ihre seelenvollen Lieder bekannte Dichterin, eine tief innerliche, reine, opferwillige Seele. Die Dichterin weilte, nachdem sie bereits 1818 in die Hände des Propstes Taube das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt hatte, nach längerer Abwesenheit seit 1833 wieder in Berlin bei ihrem Bruder, dem Hofmaler Professor Wilhelm Hensel, der zur katholischen Kirche hinneigte. Sie fühlte sich anfangs in ihrer neuen Umgebung vereinsamt. „In religiöser Hinsicht, so schrieb sie am 8. Juli 1833 an Schlüter, stehe ich hier natürlich ganz allein. Gott gebe, daß ich dadurch nicht noch lauer werde. Leider wohne ich der Kirche so



ferne, daß ich sie wohl nicht täglich besuchen kann. Mein Beichtvater, der Propst Fischer, ist ein trefflicher Mann, eifrig und doch sehr milde, was hier äußerst notwendig ist; sehen kann ich ihn indessen selten, da er von Arbeiten fast erdrückt ist und mir auch sehr fern wohnt.“ Wie es von ihr nicht anders erwartet werden konnte, war sie redlich bemüht, zur Hebung des katholischen Lebens beizutragen und an der Seite ihrer unermüdlichen Freundin Saaling auch karitativ mitzuarbeiten. Auf ihre selbstlose Hingabe konnte der Propst allezeit bauen. Als Fischer 1836 nach Frankenstein ging, schenkte sie ihm zum Dank für die geistlichen Dienste, die er ihr als Seelenführer erwiesen, eine von ihr selbst gefertigte Stola. Fischer dankte von Frankenstein aus Neujahr 1837 für dieses kunstreiche Werk ihrer Hände, das er vorzüglich in Ehren zu halten versprach „als Zeichen ihres Vertrauens, das sie ihm in seiner amtlichen Beziehung zu ihr so reichlich und so gleichmäßig ausdauernd gewidmet habe.“ Außer den Fürstinnen Mathilde und Leontine Radziwill, die sich wohl schon während der Amtswirksamkeit Fischers der Armen der St. Hedwigspfarrei so liebevoll annahmen wie später unter Propst Brinkmann, ist schließlich nach Dorothea Tied zu nennen, die hochbegabte älteste Tochter des Romantikers Ludwig Tied. Sie las den Homer, Horaz, Plinius, die griechischen Tragiker und übersezte mehrere Dramen Shakespeares, war aber ebenso eifrig in der Übung des katholischen Glaubens, den sie zugleich mit ihrer Mutter angenommen hatte. Jeden Morgen um sechs Uhr eilte sie ohne Rücksicht auf das Wetter, in ihre liebe St. Hedwigskirche, dann erst ging sie ihren Arbeiten nach. Unter Fischers Nachfolger übernahm sie in einer Armenschule den Unterricht weiblicher Handarbeiten und fertigte daheim für die ärmsten unter diesen Mädchen Kleidungsstücke an. Nach dem Tode ihrer Mutter, der bald nach Fischers Weggang erfolgte, hätte sie sich am liebsten von der Welt zurückgezogen und sich ausschließlich dem Gebete und den Werken der Nächstenliebe gewidmet, aber sie erkannte jetzt den Willen Gottes darin, ihrem Vater in seinem Alter Trost und Stütze zu sein, und so erfüllte sie diese ihr von Gott zugewiesene Aufgabe bis zu ihrem erbaulichen Tode am 21. Februar 1841.

Solcher Pfarrkinder konnte sich Propst Fischer wahrlich freuen. Seine getreuen Helfer und Helferinnen waren übrigens zum großen Teil Konvertiten. Von den bereits Genannten hatte während Fischers Amtswirksamkeit in Berlin Philipps nebst Gemahlin in der St. Hedwigskirche das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt. Außerdem konvertierten in dieser Zeit noch folgende bekannte Persönlichkeiten: Freiherr Franz Friedrich von Maltz, russischer Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten in Amerika, später Gesandter und bevollmächtigter Minister im Haag, der schon zwei Jahre hindurch regelmäßig den Gottesdienst in der St. Hedwigskirche besucht hatte, ehe er sich am 30. Juli 1830 von Fischer in die katholische Kirche aufnehmen ließ, David Leopold Witt, seit 1841 Geheimer Oberfinanzrat in Berlin, eines der verdientesten Mitglieder der St. Hedwigsgemeinde, Luise von Bornstedt, Großnichte Alexander von Humboldts, eine nicht unbegabte Dichterin, nebst ihrer Mutter. Vermutlich ist Fischer auch dem edlen Rudolf v. Bedeodorf näher getreten, der seit 1819 als Geheimer Oberregierungsrat im Ministerium mit dem Departement des Volksschulwesens betraut war, aber 1827 bei König Friedrich Wilhelm III in Ungnade fiel, weil er (vor Bischof Sailer in Regensburg) das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt hatte. übrigens verhielt sich Fischer gegenüber den Personen, die bei ihm konvertieren wollten, eher zurückhaltend als aneifernd. So gab er dem erwähnten Geheimrat Witt, der ihm nach überstandener Krankheit seine Absicht, zu konvertieren, mittheilte, den Rat, vorläufig noch zu warten, und der bekannte Maler Wilhelm Ahlborn, der erst 1838 übertrat, äußerte: „Ich wunderte mich, daß der würdige Propst zu St. Hedwig mir nie zugeredet, in den Schoß der Kirche zurückzukehren, da wir doch bei ihm Belehrung suchten und auf dem Wege waren, wie lange schon, wußten wir selbst nicht.

Obwohl durch Seelsorgsarbeit aufs äußerste in Anspruch genommen, suchte Fischer doch nach Möglichkeit auch außerhalb des Gotteshauses mit seinen Parochianen in Fühlung zu bleiben.

Propst Brinkmann erzählt in seinen schon erwähnten Aufzeichnungen aus jener Zeit: „Der Umstand, daß die meisten Künstler katholisch waren oder mit Katholiken in Verbindung



standen, öffnete mir freien Zutritt zu ihren Ateliers, Produktionen und Darstellungen, . . . Ersteres hatte ich hauptsächlich dem Oberkaplan Fischer, der damals Administrator der Propstei war, und dem Kaplan Rug zu verdanken. Beide standen mit allen Künstlerzelebritäten in Verbindung, die in Berlin waren oder dahinkamen, und hatten immer Vorrat an Einlaßkarten, Empfehlungen und mancherlei Konnexionen.“ Bei seinen Konfratres erfreute sich Fischer hoher Achtung. Brinkmann, der als junger Priester studienhalber in Berlin weilte, fühlte sich zu ihm am meisten hingezogen. Später hat Fischer seinen jüngeren Freund dem Kabinettsrat Müller als seinen Nachfolger im Amte des Propstes mit Erfolg empfohlen.

Die außerordentliche Arbeitslast, die auf den Schultern Fischers ruhte und seine Gesundheit untergrub, sowie der Druck seelsorglicher Verantwortung veranlaßten Fischer, Ende Juni 1836 den Fürstbischof um Enthebung von seinem Posten zu bitten. Zugleich ersuchte er um die Erlaubnis, nach seiner Entlassung und einer zwecks innerer Sammlung verlebten Ruhepause sich um eine Pfarrei mit mäßigen Ansprüchen in Schlesien bewerben zu dürfen. Fürstbischof und Minister wünschten aber, daß er eine Domherrnstelle in Breslau annehme. Fischer lehnte, obwohl anfangs dazu geneigt, das Anerbieten ab mit der Begründung, daß er mit seiner Individualität vielleicht ebensowenig zufriedenstellen als sich zufrieden fühlen und auch den an die Kanoniker gestellten bedeutenden Ansprüchen in seiner Geringheit nicht genügen würde. Nun beauftragte der König den Minister v. Altenstein, „auf Fischers Versorgung durch eine seinen Wünschen entsprechende Pfarrei in Schlesien Bedacht zu nehmen.“ In einem dieserhalb an den Fürstbischof Graf Sedlnitzky gerichteten Schreiben bemerkte Altenstein überdies, daß Fischer das — ihm ja nur in seiner Eigenschaft als Propst zukommende — Ehrenkanonikat auch in Zukunft behalten solle. Indes Fischer machte von der königlichen Gunst bezüglich einer Pfarrei königlichen Patronates keinen Gebrauch. Er bewarb sich vielmehr im Juli 1836 beim Grafen von Schlabrendorff um die durch den Tod des Pfarrers Mattner freigewordene Pfarrei Frankenstein und erhielt die Präsekte.

Als die Resignation Fischers bekannt geworden war, fühlte sich Minister v. Altenstein veranlaßt, den Fürstbischof Graf Sedlnitzky, was uns allerdings merkwürdig erscheint, über die an einen Propst in Berlin zu stellenden Ansprüche zu unterrichten. Dieses interessante, vielleicht von Schmedding verfaßte Schreiben enthält Worte warmer Anerkennung für den scheidenden Propst. Altenstein schreibt: „Ew. Fürstlichen Gnaden ist bekannt, daß der hiesige Propst Fischer die Entlassung von seinem Amt nachgesucht hat. Einen tüchtigen Nachfolger zu finden, ist nicht leicht, weil die Stelle einen Mann erfordert, der seltene Eigenschaften in sich vereinigt. Die Gemeinde zählt, nach dem Kalkül der Geburts- und Sterbelisten, etwa 10 000 Mitglieder aus allen Ständen, jedoch in überwiegender Mehrheit arme oder geringere Leute, die theils in der Stadt, theils in deren unmittelbaren Umgebung und größtenteils in bedeutender Entfernung von der Kirche wohnen. Zu dieser Zivilgemeinde gesellen sich etwa 3000 und einige Hundert Kriegsleute von der hiesigen Besatzung. Ein drittes Element bilden die sich vorübergehend hier aufhaltenden Fremden aller Nationen, insonderheit die Mitglieder des diplomatischen Korps mit ihren Familien. In der Zivilgemeinde sind die meisten Ehen gemischt. Aus diesem Verhältnisse gehen leicht Konflikte mit den evangelischen Pfarrern hervor, wozu auch bezüglich der evangelischen Garnisonprediger inbetreff der katholischen Militärpersonen es an Gelegenheit nicht fehlen kann. Der Propst hat vier Kapläne. Dem Propste Fischer sind diese seine Gehilfen Tischgenossen. Unter seinen Vorfahren hat solches gewechselt. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß es für die Erhaltung des geistlichen Anstandes und eines einträchtigen Sinnes am besten ist, wenn der gemeinschaftliche Tisch beibehalten wird. Mit der Kirche sind drei Schulen und ein Spital verbunden. Diese sämtlichen Anstalten stehen in temporeller Beziehung, was nämlich ihr Vermögen betrifft, unter der Verwaltung eines Kirchenkollegiums, bestehend aus sechs Vorstehern, der Propst an ihrer Spitze. Endlich ist der hiesige Propst bischöflicher Delegat über die katholischen Kirchen in der Mark Brandenburg und in Pommern und besorgt mit seiner Geistlichkeit und unmittelbar die Mission nach Nauen, Wittstock, Ruppın, Brandenburg und an-



deren Orten. Ew. Fürstliche Gnaden entnehmen gefälligst aus diesem Überblick, daß eine vielseitige und große Tätigkeit, verbunden mit nicht geringer Umsicht, Menschenkenntnis, Amts- und Geschäftskunde erfordert wird, um auf so schwierigem Posten mit Ehren zu bestehen. Außerdem aber hat die große, in ihre Art einzige Hingebung des jetzigen Propstes die Gemeinde in ihren Ansprüchen gewissermaßen verwöhnt. Eigentümliche, wohl mit der Zeit, aber augenblicklich nicht zu hebende Beschwerne entstehen aus der räumlichen Beschränktheit der Wohnung der Geistlichen wie auch der Kirche selbst und des Schullokals, und die Besoldung des Propstes von 1200 Rtlrn. ist allerdings auch nur niedrig, eigentlich für Berlin zu gering. Es ist höchst wünschenswert, daß der Mann, der sich zur Übernahme eines so schweren Berufs entschließt, die hiesigen Verhältnisse auch als Geistlicher einigermaßen aus Erfahrung kenne. Daß er der französischen Sprache zum schriftlichen und mündlichen Gebrauche mächtig sei, ist unerläßlich, und er darf weder zu jung noch zu alt sein. Ein Alter zwischen 38 und 48 Jahren wäre das Erwünschteste.“

Da sich die Ernennung eines Nachfolgers sehr in die Länge zog, konnte Fischer erst am 1. Dezbr. 1836 sein Amt in Berlin aufgeben.

Mit welchen Gefühlen die St. Hedwigsgemeinde Fischer von Berlin scheiden sah, kann man daraus ersehen, daß noch 1839, als schon der vortreffliche Propst Brinkmann die Gemeinde leitete, die Historisch Politischen Blätter aus Berlin die Notiz brachten: „Den Verlust des Propstes Fischer empfindet die hiesige katholische Gemeinde in hohem Grade.“

### 3.

#### Pfarrer in Frankenstein.

Am 12. Dezember 1836 wurde Fischer als Pfarrer in Frankenstein eingeführt. Nach der nervenzermürenden Arbeit in Berlin mochte ihm bei der Übernahme der neuen Pfarrei, die nur etwa 4000 Seelen zählte, wie einem Seefahrer zu Mute gewesen sein, der nach ermüdender, stürmischer Fahrt in einen friedlichen

Hafen einläuft. Aber als eine Ruhestation betrachtete Fischer, dieser „Mann des infarnierten Pflichtgefühls“ seine neue Stellung nicht. Wo immer es sich um das Heil einer Seele oder die Verteidigung kirchlicher Rechte handelte, war er zur Stelle.

Nicht lange nach seinem Amtsantritte erreichte der Mischehenstreit in Preußen seinen Höhepunkt, indem der Erzbischof von Köln, Clemens August Freiherr v. Droste-Vischering, auf Befehl der preußischen Regierung als Gefangener nach der Festung Minden abgeführt wurde, weil er die vom Papst hinsichtlich der Behandlung gemischter Ehen aufgestellten Grundsätze nicht preisgeben wollte. Der damalige Oberhirt der Diözese Breslau, Leopold Graf Sedlnitzky, hielt, leider übelberaten, an der bisher in Schlesien geübten unkirchlichen, vom Papst verurteilten Praxis bezüglich der Behandlung gemischter Ehen, fest und hüllte sich in dieser Angelegenheit gegenüber seinen Diözesanen in ein unheilvolles Schweigen oder beschied die Geistlichen bei diesbezüglichen Anfragen dahin, daß es bei der alten Praxis verbleiben möge, ohne jedoch dieselbe ausdrücklich vorzuschreiben und die entgegengesetzte ausdrücklich zu verbieten. Vergeblich wartete man in der Diözese auf ein klärendes, entschiedenes, apostolisches Wort des Bischofs.

Wie andere Archipresbyterate, so übersandte auch das Frankensteiner und zwar unterm 7. Juni 1838 dem Fürstbischof eine von 29 Konzirkularen, natürlich auch von Fischer unterzeichnete, in der Form ehrerbietige aber sachlich scharf gehaltene Adresse, welche die schlimmen Folgen der unkirchlichen Nachgiebigkeit in Ehesachen darstellte, und den Fürstbischof aufforderte, gemeinsam mit dem Klerus den Forderungen der Staatsregierung inbetreff der gemischten Ehen (jede gemischte Ehe bedingungslos einzusegnen), zu widerstehen. Es heißt u. a.: „Von der — Gott gebe — baldigen Lösung des längst vorbereiteten, zu Köln faktisch provozierten Kampfes des Staates und seiner Gewalt gegen die Kirche mit ihren zur Existenz notwendigen Satzungen, wird es — nach unserem Dafürhalten — abhängen, ob überhaupt im preußischen Staate und somit auch in Schlesien noch ein römisch-katholisches, also wahres Christen- und Kirchentum bestehe. Je mehr auch bei den Zumutungen und bei dem Verfahren des Staates in den westlichen Provinzen auf die Praxis



in den östlichen (d. i. Schlesien) Berufung geschieht, desto mehr muß sich das katholische Schlesien bei dieser Frage und bei diesem Kampfe beteiligt erachten. Es kann und darf dabei nicht einen neutralen Zuschauer mit gebundenen Händen abgeben, ohne bald als ein totes Glied von dem lebendigen Heile der Kirche abzufallen. Wenn irgendwo, so hat sich gerade in Schlesien von 1740 an das „sic volo sic jubeo“ der Staatsgewalt geltend gemacht.“

Minister v. Altenstein war über dieses Schreiben, das Sedlnikſky zunächst bei Seite gelegt, später aber der Regierung auf ihren Wunsch übersandt hatte, förmlich entsetzt. Er nennt es in einem Schreiben an Merkel „eine anmaßliche und von übelster Gesinnung gegen die Staatsregierung zeugende Vorstellung“ und bemerkt: „Ohne hier auf die Frage einzugehen, ob die Abfassung, Vollziehung und Übergabe einer solchen Schrift ein zu gerichtlicher Bestrafung geeignetes Verbrechen enthalte, leuchtet meines Erachtens klar ein, daß eine Zurechtweisung im Wege der Disziplin nicht fehlen durfte, und kann ich in diesem Betracht das Verfahren des Herrn Fürstbischofs, dessen Redlichkeit und ausgezeichnete Treue gegen den Staat ich auf das vollständigste anerkenne, nicht ganz erklären. Mir scheint, daß durch das Aussetzen der nötigen Zurechtweisung die Gleichgesinnten der übrigen Archipresbyterate ermuntert werden, wodurch allerdings die Lage des Fürsten von Tag zu Tag nur schwieriger werden dürfte. Diesen in der Stellung, die er bisher gehalten hat, sich behaupten zu sehen, ist überaus wichtig und wünschenswert“. Merkel bedauerte in einem Schreiben an Sedlnikſky, daß die Frankensteiner Adresse — deren Original sich im Breslauer Staatsarchiv unter den Oberpräsidialakten (Rep. 200 Acc. 54/16 Nr. 173) befindet — im „Sion“ veröffentlicht und selbst in der päpstlichen Staatschrift erwähnt worden, und fügt hinzu, daß auf Anweisung des Ministeriums „keiner der Unterzeichneten ohne besondere Zustimmung des Ministers ein Benefizium königlichen Patronates, auch nicht für ein privatpatronatliches Benefizium das Plazet der Regierung erhalten und ferner auch nicht zum Erzpriester oder Schuleninspektor befördert werden sollte“. Da der Klerus vom Fürstbischof, selbst nachdem dieser Anfang 1839 ein ermahnendes Schreiben vom Papste empfangen, keine Instruktion erhielt, gingen die kirchlich

gesinnten Geistlichen jetzt gegen ihn vor, wie es die meisten ober-schlesischen Pfarrer schon seit Beginn des Mischehenstreites getan hatten. Fischer teilte dem Generalvikariat am 9. Februar 1840 mit, daß er, nachdem er wegen mancherlei Schwierigkeiten bisher milder verfahren sei, nunmehr im strengsten Sinne der kirchlichen Vorschriften hinsichtlich der Mischehen handeln werde. Er schreibt: „Nachdem die vorkommenden gemischten Trauungsfälle auch in den Populationslisten bemerkt, die mit oder ohne Bedingung [der ausschließlich katholischen Kindererziehung] trauenden Pfarrer genau gezählt werden, bei Besetzung der Pfarreien königlichen und wohl auch privaten Patronate zur *conditio sine qua non* gemacht worden zu sein scheint, daß die Kandidaten in Ehesachen sich unbedingt willfährigst erweisen, und es demnach auf die kirchliche normale Haltung des Klerus allein ankommen dürfte, ob und wie lange noch katholisches Christen- und Kirchentum in Schlesien bestehe, so konnte und durfte ich nicht länger anstehen, auf dem kirchlichen Grund und Boden meine Stellung als Pfarrer zu nehmen und es dem lieben Gott anheim zu geben, was der Person dabei und dafür zuteil werden möge. Beobachtung und Erfahrung stellen zur Zeit heraus, daß auch für diesen Gegenstand im Volke noch katholisches Pflichtgefühl ist und durch die öffentlichen Quälereien der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten, sowie die fortdauernden Schmähungen und Verhöhnungen der Tages-Skribenten eher mehr geweckt als wie erstickt wird. Irgend ein den Kirchengesetzen konformer Ausdruck des Diözesan-Oberhauptes würde der teils tief bekümmerten, teils leichtsinnig frevelnden Gesamtheit der Gläubigen Stand und Halt geben. Wer möchte nicht zugeben, daß die dermalen schwebende Klage über die gemischten Ehen zugleich — und wenn für nächst auch nur in qualitativer Hinsicht — zur Lebensfrage geworden ist?“

Bei dieser streng kirchlichen Stellungnahme Fischers in der Mischehenangelegenheit wäre es merkwürdig gewesen, wenn sein Name auf der nach der Abdankung Sedlnitzkys vom Domkapitel der Staatsregierung eingereichten Bischofsliste vom Staate nicht gestrichen worden wäre. Und so geschah es. Außer Elsler und Förster wurde auch Fischer vom Könige als *persona minus grata* abgelehnt. Ein „Eingefandt“ in den Historisch Politischen Blättern



gibt den Eindruck, den diese Ablehnung auf die Diözesanen machte, mit folgenden Worten wieder: „Es darf nicht verschwiegen bleiben, daß die Reprobation jener drei Männer in der ganzen Diözese einen höchst schmerzlichen Eindruck gemacht hat, daß dadurch die aufgelebte Hoffnung in Ansehung des gerechten Verhältnisses unserer Staatsregierung zur Kirche und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse um ein bedeutendes gesunken ist. Und wie sollte auch eine Kirchenprovinz nicht traurig werden, wenn sie gerade diejenigen Männer von ihrem Hirtenstuhl ausgeschlossen sieht, welche die allgemeine Achtung und sogar die öffentliche Volksverehrung für sich haben? Ein so sanftmütiger Mann wie Elsler konnte reprobirt werden? Und wie erklärt sich die Verwerfung des kindlich frommen Fischer? In Ansehung des Hochwürdigen Dompredigers Förster aber stimmen alle Konfessionen in ihrer Verehrung überein. Nur solche, die von allem positiven Christentum entblößt sind, stehen als Unholde dem kirchlichen Leben jeder Konfession gegenüber. Sie schreien über Fanatismus und Ultramontanismus, wo in den gemessensten Schranken eine kirchliche Ader ihren Pulsschlag geltend macht. Man will kein kirchliches Leben und Streben mehr.“

Den Geistern des Umsturzes auf religiösem und staatlichem Gebiete, die sich in den vierziger Jahren auch in Frankenstein bemerkbar machten, wehrte Fischer nach Kräften. Das Irrlicht des Rongeanismus begann hier im Mai 1846 aufzuflackern, aber es erlosch bald wieder. Bedenklicher war die revolutionäre Bewegung im Jahre 1848. Aber Fischer predigte in diesen Tagen allgemeiner höchster Erregung ruhig und fest die unwandelbaren Grundsätze der Kirche über die staatliche Ordnung gleich seinem innig verehrten Oberhirten, Fürstbischof Melchior. Trotzdem ergaben die Wahlen in Frankenstein einen Erfolg der radikalen Partei. Als sich nun im Februar 1849 im Schlesischen Kirchenblatt eine Stimme aus Frankenstein vernehmen ließ, es genüge nicht, nur an heiliger Stätte jenen Leuten entgegenzutreten, es müßten vielmehr die gesunden Elemente in einem katholischen Verein zusammengeschlossen werden, da wies ein Bürger aus Frankenstein den in jenem Artikel indirekt gegen Fischer erhobenen Vorwurf zurück: Kanonikus Fischer, der keine Mühe, keine An-

strengung, keine Opfer scheue, die heiligen Pflichten seines schweren Berufes in einer Weise zu erfüllen, die wahrhaftig jedem Priester als ein herrliches Vorbild zur Nachahmung empfohlen zu werden verdiene, habe seine guten Gründe gehabt, wenn er mit der Gründung eines katholischen Vereins bisher zurückhielt; er würde aber, wie ihm (dem Berichterstatter) schon seit mehreren Wochen bekannt sei, in den nächsten Tagen einen solchen Verein ins Leben rufen, weil er den jetzigen Zeitpunkt für opportun halte.

Ein unvergängliches Verdienst erwarb sich Fischer um Frankenstein und den gleichnamigen Kreis durch seine hervorragende Mitwirkung an der Begründung des Klosters der Barmherzigen Brüder daselbst. Der Stadtkämmerer Tschirsch hatte lechtwillig 40 000 Taler zur Stiftung dieser Anstalt bestimmt und zu Kuratoren desselben an erster Stelle den Stadtpfarrer, außerdem den Bürgermeister von Frankenstein und den Provinzial der Barmherzigen Brüder bestellt. Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen wurde der Bau in den Jahren 1847 bis 1850 ausgeführt. Am 3. Dezember 1850 erfolgte die feierliche Einweihung, zu der Kardinal Diepenbrock als seinen Vertreter den gefeierten Gelegenheitsredner Domherrn Neukirch „seinen lieben Frankensteinern“ sandte. Das feierliche Hochamt in der Pfarrkirche zum Danke für das Gelingen des Werkes hielt Fischer. „Und fürwahr“, schrieb ein Teilnehmer dieser Feier dem Schlesischen Kirchenblatte, „mit dankbarerem Herzen, mit inbrünstigerem und auch mit demütigerem Gefühle hätte kein anderer Priester an diesem Tage zum Altare zur Darbringung des Dankopfers hintreten können, als eben der Genannte, dessen um den Klosterbau so besorgt und rastlos bekümmert gewesenes Herz es in dieser Weihestunde wohl am tiefsten und am umfassendsten fühlte, was Gott dem Allgütigen gebühre für seine huldvolle Gnade in den Tagen schwerer, mühevoller Arbeit.“ Bei der Feier im Kloster gab Fischer einen Überblick über den mit Rücksicht auf die Wirren der Zeit so schweren Bau, und überreichte dem Ordensprovinzial das Testament des Stifters nebst fünf Fundationsbriefen für Krankenbette sowie den Schlüssel des Hauses.

Tage außerordentlicher religiöser Erbaunug brachte der Pfarrgemeinde Fischers im Jahre 1847 der Besuch des Fürst-



bischofs Melchior, der hier etwa 5000 Gläubige firmte, durch seine apostolischen Hirtenworte die zu Tausenden versammelten Gläubigen begeisterte und den Frankensteinern beim Abschiede das Lob spendete: „Frankenstein hat wie eine festlich geschmückte Braut mich empfangen; das Andenken an diese Tage wird mir die schwere Bürde in meinem wichtigen Amte erleichtern und versüßen helfen“, vor allem aber die große Volksmission im Februar 1852.

Die Frankensteiner Mission war seit mehr als hundert Jahren die erste Veranstaltung dieser Art in der jetzigen Provinz Niederschlesien, abgesehen von der zur Prager Erzdiözese gehörigen Grafschaft Glatz, wo die Redemptoristen im Sommer 1850 Mission gehalten hatten. Sie erfreute sich schon aus diesem Grunde in ganz Schlesien, bei Katholiken und Nichtkatholiken größter Beachtung. Fischer hatte sich vom Breslauer Generalvikariat die Redemptoristen als Missionäre erbeten, doch wurde Frankenstein bei der Verteilung der Missionen unter die Redemptoristen und Jesuiten den letzteren zugewiesen. Am 13. Februar 1852 trafen die Patres Joseph von Klinkowström und sein früher in Australien stationiert gewesener Bruder Max, sowie Michael Harder und Andreas Prinz in Frankenstein ein. Am 15. d. M. nahm die Mission in der überfüllten Pfarrkirche ihren Anfang. Der Superior Joseph von Klinkowström hielt die Eröffnungspredigt über den Zweck der Mission und zwar, wie ein Zuhörer schreibt, mit einer Kraft der Rede und Überzeugung, daß er von dieser Stunde an die Herzen aller für die heilige Sache gefangen nahm und alle Vorurteile der Gegner vernichtete. „Es wurden von Sonntag dem 15. bis Sonntag, den 22. Februar täglich vormittags um 8 und 10 Uhr, nachmittags um 3 und 6 Uhr Predigten gehalten. Zwischen der ersten und zweiten Predigt fand ein Hochamt statt. Auf die Frage, was gepredigt wurde antwortete ein Berichtserstatter: „Die Ohren von Tausenden mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchenden Zuhörer haben nichts vernommen als die göttlichen, ewigen und unwandelbaren Wahrheiten des Evangeliums unseres Erlösers und Heilandes Jesu Christi, kein Wort über Politik, kein Wort von Kontroverse, keinen Angriff auf irgend eine Meinungsverschiedenheit, weder auf politischem noch religiösem Gebiete. Und diese Wahrheiten wurden erhärtet durch

die Zeugnisse und Beweise aus der schriftlichen und mündlichen Offenbarung Gottes, den Lehren der heiligen Väter der Kirche, den unfehlbaren Entscheidungen der Kirchenversammlungen und durch das Urtheil der gesunden Menschenvernunft, so daß jedes Vorurtheil schwinden, jeder Zweifel niedergeschlagen werden mußte; sie wurden gepredigt mit einer fast unnachahmlichen Popularität und doch zugleich auch in einer Form von bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit, so daß die Zuhörer jeden Standes und Bildungsgrades von ihnen angezogen und ergriffen werden mußten.“ Auf die Frage, wie gepredigt wurde, läßt der Berichtserstatter andere antworten: „Einen wissenschaftlich viel gebildeten Mann, einen Rechtsgelehrten, eben aus einer Missionspredigt kommend, hörten wir seinem davon ergriffenem Herzen in der Äußerung Lust machen: „Bei solchen Vorträgen muß die Kritik verstummen.“ Ein Pfarrer, selbst als tüchtiger Kanzelredner weit bekannt, rief nach einer von P. Max Klinkowström gehaltenen Predigt aus: „Mit heiligerem Ernste und mit gewaltigerer Kraft wie P. Max könne unmöglich ein Bourdaloue vor dem in sinnlicher Lust versunkenen Louis XV. und seinem verkommenen Hofe gepredigt haben . . . Die beste Antwort auf beide obige Fragen: „was und wie gepredigt worden“, geben jedoch die Wirkungen, welche diese Predigten auf die Zuhörer hervorgebracht. Wenigstens gegen 3000 Zuhörer wohnten jeder Predigt bei, einer Zahl, die sich mit jedem Tage steigerte, so daß die weiten Räume des Gotteshauses die Menge kaum mehr zu fassen vermochten. Und doch herrschte stets in der so zahlreichen und gedrängten Versammlung die größte Ruhe und Stille; mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte sie auf die Worte des Predigers. Die Vorträge selbst aber, besonders die über die Bestimmung des Menschen . . . waren wie eine Lärmtrommel vor dem schlafenden Gewissen, die es aus seinem heillofen Schlummer aufschreckte, wie ein Sturm auf die im Glauben erkalteten und in der Unbußfertigkeit verstockten Herzen, welche sie von der alten, eingewurzelten, zähen Gleichgültigkeit und Sündhaftigkeit losrissen und für die Buße und Bekehrung zu Gott gefangen nahmen. Das Auge, das vielleicht noch nie über eine durch die Sünde Gott zugefügte Beleidigung feucht geworden, konnte die Tränen der bittersten



Reue und der innersten Zerknirschung nicht mehr zurückhalten. Leute, die seit vielen, vielen Jahren die sakramentale Gemeinschaft mit der Kirche gebrochen, schlugen an ihre, von der gewaltigen Kraft der göttlichen Wahrheiten erschütterte Brust mit dem Rufe: „Nun soll's, nun muß es anders mit mir werden, wenn mich der Abgrund der Hölle, an dem ich schon so lange gestanden, nicht verschlingen soll“ . . . Das heilige Bußgericht war durch acht Tage von der frühesten Morgenstunde bis zum spätesten Abende von den die Veröhnung mit Gott und den Frieden des Herzens mit heißem Verlangen suchenden Seelen umlagert, so daß gegen 4000 an dem Tische des Herrn ihren Heiland und Seligmacher in dieser Zeit des Heils und der Gnade zum Unterpfande des ewigen Lebens in sich aufgenommen haben . . . Sonntag, den 22. Februar, nachmittags 3 Uhr hielt der Herr Superior P. Joseph Klinkowström auf einer auf dem Kirchhof schnell errichteten Kanzel vor mindestens 8000 Zuhörern, die zum Teil aus der nahen und fernen Umgegend herbeigeeilt waren, die Schlußpredigt, in der er das Wesen und den unermesslich kostbaren Schatz der heiligmachenden Gnade mit hinreißender Beredsamkeit schilderte und alle, welche sie durch den würdigen Empfang des heiligen Bußsakraments erhalten, zu treuer Bewahrung dieses himmlischen Kleinods mit heiligem Ernste ermahnte. Darauf bestieg Fischer die Kanzel, pries Gott für die seiner Gemeinde durch die heilige Mission erteilten Gnaden, forderte seine Pfarrkinder zur Bewahrung und Pflege des göttlichen Samenkorns auf, das sie in diesen Tagen in ihre Herzen aufgenommen, und dankte den Missionaren für die apostolische Hingebung, mit der sie in diesen acht Tagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet. Durch die Weihe des Missionskreuzes und ein feierliches Te Deum in der übervollen Kirche erhielten die Gnadentage ihren Abschluß. Am folgenden Tage dankte eine Deputation der katholischen Bürgerschaft durch den Mund des Kreisgerichtsdirektors Nessel in tiefbewegten Worten den Missionären.

Selbst die Schlesische Zeitung brachte einen begeisterten Bericht über die Mission in Frankenstein. Der Berichterstatter weist auf die Teilnahme hin, die die Vorträge der Patres — selbst bei Andersgläubigen — fanden und bemerkt: „Fragt man, was diese

Teilnahme wachruft, so muß man zur Steuer der Wahrheit sagen, daß es nicht die Mittel einer frommen Spekulation sind, man muß vielmehr bekennen, daß es nur die lebensvoll und im Gewande der Einfachheit vorgetragenen, mit der Klarheit des Geistes, der Tiefe des Wissens und der Weihe des Glaubens von den Missionären erläuterten Wahrheiten des Christentums sind. Sie sprechen über die Dogmen, daß es dem einfachsten Manne wie dem Denker anschaulich wird, daß sie der haltbarste Trost des Menschenherzens, die Garantien der Moral, die festesten Pfeiler des zeitlichen und ewigen Rechtes sind. Sie erläutern die christliche Moral mit einer Begriffsklarheit, einem Scharffinn und einer so umsichtigen Erwägung und Erläuterung der verschiedensten Lebensverhältnisse, daß es dem Verstande klar wird, daß die Blüten echter Humanität und Philosophie doch nur Teile aus dem Stamme des Christentums sind. Keine Politik, keine Polemik, echte Christusliebe zum Nächsten jedes Bekenntnisses atmen ihre Vorträge.“

Fischer erstattete dem Kardinal Diepenbrock über diese Jesuitenmission einen eingehenden, in der Fürstbischöflichen Registratur aufbewahrten Bericht, aus dem hier einiges hervorgehoben sei: Der Herr Superior Joseph von Klinkowström gewann alle durch die erste (Einleitungs-) Predigt über Zweck, Ziel, Gegenstand der Mission. Was derselbe darüber gesprochen, ist treuest eingehalten und jede Art von Kontroverse durchweg ausgeschlossen worden, sowie alle Beziehung auf Politik. Wurde auch wie mit einem scharfen Schwerte wider die Sünden der Zeit gekämpft und Gottes Strafgericht mit erschütterndem Ernste vor die Augen gestellt, so wurde doch auch Trost und Heilungsbalsam dargeboten. — Die Missionäre haben mit solchem Eifer und solchem Erfolge ihre Wirksamkeit eröffnet und fortgesetzt, daß ich mit der Kirchgemeinde für diese Heimsuchung zum innigsten Danke verpflichtet bin. Je mehr daran gelegen war, daß dieser erste Missionsakt im deutschen (Nieder)-Schlesien ohne Anstoß geschehe, desto erfreulicher und für die Fortsetzung des heiligen Werkes förderlicher ist es, daß er hier gelungen und glücklich vollbracht ist. Die Missionäre haben unter tausendfachen Segenswünschen und unter Dankestränen mit dem Bewußtsein gelunge-



ner Arbeit und mit gesteigertem Mute am 24. Februar diese Stadt verlassen. — Die Missionäre haben sich dem Beichtstuhle ganz hingeeben. Es gereicht mir zum großen Trost, daß die Männer des hiesigen Bürgerstandes wie an den Predigten, so auch am Empfange der heiligen Sakramente sich zahlreich beteiligt haben. — Es ist keine Störung, kein Unfall zu beklagen. Der Heilige Geist schwebte schützend über der zahlreichen Versammlung und stimmte zur Aufmerksamkeit und Andacht. — Meine Erwartungen sind gerechtfertigt und fürnächst übertroffen durch diese Männer und durch die großen Gnadenerweisungen des Heiligen Geistes an diesen Männern und an dem gläubigen und glaubenswilligen Volke. Mancherlei nicht unbegründete Besorgnisse minderten sich und schwanden von Tag zu Tag; über mancherlei half der Herr gnädig hinweg. Ich schloß mit dem freudigen Danke: „Meine Seele preiset den Herrn und mein Geist frohlockt in Gott meinem Heilande, denn er hat Großes an uns getan und sein Volk mit Gnade heimgesucht.“ Nur zweierlei bleibe zu wünschen, nämlich daß die Missionäre um ihrer selbst willen die Predigten nicht über die Stunde hinausdehnen und ihre Kräfte vor der Zeit aufreiben, und daß sie an Orten gemischter Konfession zurückhaltender sein möchten mit der Weihe von Devotionalien und dem Selbstaus teilen von dergleichen Andenken, nachdem sie zuvor auf der Kanzel und im Beichtstuhle in den Herzen sich schon ein Denkmal gesetzt haben. Der Kardinal sprach den Missionären seinen anerkennenden Dank aus für soviel Mühen aber auch für soviel Segen schon beim „ersten Beginnen“ und teilte ihnen auch die von Fischer gemachten Bedenken „im Interesse der heiligen Sache“ mit.

Mit der Sorge Fischers für den inneren Tempel, die Seelen seiner Pfarrkinder, ging Hand in Hand sein Eifer für die Erhaltung und Verschönerung der ihm anvertrauten gottesdienstlichen Stätten. Die Bauakten der Pfarrei Frankenstein berichten wohl in jedem Jahre von Restaurierungsarbeiten an denselben.

In der Zeit von 1846 bis 1849 ließ er die Pfarrkirche in Frankenstein, eine spätgotische Hallenkirche, deren Chor noch von dem durch die Hussiten 1428 zerstörten Kirchengebäude her stammt, im Inneren erneuern und außer fünf Seitenaltären auch die prächtige 1619 erbaute Alabasterkanzel und später den Tabernakel des

Hochaltares restaurieren. 1843 erhielt der Hochaltar in der von 1754 bis 1756 auf dem Zadeler Berge erbauten St. Hedwigskirche, einem Schmuckkästchen des Barock, eine neue Staffierung. Am St. Hedwigstage desselben Jahres feierte er den 600 jährigen Todestag der heiligen Landespatronin, die im Jahre 1200 die erste Kapelle auf dem aussichtsreichen Berge gestiftet haben soll, durch einen feierlichen Gottesdienst.

Im Juni 1851 zeigte Fischer seiner vorgesetzten geistlichen Behörde an, daß sein ohnedies nicht stark konstituierter Körper und besonders die Brust den schuldigen Dienst zu versagen beginne, und bat um einen Urlaub von vier Wochen zu einer Kur in Reinerz. Neugestärkt aus dem Bade heimgekehrt, arbeitete er unverdrossen und ohne Schonung seiner Kräfte weiter und übernahm sogar noch die Bürde des Erzpriesteramtes. Im Juli 1857 kam er beim Generalvikariat um die Erlaubnis ein, nach vielen Jahren noch einmal seine Verwandten in Lauban für elf Tage besuchen zu dürfen. Es war sein letzter Besuch in der Heimat. Am 8. September folgte er einer Einladung des Fürstbischof Heinrich nach Johannesberg, wo er das letztemal mit Eichendorff zusammentraf.

Am 9. April 1858 warf ihn, als er von einem Schulbesuch auf dem Lande heimkehrte, ein Nervenfieber auf das Krankenzimmer. Der durch die Überanstrengungen anlässlich des außerordentlichen allgemeinen Jubiläums sehr geschwächte Körper konnte der Krankheit nicht lange Widerstand leisten. Am 18. April, dem zweiten Sonntag nach Ostern, nachmittags 2½ Uhr entschlief Fischer im Alter von 67 Jahren, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten, fromm im Herrn.

Am 22. April wurde seine entseelte Hülle nach einem vom fürstbischöflichen Kommissarius Graupe aus Schweidnitz gelebten Requiem auf dem Friedhof in Zadel, wo der Verstorbene sich schon vor vielen Jahren seine letzte Ruhestätte ausgesucht hatte, beigesetzt. Unaufgefordert hatte auch der Pastor des Ortes die Glocken seiner Kirche, der ehemaligen Dominikanerkirche, läuten lassen. Die Glocken der katholischen Pfarrkirche aber ertönten bei Fischers Begräbnis zum letzten Male. Zwei Tage später fielen sie



dem furchtbaren Brande zum Opfer, der fast ganz Frankenstein in Asche legte. Man erzählt heute noch in Frankenstein, daß der Verstorbene auf seinem letzten Krankenlager vorausgesagt habe, es werde nach seinem Hinscheiden ein großes Unglück über Frankenstein hereinbrechen.

Auf dem Grabstein Fischers liest man die schlichten Worte:

Nicolaus Fischer parochus

natus die XX. Januarii 1791

obiit die XVIII. Aprilis 1858.

Fischer war ein stattlicher Mann von hoher Stirn. Seine äußere Erscheinung schon flößte Zuneigung und Ehrfurcht ein. Die Schule war sein Lieblingsaufenthalt. Die Namen seiner Schüler blieben in seinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt, und sein Interesse an ihren Lebensschicksalen erlosch niemals. Kranke und Notleidende erfreuten sich seiner besonderen Fürsorge, und wo ein Sterbender mit dem Tode rang, da war Kanonikus Fischer, wie es in den Charakterbildern aus dem Klerus Schlesiens heißt, mit seinem hilfreichen Beistande und erquickendem Troste zur Stelle. Unermüdllich auf der Kanzel und im Beichtstuhl verzehrte er sich im Eifer für die Ehre Gottes und das Wohl seiner Gemeinden. P. Schweter hebt in seiner Geschichte des Wallfahrtsortes Wartha seine innige Andacht zur Gottesmutter hervor. Ihre Güte und Macht zu preisen, war für ihn Lust und Wonne; zur Gottesmutter nach Wartha zu pilgern war seine Erholung! Jedes Jahr führte er selbst eine stattliche Prozession nach Wartha.

Aus seiner Gemeinde heraus wurde dem Verstorbenen folgender tiefempfundene Nachruf gewidmet, der hier mit nur wenigen Veränderungen eine Stelle finden möge:

„Wenn einem Diener der Kirche die Aussicht auf hierarchische Würden eröffnet und der Beruf hierzu eigen war, so war es Fischer. Gleichwohl suchte er in seltener, ungeschminkter Demut aus in seiner Seele ruhenden Gründen als Ziel seines ferneren Wirkens nur ein bescheidenes Kirchspiel in Schlesien, wo er in seinem Berufe als Pfarrer nach seinen Kräften ein volles Genüge zu leisten, als seine höchste Ehre erachtete, und so wurde er der U n s r i g e. Was er der katholischen Kirchgemeinde von Berlin, ja, was er selbst höheren Kreisen unserer Metropole gewesen, da-

von geben noch tiefer und inniger bis in die Gegenwart reichende Erinnerungszeichen einer unvergänglichen Liebe von niederen und hohen Personen Berlins ein lebendiges Zeugnis.

Was er u n s gewesen, das deuten die tränenumflorten Augen, die mit Weinen vermischten Gebete seiner während der Dauer seiner zehntägigen Krankheit für ihn um Genesung erslehenden Kirchfinder dem Gefühl wohl an, das bringt uns aber eine nähere Kenntniss seines aszetisch strengen, sittenreinen und sich aufopfernden Lebens erst zur erhebensten Anschauung. In seinem Äußeren eine Franziskus Xaverius-Gestalt, voll denkenden und ernstesten Ausdrucks, war er gleichwohl in den Formen des Lebens und Umgangs ein Mann von höchster Vollendung und maß- und würdevollster Gewandtheit. Immer sicher und taktvoll, blieb er sich doch treu und gleich auf dem Parkett der Salons wie in den elendsten Stuben der Armut. Es entging keinem Auge, daß dieses Wesen nicht bloß der Ausdruck angewohnter und eingeschulter Formen, sondern der Ausdruck eines durchbildeten, edlen Geistes war.

Er war ein Man von infamiertem Pflichtgefühl, von der geordnetsten und so hingebenden, so aufopfernden Tätigkeit, daß seine Freunde den unermüdeten Drang nicht selten mit dem Gefühle eines innern Liebesvorraths, mit der Besorgnis, daß er sich aufreibe, wahrnahmen.

In seinen Grundsätzen eisern fest, streng kirchlich, ehrte er doch auch eine von der seinigen abweichende Überzeugung, so daß ihm überall wahre Hochachtung und Verehrung entgegengebracht wurde.

Wir haben Gelegenheit gehabt, ihn in der Konversation mit allerhöchsten Personen zu sehen und haben uns an die würdevolle Demut und anstandsvolle Sicherheit eines Fenelon gemahnt gefühlt, wir haben ihn in Pflichterfüllung bei Menschen, denen die Vorsehung nur einen Schimmer des Lichtes der Vernunft verliehen, zu beobachten und die lichtschaffende Kraft seiner Katechese zu bewundern Gelegenheit gehabt: wir haben ihn als Tröster in Familien treten sehen, die durch jähen Tod geliebter Angehöriger auf das Tieffste erschüttert waren, und wahrgenommen, daß es Wahrheit ist, was der schlesische Dichter H o l t e i in seinem Werke: „Was ich erlebte“ von ihm, damals noch Kaplan in Berlin, erzählt,



als er als Seelsorger am Totenbett seiner eben dahingeschiedenen Frau, der zu ihrer Zeit gefeierten Schauspielerin Louise Holtei, in der Familie dieses Dichters unerwartet vor ihm, dem schmerz-zerrissenen Manne, unter seinen Kindern erschien, „daß sein ernstes und glaubensstarkes Priesterwort, der Strahl seines Auges wunderbar tröstete und aufrichtete“.

In den Tagen der politischen Aufregung predigte er mit unerschütterlichem Gleichmut und unwandelbarer Festigkeit den Gehorsam und die Treue, und wir haben ihn nicht im Worte und nicht in der That schwanken und mit keinem wandelbaren Zeitbegriffe unterhandeln noch weniger liebäugeln gesehen.

So war er ein Mann in des Wortes edelster Bedeutung, gegen sich streng wie wenige, und doch mild und rücksichtsvoll gegen andere; eine vom Glauben an ihren Erlöser durchglühete Menschennatur.

Was sollen wir von seiner überreichlich an Arme spendenden immer offenen Hand, von seiner Sorge für die Erziehung der Jugend, für jeden edlen und moralischen Zweck des Lebens, bei einem solchen Kämpfer Christi noch lobender sagen, der mit seinem durch Krankheit schon gebeugten Körper geistig ringend, gleichwohl für jeden Dienst der Tugend und seines Amtes noch allzeit gewappnet und gerüstet war, und als ein Held auf der Rennbahn der Pflicht in seinem Amt zum Tode erschöpft dahinsank, um den Lorbeer zu verdienen, den der Herr denen versprochen hat, die sein Kreuz tragen. — Diese Zeilen, so schließt der Nachruf, sollen keinen anderen Zweck haben, als von unserer Verehrung und Liebe für den Entschlafenen, von unserm unerseßlichen Verlust und unserer Trauer Kunde zu geben und in seinen entfernt wohnenden Freunden die Erinnerung an einen Mann wachzurufen, den in gleicher Vortrefflichkeit das Leben, in gleicher Aufopferungsfähigkeit und Pflichttreue selbst die Kirche selten erzieht.“

Im Frankensteiner Rathause ist das Porträt des Verstorbenen unter den Bildern der um die Stadt hochverdienten Männer zu sehen. Aber auch weit über die Grenzen des Frankensteiner Weichbildes hinaus spricht man heut noch mit größter Achtung von dem vortrefflichen Propst, Stadtpfarrer und Ehrendomherrn Nikolaus Fischer.



Karl Schneeweiß



IV.

Karl Schneeweiß S. J.

1808—1887.





---

---

**O**berglogau hat im 17. Jahrhundert der Gesellschaft Jesu drei hervorragende Priester geschenkt, Andreas Nigrinus, den „Apostel von Troppau“, Christophor Frisch und Melchior Reich, Engel der Caritas, die während der Pest und anderer ansteckender Krankheiten einen wahrhaft heroischen Seeleneifer in der Betreuung der Kranken und Sterbenden entfalteten. Im 19. Jahrhundert trat P. Karl Schneeweiß aus Oberglogau in die Gesellschaft Jesu ein. Wenn er auch erst in vorgerückten Jahren seinen langgehegten Wunsch, das Ordenskleid zu nehmen, verwirklichen konnte, so war es ihm doch noch fast ein Menschenalter hindurch vergönnt, als Jesuit seine ausgezeichneten Fähigkeiten im Dienste der Kirche als Missionar, Exerzitienmeister und Konferenzredner zu verwerten.

Karl Schneeweiß wurde am 17. November 1808 als Sohn des Schuhmachers Johann Schneeweiß und seiner Ehefrau Franziska, geb. Janke, in Oberglogau geboren und noch an demselben Tage getauft. Er besuchte, nachdem er sich in der Pfarrschule seines Heimatstädtchens die Anfänge des Wissens angeeignet hatte, das Gymnasium zu Neiße, studierte dann in Breslau Theologie und empfing nach kaum fünfmonatlichem Aufenthalt im Alumnat am 16. März 1834 vom Weihbischof Joseph von Alloth in der Kreuzkirche die Priesterweihe. Nur kurze Zeit wirkte er als Kaplan in Volkenhain und Liegnitz. 1835 wurde er als Religionslehrer an das Gymnasium nach Leobschütz und zum 1. Oktober 1837 als solcher nach Neiße berufen. Am letztgenannten Orte war er in dieser Eigenschaft und als Regens des Konviktes zwölf Jahre lang tätig. 1844 erfolgte seine Ernennung zum Oberlehrer. Durch seine geistvollen Lehrvorträge wußte er die Schüler für den katholischen Glauben zu begeistern. Seine hingebungsvolle erzieherische Wirksamkeit wurde noch lange nach seinem Weggange aus Neiße gerühmt.

Als sich im Herbst 1842 in Neiße vier fromme Jungfrauen zu

einer Vereinigung zusammentaten, um hilflose Kranke, die in ein Spital nicht aufgenommen werden konnten oder wollten, in ihren Wohnungen zu verpflegen und nötigenfalls auch mit Kost zu versehen, fanden sie in P. Schneeweiß einen klugen Berater und Schützer. Da erschien im Februar 1843 in den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ und in der „Königsberger Zeitung“ ein ohne Widerspruch dem Johannes Ronge zugeschriebener Artikel, in dem von den „reißenden Fortschritten des Römertums“ in der Ottmachauer Gegend gesprochen und als Beweis hierfür das angebliche Faktum angeführt wurde, der Religionslehrer am katholischen Gymnasium in Meiße, der bereits „Stifter mehrerer Rosenkranzgesellschaften“ sei, habe in jener Stadt auch ein „Kloster der Grauen Schwestern“ errichtet. Es wurde hieran die Warnung geknüpft: „Wenn der Protestantismus sich nur nicht zu sicher träumt!“ Weltliche und geistliche Behörden forderten daraufhin Berichte ein. Der Magistrat von Meiße bezeichnete die dem Religionslehrer Schneeweiß zugeschriebenen Gründungen ohne Ausnahme als „reine Erdichtungen“. Schneeweiß selbst charakterisierte in seinem dem Gymnasialdirektor erstatteten Berichte seine Beziehungen zu jener statutenlosen, in Meiße allgemein beliebten Vereinigung, aus der sich bekanntlich die blühende Kongregation der Grauen Schwestern von der heiligen Elisabeth entwickelt hat, etwa folgendermaßen: „Klara Wolff habe ihm mitgeteilt, daß sie sich gedrängt fühle, der leidenden Menschheit aus Liebe zu Gott ihre Zeit und ihre Kräfte zu widmen. Er habe ihr Streben gelobt und später mit Freuden vernommen, daß sie und drei ebenso unbescholtene, verwaiste Mädchen aus eigenem Antriebe armen, kranken Personen ohne Unterschied des Glaubens Tag und Nacht als Pflegerin dienten. Nachdem zwei dieser Samariterinnen den Quintaner Heinrich Wilhelmi in seiner gefährlichen Krankheit mit seltener Aufopferung gepflegt und demselben in seiner Armut auch leibliche Stärkung durch mehrere Wochen verschafft hätten, sei seine Achtung vor diesen unbescholtenen Mädchen gestiegen und er habe sich entschlossen, dieselben in ihrem edlen, stillen, christlichen Wirken mit Rat und Tat zu unterstützen; etwa alle vier bis fünf Wochen habe er diese in einem Hause an der Pfarrkirche zusammenwohnenden Pflegerinnen besucht, teils um ihren Geist kennen zu lernen,



teils um ihrem edlen Streben zum Wohle armer Leidender eine billige Aufmunterung zukommen zu lassen. Falls es sich um die Gründung eines Klosters gehandelt hätte, würde er nicht verfehlt haben, vorher erst einen rechtlichen Grund und Boden zu gewinnen. Auf Grund der eingegangenen Berichte gewann die Königliche Regierung Oppeln „im allgemeinen“ die Überzeugung von der Unrichtigkeit des von den genannten Blättern gebrachten Artikels betreffend die angebliche Errichtung eines Klosters der Grauen Schwestern in Neisse, doch fanden noch mancherlei Erhebungen in der Angelegenheit der neuen Vereinigung statt, ehe die Sache zur Ruhe kam. Es sei hier noch bemerkt, daß P. Schneeweiß höchstwahrscheinlich an der Abfassung der Statuten wesentlich beteiligt ist, die 1844 für die Schwesternvereinigung zusammengestellt wurden und aus denen sich die Regel der Kongregation der Grauen Schwestern entwickelt hat.

In dem Sturmjahre 1848 berief das Vertrauen der Neiße Katholiken Schneeweiß in das Haus der Abgeordneten. Als Mitglied der zweiten Kammer nahm er zwei Jahre hindurch in Berlin an den parlamentarischen Verhandlungen teil und saß, wie P. Rektor Franz Melzer dem Verfasser mitteilte, mit Bismarck auf der gleichen Abgeordnetenbank. Ein großes Verdienst erwarb er sich um das katholische Leben in Neiße durch die Gründung des „katholischen Vereins“, der den Zweck verfolgte, katholisches Bewußtsein und katholisches Leben zu fördern und im Einvernehmen mit den kirchlichen Autoritäten über die der Kirche durch die Verfassung gewährte Freiheit zu wachen. Gleich die erste Versammlung, die übrigens gleichzeitig mit der Generalversammlung des katholischen Vereins Mainz, am 4. Oktober 1848 stattfand, hatte einen stattlichen Besuch aufzuweisen. Schneeweiß hielt die Eröffnungsrede und wurde zum ersten Vorsitzenden gewählt. Mit jeder weiteren Versammlung steigerte sich die Zahl der Besucher. Alle Standes- und Altersklassen sandten ihre Sprecher auf die Rednertribüne. Vom Oktober 1848 bis Dezember 1851 fanden 100 Versammlungen statt, in denen 312 Vorträge von 59 Rednern, meist Laien, gehalten wurden. Kanonikus Dr. Wied führt in seiner Schrift „Aus meinem Leben“ unter jenen Männern, die das katholische Vereinswesen in Schlesien begründet und gefördert haben,

auch den „geistsprühenden Gymnasialreligionslehrer, späteren Jesuiten Schneeweiß an, der nicht unter die Schwarzen, sondern unter die *Rohlschwarzen* zu zählen sei“ und rechnet den „immer feurigen und geistvollen“ Schneeweiß, außer Mousfang, Gruscha, Buß, Heinrich, Lieber, Kolping, Falk, Himioben, Riffel, Ruhland, Müller zu den „mehr als gewöhnlichen Rednern“ auf den Tagungen des katholischen Vereins.

Es war für Reife und namentlich für das Gymnasium ein großer Verlust, als Schneeweiß sich infolge eines hartnäckigen Halsübels 1850 genötigt sah, die Religionslehrerstelle aufzugeben. Er übernahm am 4. Januar 1851 die Pfarrei Heinrichau, und entfaltete nun in dieser damals etwa 1937 Seelen zählenden Gemeinde seinen pastoralen Eifer; wie ein Vater geliebt und verehrt von seinen Parochianen. Aber auch in dieser Tätigkeit glaubte er seinen wahren Beruf nicht zu erkennen. Der Gedanke an das monastische Ideal ließ ihn nicht los, und schließlich reifte in ihm der Entschluß, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Nachdem er im November 1852 vom Kardinal Diepenbrock aus der Diözese entlassen war, begann er im Alter von fünfundvierzig Jahren, am 5. Februar 1853 in Baumgartenberg sein Noviziat, das leider bald eine unliebsame Unterbrechung erfuhr. Bei einer Versammlung für die Kammerwahlen hatte er nämlich noch als Pfarrer von Heinrichau in Münsterberg seine Glaubensgenossen aufgefordert, bei den bevorstehenden Wahlen auch die Rechte der Kirche im Auge zu behalten. Der Landrat des Kreises Münsterberg fühlte sich bemüßigt, ihm nun das Wort zu entziehen und ihn wegen Hochverrates und revolutionärer Äußerungen zu verklagen. Die Anklage wurde vom Breslauer Staatsanwalt als nicht genügend begründet zurückgezogen, aber von der Oberstaatsanwaltschaft in Berlin angenommen. Schneeweiß mußte nach Schlesien kommen und hier monatelang die Erledigung seiner Angelegenheit abwarten. Das Finale war, daß das Kreisgericht in Münsterberg die Klage als unbegründet unbedingt zurückwies und dem P. Schneeweiß eröffnete, daß gegen seine Person nichts vorliege.

Nach Beendigung des Noviziats wurde Schneeweiß im Herbst 1854 nach Rom geschickt, um sich dort noch zwei Jahre dem Studium der Theologie zu widmen. 1856 kehrte er nach Österreich



zurück, und nun begann seine apostolische Tätigkeit als Prediger, die nur durch die Ablegung des dritten Probejahres in Baumgartenberg unterbrochen wurde. Das Feld seiner Wirksamkeit waren die deutschen Gaue des alten Kaiserreichs Österreich. Er hat hier als Volksmissionar, aber auch als ständiger Kanzelredner in den Ordenskirchen zu Wien, Linz, Innsbruck, Prag und als Konferenzredner für die gebildete katholische Männerwelt und als Exerzitienmeister für den Klerus mit außerordentlichem Erfolge gewirkt. Einer, der ihn gut kannte, schreibt in der „Korrespondenz des Priestervereins“: „Wer ihn je auf der Kanzel gesehen mit seiner warmen Begeisterung für katholisches Leben und Wirken, mit der sprudelnden Fülle seines immer lebendigen Vortrags, der eine Stunde allzukurz erscheinen ließ, wer im Privatverkehr seine Herzlichkeit und Munterkeit kennen gelernt, die die Angehörigen aller Berufsstände gleichmäßig an ihn fesselte, der hat sein Bild nimmermehr vergessen. In glücklichster Mischung fanden sich in ihm vereinigt die beiden scheinbar so heterogenen Elemente unbeugsamer Willenskraft und herzzgewinnender Freundlichkeit.“

Und steigst du von der Kanzel nieder,  
Dann wurdest du, du Mann von Erz,  
Beinah zum Kind im Kreis der Brüder,  
So harmlos war dein muntre Scherz.

Auf dieser Vereinigung von Energie und Freundlichkeit mag auch der Zauber beruhen, der bei seinen Missionspredigten die Zuhörer so schnell mit sich fortriß. Ich hatte Gelegenheit bei der Mission in Hernals bei Wien die Wahrnehmung zu machen, daß es dem P. Schneeweiß am ersten gelang, die Vorurteile, wie sie hier und da und gar in jener Sturm- und Drangperiode des unseligen Giskra-Regiments (1867—1870) gegen die Gesellschaft Jesu bestanden, gründlich zu zerstören. Es lag ein gewinnender Zug im Ton seiner Stimme, der eindringlich und scharf zugleich werden konnte, wie die Stimme des Mannes am Mastbaum eines untergehenden Schiffes. Man hatte beim Beginn der Predigt das Gefühl vom Anrücken eines Kavallerieregiments, welches mit der bedingungslosen Sicherheit in die Attacke geht: hier gilt es nicht: „siegen oder sterben“, sondern hier wird nur gesiegt. Schneeweiß

verschmähte den Humor, ja den Sarkasmus nicht, weil er den Feind des Seelenheils auf jede Weise aus seinem Versteck locken wollte. Ging es nicht anders, so schlug er die Schale der Verstocktheit mit gewaltigen Schlägen, die wie Donner und Blitz niederfielen vor die Seele. Immer aber wußte er seine Zeit im Auge zu behalten, im Herzen das Vertrauen auf die Gnade des Allerbarmers zu wecken und in der Ferne den Vater zu zeigen, der sehnsuchtsvoll dem heimkehrenden Sohne die Arme entgegenstreckt. Meisterhaft verstand es P. Schneeweiß, die Feinde von Religion und Kirche vor sich herzuführen, dem Gensjenäger gleich bis an die äußerste Kante des Felsens mit dem unerbittlichen Jagdruf: Ergib dich oder stirb! Ich habe noch den Eindruck aus der schon genannten Mission im Gedächtnis, als er bei der Predigt über die Notwendigkeit der Religion für Arm und Reich, für Hoch und Niedrig, einmal gegen die vielbekannte Josephinische Staatsweisheit, „Religion ist gut zum Rappzaum für den Pöbel“ mit dem Dilemma anrückte: „Wißt ihr auch, ihr weisen Herren, was das Volk zu eurer Weisheit sagt? Es schließt: Entweder ist die Religion wahr, dann ist sie auch für euch notwendig, oder sie ist unwahr, dann ist sie auch für uns zu schlecht und darum fort mit ihr und mit euch.“ Das feste, männliche, entschiedene Eintreten für die Sache Gottes, das aller Leisetreterei von Haus aus abhold war und blieb, tat zumal in jenen Tagen dem Priester so wohl und führte das gläubige Volk so freudig unter seine Kanzel. Er verstand es wie wenige, Mut zur Beharrlichkeit einzulösen. Seine Erfahrung gab seinen Worten jene überzeugende Kraft, die nicht in der Studierstube gewonnen wird. Er verstand sich darauf, gepriiften Seelen echten und heilenden Balsam zu bieten. Sein Seeleneifer und seine opferfreudige Liebe machten es ihm nicht schwer, „zu jeder Stunde allen alles zu werden, um alle Christo zu gewinnen.“

Schneeweiß wirkte die längste Zeit seines Ordenslebens im Kollegium zu Linz, und zwar von 1870 bis 1873 als Rektor. Er erfreute sich hier der besonderen Verehrung und Freundschaft des heiligmäßigen Bischofs Rudigier.

Als sich bei ihm die Gebrechen des Alters bemerkbar machten, wiesen ihm die Oberen das Kollegium Mariaschein bei Tepliz zum



Aufenthalt an. Hier hatte er im Frühjahr 1882 die Freude, den nach dem Hinscheiden Heinrich Försters zum Fürstbischof von Breslau ernannten Propst Robert Herzog von Berlin zu begrüßen und ihm, wie man sagt, vom Krankenlager aus einige Dienste zu leisten. Er schreibt hierüber seinem Freunde, Konsistorialrat Schumann in Breslau. „Euer künftiger Fürstbischof war vom 28. April bis 3. Mai bei uns, um sich für die heilige Bischofsweihe vorzubereiten. Es scheint ihm dieser Aufenthalt recht wohl getan zu haben. Leider konnte ich ihm nur wenig dienen, doch war er mit dem angewiesenen Stoffe für die Betrachtungen ganz und gar zufrieden. Er verließ uns, ganz gerüstet, ganz bereit, dem lieben Heiland das Kreuz nachzutragen. Am Tage St. Pauli a cruce war er gekommen und am Tage Inventio s. crucis ist er abgereist. Ergo in cruce salus — auch für ihn“. Hocherfreut war er über den Hirtenbrief, den der Fürstbischof bei seinem Amtsantritt in Breslau erließ: „Dieser Hirtenbrief,“ schreibt er an Schumann, „ist wie ein Strom aus dem bischöflichen Herzen geflossen, als etwas Ganzes, Einfaches und Majestätisches zugleich. Er ist der Erguß eines wahrhaft apostolischen Oberhirten, eines alle, besonders seine Herde liebenden Bischofs, und mit aller Zuversicht hoffe ich, dieser durch und durch katholische Wahrheit und feste, unerschütterliche Liebe atmende Hirtenbrief, aus der Gnadenfülle des Heiligen Geistes entströmt, katholischen Geist wecken und katholische Treue beleben und erhalten wird in den Herzen aller, die ihn mit Andacht lesen. Sofort habe ich herzlich Gott gedankt.“ Am Josephstag 1884 beging P. Schneeweiß sein goldenes Priesterjubiläum. Während er sonst nur in der Hauskapelle des Kollegiums und zwar nicht selten mit großer Anstrengung die heilige Messe las, erlaubte es ihm sein Gesundheitszustand, an diesem Tage in der Wallfahrtskirche und zwar am Gnadenaltar der seligsten Jungfrau das heilige Opfer darzubringen. An der feierlichen Handlung nahmen unter anderem sein schlesischer Landsmann und Ordensgenosse P. Schmude und der Provinzial P. Miß teil. Bei dem kleinen Festmahle, das sich an die kirchliche Feier angeschlossen hielt, der greise Jubilar zur freudigsten Überraschung der Anwesenden eine zündende Ansprache, die bei den Zuhörern den staunenden Ausruf auslöste: „Ja, das ist noch

immer der alte Schneeweiß.“ Und man dachte an jene erhebenden Momente, da der Jubilar als Missionar einst vor Tausenden von Zuhörern mit apostolischer Kraft das Wort Gottes verkündet hatte. Der Karmeliterpater Lukas aus Linz, ein gebürtiger Schlesier, charakterisierte die Persönlichkeit des Jubilars in einem Festgedichte mit folgenden Versen:

Und rein bewahrtest du die Albe,  
 Dein Paradies war die Monstranz.  
 Und nimmer mochtest du das Halbe,  
 Und, was du warst, das warst du ganz.  
 Den Armen warst du ein Ernährer,  
 Den Kranken ein Samaritan,  
 Der Jugend warst du Vater, Lehrer,  
 Und Engel auf des Heiles Bahn.  
 Wer zählt die Schäflein, die gerettet  
 Aus Dornen du auf gute Weid!  
 Wer zählt sie all', die du gekettet  
 An Gott und an die Ewigkeit!

Die letzten Lebensjahre waren für den temperamentvollen Vater, der ein Menschenalter hindurch mit stets frischem Mut und in unzerstörbarer Gesundheit als Missionar die Schlachten Gottes geschlagen hatte und nun infolge der Altersbeschwerden zur Ruhe verurteilt war, keine geringe Prüfung. Doch unterwarf er sich in Geduld den Fügungen der göttlichen Vorsehung. Noch in den letzten Tagen seines Lebens äußerte er, auf seinen durch einen Schlaganfall herbeigeführten hilflosen Zustand anspielend, in der ihm eigenen herzhaften Weise: „Die alte Rüstung muß noch gepuzt werden, damit der alte Soldat blank vor seinem Feldherrn erscheine.“

Allmählich schwanden seine Kräfte. Am 10. Mai 1887 starb er nach dem Empfang der heiligen Sakramente im Alter von 79 Jahren, von denen er 34 in der Gesellschaft Jesu zugebracht hatte, und wurde am 13. Mai auf dem Friedhofe zu Mariaschein unter ganz außerordentlicher Beteiligung aller Stände zur letzten Ruhe gebettet. Der Bischof von Leitmeritz, Dr. Johannes Schöbel, war nach mühevoller, zehntägiger Visitationsreise mit dem Prä-



laten Demel herbeigeeilt, um dem allverehrten und hochverdienten Ordensmanne das Requiem zu halten.

War es auch dem P. Schneeweiß nicht vergönnt, seine reichen Talente als Volksmissionar seiner schlesischen Heimatdiözese dienstbar zu machen, so blieb er ihr doch auch in der Ferne treu ergeben. Mit warmer Anteilnahme verfolgte er ihre Schicksale, namentlich in der Kulturkampfszeit. Speil, Wick, Bittner, Klein, Jungnick, Rößler, Dittrich waren seine lieben Bekannten und Freunde. „Solange mich,“ schrieb er nach seinem goldenen Priesterjubiläum nach Schlesien, „der liebe Herrgott noch auf Erden leben läßt, werde ich nicht aufhören, durch Opfer und Gebet meine Dankbarkeit zu bewähren als der getreue Verehrer aller meiner lieben schlesischen Gönner, Freunde und ehemaligen Schüler.“ Inzigste Freundschaft verband ihn mit dem trefflichen Juristen, Konsistorialrat Schumann in Breslau, der nach dem Tode seiner Gemahlin noch im Alter von 65 Jahren die Priesterweihe empfing. Der Briefwechsel dieser beiden idealgesinnten, seelenverwandten Männer läßt einen Blick tun in das abgeklärte Innenleben unseres schlesischen Landsmannes, von dem es in einem Nachrufe heißt: „Er war ein echter Nathanael, ohne Falsch, fest und entschieden, wo es sich um die Ehre Gottes handelte, beliebt bei allen wegen seines heiteren Temperaments, ein guter Religiose und ein Priester nach dem Herzen Gottes.“





V.

## Karl Wehl S. J.

1838—1881.





---

---

Das Leben des P. Karl Wehl, der sich schon in jungen Jahren Gott im Ordensstande weihte und mit vorbildlicher Treue an allen Stellen wirkte, an die ihn seine Oberen setzten, entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Er trat in die Gesellschaft Jesu ein und hoffte dort die Erfüllung seines heißesten Wunsches zu finden, nämlich als Missionar bei den Heiden wirken zu können. Zwei Lustren blieb sein Sehnen ungestillt, und als er schließlich mit einer kleinen Missionskarawane nach Afrika reisen durfte, wurde er dort, noch bevor es zur Gründung einer neuen Missionsstation kam, in den besten Mannesjahren ein Opfer des ungesunden Klimas und der ungeheueren Strapazen, nachdem er kurz vorher auf fast wunderbare Weise dem grausamen Tode durch Negerhand entgangen war. Fern von den blauen Bergen seiner oberschlesischen Heimat ruht der glaubenseifrige Missionar nun schon seit fast einem halben Jahrhundert in afrikanischer Erde, und an seinem inzwischen wohl längst versunkenen und vergessenen Grabe rauschen die Wellen des indischen Ozeans ihr ewiges Lied.

Karl Wehl wurde am 11. Juli 1838 in Neustadt, Oberschlesien, als Sohn des Linnenfabrikanten Franz Wehl und seiner Ehefrau Katharina geboren. Seit dem fünften Lebensjahre besuchte er die katholische Volksschule seiner Vaterstadt, seit dem zehnten die gehobene Klasse derselben und eignete sich die Anfangsgründe der lateinischen und französischen Sprache an. Dabei half er dem Vater im Geschäft. Er war ein stiller, fleißiger und frommer Knabe. Jahrelang diente er am Altare des Herrn, und lieber versäumte er das Frühstück, als daß er zu spät zur heiligen Messe gekommen wäre. Eines Anspornes zum Lernen bedurfte er niemals. Auch rühmten seine Geschwister seine Selbstlosigkeit. Seinem Wunsche Priester zu werden, stellte sich der Wille des Vaters entgegen, der in Karl den künftigen Nachfolger im Geschäft sah. Doch willigte der Vater auf die Fürsprache eines sehr angesehenen

Priesters und eines Lehrers ein, daß der Sohn das Gymnasium bezog. Karl trat in die Quarta des Meißner Gymnasiums ein und blieb hier derselbe fleißige und fromme Schüler, der er in Neustadt gewesen war. Wie für manche andere, so wurden auch für den jungen Gymnasiasten die Exercitien providentiell, die er unter der Leitung des berühmten Aseten und Gelehrten P. Ignatius Zeiler aus dem Alstantinerklösterchen im Walde bei Neustadt machen durfte. Die ernstesten Wahrheiten, die er hier hörte, sowie die Vorsätze, die er hier machte, gingen ihm nicht mehr aus dem Sinn. Die große Jesuitenmission in Meiß, die im März 1852 gehalten wurde, verstärkte die Eindrücke jener Exercitien. Als er dann noch in den Missionsberichten von der Wirksamkeit des Jesuitenordens in den Heidenländern las, stand sein Entschluß fest, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, um dort seinen Herzenswunsch, in den Missionen Seelen zu gewinnen, zu verwirklichen. Er richtete an den Oberen der galizischen Ordensprovinz das Gesuch um Aufnahme. Die Antwort lautete zustimmend, war jedoch an die Bedingung geknüpft, daß die Eltern ihre Einwilligung gäben. Hier entstand nun eine Schwierigkeit, denn die Eltern hatten bereits fünf Kinder durch den Tod verloren, und Karl war bis dahin der einzige Sohn und daher für die einstige Übernahme des Geschäftes bestimmt. Als aber eine Schwester Karls in dem Hause der Schwestern des deutschen Ritterordens zu Troppau Profess ablegte, bestürmte Karl seine mit ihm dort anwesenden Eltern, die von der heiligen Handlung tiefergriffen waren, so mit der Bitte, seinen sehnlichsten Wunsch zu erfüllen, daß die Eltern ihre Zustimmung gaben.

Am 23. August 1856 begann er sein Noviziat und zwar, da die polnische Ordensprovinz damals noch kein eigenes Noviziat besaß, in dem Noviziatthause Baumgartenberg bei Linz. Nach Beendigung des Noviziates beantragte er seine Übernahme in die österreichische Ordensprovinz, zumal da er der polnischen Sprache nicht mächtig war. Seinem Wunsch wurde entsprochen. Wehl studierte nun von 1861 bis 1864 in Preßburg Philosophie, war dann zwei Jahre Präfekt in dem rühmlichst bekannten Pensionat zu Kalksburg bei Wien, machte in Innsbruck seine theologischen Studien und empfing am 25. Juli 1868 die heilige Priesterweihe.



Nachdem er das dritte Probejahr zu St. Andreä in Kärnten durchgemacht hatte, legte er die letzten Gelübde ab. Er hatte nun keinen sehnlicheren Wunsch als den, bald in der Heidenmission verwendet zu werden, aber die Oberen bestimmten anders über ihn, und so wirkte er denn zunächst als Lehrer, dann als Präfekt und Generalpräfekt in Kalksburg und seit 1875 als Generalpräfekt im Knabenseminar von Mariaschein in Böhmen, stets freundlich, geduldig und pflichttreu.

Im Jahre 1877 übernahm die Gesellschaft Jesu die Mission in dem ihr von der Propaganda zugewiesenen, mehr als 32000 Quadratmeilen umfassenden Gebiete am oberen Sambesi. Wiederum trug P. Wehl in kindlich demütiger Weise seinen Wunsch den Oberen vor, aber wieder vergeblich. Die aus fünf Priestern und ebensoviel Laienbrüdern bestehende Expedition reiste unter Führung des P. Depelchin nach Afrika ab, ohne P. Wehl. In dem Jahre 1879 endlich, das ihm seinen geliebten, hochbetagten Vater in Neustadt nahm, ging sein Herzens- und Lebenswunsch in Erfüllung. Auf die Weisung des Ordensgenerals P. Beck sollte 1880 eine neue Expedition von Missionären nach Afrika abgehen, und P. Wehl befand sich unter den wenigen Ausgewählten. Schnell machte er sich reisefertig. Am 23. Januar 1880 nahm er in Troppau von seinen zwei in den Deutschen Orden eingetretenen Schwestern (eine dritte Schwester war 1872 als Schwester desselben Orden gestorben) Abschied mit den Worten: „Lebt wohl! Im Himmel sehen wir uns wieder.“ Dann reiste er über Köln nach London, wo er seine vier holländischen Reisegefährten (zwei Priester und zwei Laienbrüder) erwartete und kam nach einer Seereise von 23 Tagen wohlbehalten in Kapstadt an.

Am 5. März brach die kleine Karawane von Kapstadt auf und erreichte teils mit der Eisenbahn teils in einem mit 10 Mauleseln bespannten Passagierwagen am 16. März die berühmte Diamantenstadt Kimberley. In der Hoffnung, hier nach der anstrengenden Fahrt über Stock und Stein u. z. auf einer Straße, welche die Mutter Natur zum alleinigen Werkmeister hat, einige Tage ausruhen zu können, sahen sich die Missionäre getäuscht, denn hier erwartete sie schon seit längerer Zeit P. Terörde, Mitglied der ersten Sambesimission, um mit ihnen die Fahrt bald fort-

zusehen. In der Nähe von Kimberley erreichten sie den P. de Wit, der zum Oberen der Karawane bestimmt war, bestiegen nun die mit Ochsen bespannten Reisewagen und gelangten am 27. März an den Matlapfifluß, wohin ihnen P. Depelschin, Superior der vollständigen Sambesimission, zu ihrer freudigen Überraschung entgegengereist war. Vereint zogen die Missionare nach Tati, wo sie am 6. Mai am Feste Christi Himmelfahrt ankamen. Tief-ergriffen beteten sie hier am Grabe des Jesuitenmissionars P. Fuchs, eines geborenen Rheinländers, der etwa drei Monate vorher als erstes Opfer der Sambesimission gefallen war. Ob sie ahnten, daß binnen Jahresfrist schon über dreien von ihnen sich auch der Grabhügel wölben würde?

In Tati verteilte P. Depelschin die Missionäre in der Weise, daß je zwei Patres mit einem bzw. zwei Brüdern in Tati und Gubulumano wohnen und außerdem zwei Expeditionen, eine nach dem Sambesi, die andere nach Umsilas Land gehen sollten. Zu der letzteren gehörte außer dem Leiter P. Lam und den Laienbrüdern Hedley und de Sadeleer unser P. Wehl. Hier in Tati fand also, wie P. Wehl schreibt, die *divisio apostolorum* statt. Am 10. Mai brach die kleine Missionskarawane auf. Ihr Ziel war das von dem Häuptling Umsila beherrschte, nördlich an den Sambesi, östlich an das portugiesische Gebiet Sofala grenzende Land der Abagasenkaffern. P. Lam hatte bei der Hochzeit, die der schreckliche, aber den Missionären wohlgesinnte Lobengula in Gubulumano mit der Prinzessin Galindscha, der Tochter des Umsila feierte, eine große Schar Abagasen kennen gelernt und einen guten Eindruck von ihnen gewonnen so daß er ihre Missionierung für aussichtsvoll hielt. Sieben Tage nach der Abreise von Tati erreichte P. Wehl Gubulumano, und stattete dem Häuptling Lobengula einen Besuch ab. Unter außerordentlichen Mühseligkeiten kam die kleine Karawane auf Ochsenwagen am 24. Juli in den Sabifluß, wo das Reich Umsilas begann. Nach zwei bis drei Wochen hätte P. Wehl das Ziel, Umsilas Kraal erreicht, da traf ihn ein unter den dortigen Verhältnissen doppelt schwerer Schicksalschlag. Er verirrte sich am 6. August. Obwohl seine Begleiter, als sie sein Verschwinden wahrnahmen, sofort Schüsse abfeuerten, konnten sie ihn nicht finden, sodaß sie in der



Meinung, er sei ermordet worden, nach dreitägigem vergeblichen Aufenthalt an dem Orte, wo sie ihn verloren hatten, weiterzogen.

P. Wehl schildert diesen Unfall und seine weiteren Erlebnisse in einem Briefe, den er am 20. Januar 1881 aus Uman im Reiche Umfila an seine Schwestern nach Troppau richtete, folgendermaßen:

„Am 6. August begegnete mir ein Unfall von nicht geringer Bedeutung. Ich hatte mich etwas vom Wagen entfernt, und als ich denselben zu erreichen suchte, konnte ich ihn nicht wiederfinden. Er hatte unterdeß seine Richtung geändert. Wir befanden uns damals in einer schrecklichen Wildnis, rechts und links von hohen Bergen eingeschlossen, desgleichen von vorn. Hohes Gras, das weit über meinen Kopf ging, erhöhte die Schwierigkeit, hier die Wagenspur zu finden. Überdies kam der Abend heran. Ich hatte weiter nichts zu tun, als um eine Nachtherberge mich umzusehen. Der nächste Baum bot sie mir. Am Morgen begann das Suchen nach der Wagenspur aufs Neue; doch umsonst. 18 Stunden vergeblichen Suchens und Harrens auf Hilfe waren bereits verstrichen, länger durfte ich in dieser gefährlichen Gegend nicht bleiben, (während der Nacht hielt ein Löwe nicht weit von meiner Nachtherberge seinen Rundgang) und ich entschloß mich weiter zu gehen. Freilich eine schwierige Aufgabe! In diesem wüsten Lande ohne Führer, ohne Ratgeber, ohne Nahrung, ohne Schutz gegen die Kälte der Nächte, ohne Verteidigung gegen die wilden Tiere, und mehr noch gegen die Eingeborenen, die wie ich öfters gehört, einen einzelnen Weißmann kaum ungehindert passieren lassen. Doch bin ich nicht Missionär, und sind diese Hindernisse nicht gerade eben so viele Hebel des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung? Dies meine Parole, und der Marsch begann. Kaum hatte ich eine Stunde Wegs zurückgelegt, kam ich zu einem großen, stark strömenden Fluße. Der erste Versuch, ihn zu durchwaten, scheiterte an der heftigen Gewalt der Strömung; ich mußte umkehren und mich um eine geeignetere Übergangsstelle umsehen. Nach etwa 20 Minuten hatte ich eine solche gefunden; ich passierte den Fluß glücklich. Darauf wurde den ganzen Tag fleißig marschiert, und als der Abend gekommen, suchte ich mein Heil abermals auf einem Baume. Sonntag den 8. August:

war es schrecklich heiß, mein Weg führt mich über sehr hohe, felsige Berge, und ringsum nichts als aufgetürmte Steinmassen. Gegen Mittag erreichte ich den Ort, den wir fünf Tage vorher verlassen hatten. Hier wurde seit 48 Stunden das erste Mahl eingenommen. Ich erbat mir etwas Raffermehl und da ich gerade einen gebrochenen Topf bemerkte, auch Feuer vorhanden war, kochte ich einen Mehlbrei. Schmalz und Salz ersetzte der vorhandene Appetit vollkommen. Nach dem Mahle hieß es bezahlen, — die Raffern geben einem Weißmann nichts umsonst, ja sie werden ihm selbst nicht glauben, wenn er sagt, daß er nichts geben kann. Hat er ja doch Kleider am Leibe, hinlänglichen Überfluß um mit den Raffern zu teilen. Ein kleines Messer, das ich bei mir hatte, galt für den Rauffschilling, und für eine kleine Blechpfeife verschaffte ich mir etwas Proviant von Raffermehl für den Weitermarsch. Am 3. Tage meiner Pilgerschaft begegnete mir ein anscheinend kleiner Unfall, der jedoch von bedeutenden Folgen war. Ich hatte wiederum einen großen Fluß zu passieren, dessen Bett mit gewaltigen Quadern gepflastert war, die äußerst glatt waren. Bedächtig schritt ich, meine Kleider in der einen Hand, meinen Pilgerstab in der anderen über die Spiegelfläche dahin, als ich plötzlich ausglitt und in ein tiefes Loch fiel. Bei diesem Falle entschlüpfte mir ein Stiefel, den ich vergeblich zu retten versuchte. Wiederum war guter Rat teuer. Bloßfüßig konnte ich unmöglich gehen durch die langen Strecken von Gestrüpp, Morästen, die mit verschiedenen Tieren angefüllt waren. Aus dem Schafte des vorhandenen Stiefels machte ich mir also eine Sandale, deren Bänder einige Streifen meines Rockfutters bildeten. Doch bald zeigte sich die Unzulänglichkeit meines Machwerkes. In diesem Lande, wo die Natur in allen ihren Erscheinungen im Superlativ auftritt, müssen auch die Kunstprodukte in ihrer Art die größtmöglichste Vollkommenheit besitzen. Ein Stiefel also, will man mit ihm einen so langen Weg in diesen Umgegenden machen, muß sehr standhaft gebaut sein. War schon mein geretteter Stiefel nach wenigen Tagen total zerrissen, Sohlen durchgelaufen, Oberleder durchlöchert, Nähte aufgetrennt; wie hätte eine so primitive Sandale, ohne jegliches Instrument verfertigt, den gemachten Anforderungen entsprechen können? Nach 14 tägigem Marsche waren die Füße stark ge-



schwellen und an mehreren Stellen Wunden, welche eiterten, daher ich nur kurze Strecken zurücklegen konnte. Die ganze Reise dauerte 26 Tage. Während derselben hatte ich fast keine Nahrung, als eine handvoll ungekochten Kaffernmehls täglich, und zweimal zwei Tage gar nichts. Die ersten zehn Nächte brachte ich auf den Bäumen zu; doch da ich daselbst der Kälte zu sehr ausgesetzt war, versuchte ich es die sechs folgenden Nächte unter den Bäumen. Als jedoch zu der Kälte der Nacht noch eine große Müdigkeit sich gesellte, legte ich mich mit Hintansehung jeglicher Furcht vor einem Anfall wilder Tiere in das hohe Gras.

Nach Verlauf von 26 Tagen, den 1. September begann eine neue Periode meiner Pilgerschaft. An diesem Tage begegnete ich in offenem Felde vier stämmigen Kaffirs, die mich einluden, mit ihnen in ihr Dorf zurückzugehen. Ich lehnte freundlichst ab und suchte weiter zu gehen. Dies war gegen ihre Berechnung, und sie brachten mich mit Gewalt in ihre Ortschaft. Nach einigen Stunden dortigen Aufenthaltes versuchte ich meinen Weg fortzusetzen. Doch sie widersetzten sich aufs neue. Ich war Gefangener der Kaffirs. Meine Wohnung war eine Kaffirhütte, so schmutzig, daß ich beim Eintreten d. h. Hineinkriechen unwillkürlich zurückwich. Ein Kaffir hatte den Grund erraten und säuberte sie ein wenig. An Gesellschaft fehlte es hier nicht; besonders in den ersten Tagen war meine Hütte fast stets gefüllt mit neugierigen Besuchern, und fehlte es etwa an Leuten, gab es genug Ratten, die Gesellschaft leisteten. Diese Tierchen wurden so zutraulich, daß sie sich bis zu meinen Füßen wagten, ja eine war so kühn, ihren Weg über mein Gesicht zu nehmen. Selbst bei der Nacht schliefen stets drei oder vier Kaffirs in derselben Hütte, so sehr waren sie besorgt, daß ich ihnen nicht etwa entweichen möchte. Hier nun hatte ich auch Gelegenheit die Einfachheit ihrer Lebensweise nicht nur kennen zu lernen, sondern auch zu üben. Ein Bett kennt der Kaffir nicht; die bloße Erde oder im besten Falle eine Strohmatte, leistet dieselben Dienste. Ist gerade ein Stein vorhanden, ersetzt er ganz gut das Kopfkissen. Wenn der Brei gekocht ist, braucht der Kaffir keinen Teller; warum sollte man nicht aus demselben Topfe essen, in dem gekocht wurde? Besteck — reiner Luxus. Wozu wären die Finger? Wäscht sich der Kaffir, so läßt er sein Gesicht an der

Sonne trocknen, die Hände wischt er an seinen Beinen ab. Sorge für Reinlichkeit — reiner Überfluß; schwärzer als er ist, kann er doch nicht werden. Freilich kommt ein Weißmann in manchen Stücken zu kurz, besonders in dem letzten Punkte. Hätte mein Aufenthalt länger gedauert, ich würde so ziemlich den Anstrich eines Raffirs bekommen haben. Wollte man mir doch in letzter Zeit nicht einmal Wasser zum Waschen geben. — Die ersten drei Tage wurde ich so ziemlich freundlich behandelt; doch nach Verlauf derselben kam ihr Ansinnen immer mehr und mehr zu Tage. Sie hatten gehofft, eine große Beute gemacht zu haben, und als sie sich getäuscht fanden, sannnen sie auf mein Verderben. Ich mußte ein Bösewicht sein, hatte ich mich ja geweigert, in ihr Dorf zu gehen. Zweifelsohne war ich ein Vagabund, Räuber wie meine zerrissenen Kleider, mein vernachlässigtes Äußere klar beweisen. Ich war das Tagesgespräch. Die einmal ausgesprochene Meinung machte Haß und Erbitterung zur Gewißheit. Und wäre ja noch ein Zweifel vorhanden gewesen, ihre Würfel hätten ihn vollkommen beseitigt. Die dortigen Raffirs gebrauchten 16 Brettchen in vier Gruppen zu je vier geteilt, welche alle mit verschiedenen Einschnitten und Figuren markiert waren. Sie nahmen nun alle 16 in beide Hände und warfen sie aus; aus der Anzahl der markierten Seiten und Rehrseiten wurde nun das Resultat entschieden. Mit diesem Spiele brachte sie halbe Tage zu, immer mit meiner Wenigkeit und meinem Lose beschäftigt. Einmal machte ich dem Könige die Bemerkung, wie denn ein Stück Holz ihm sagen könne, ob ich ein guter oder böser Mensch sei. Der liebe Gott habe uns Verstand gegeben, das Wahre vom Falschen und das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Alle schauten mich anfangs erstaunt an, dann lachten sie ein wenig, als ob ich die Sache nicht verstände, nur einer von den Auslegern warf mir ein „sa Ka-naka“ — (= ein stolzer Mensch) zu. Ein anderes Mal sagte ich ihnen, sie selbst glaubten ihrem Wunderholze nicht; nun hätten sie schon tausendmal gefragt, „wer ich sei“ — und immer und immer fragten sie ja aufs Neue; ein deutlicher Beweis ihres Mißtrauens. Betroffen blickten sie drein und packten ihre Würfel zusammen. Einer dieser Holzdeuter, der in besonderem Rufe zu stehen schien — denn er war von auswärts gerufen worden — er schien seinen Ruf



seiner Verschmiztheit zu verdanken — nahm nie alle 16 Bretchen, wie die andern taten, sondern stets nur vier, in jede Hand zwei, so daß er allem Anscheine nach den Wurf in seiner Gewalt hatte. Ich fragte ihn eines Tages nach dem Grunde dieser sonderbaren Ausnahme. Ein grimziger Blick von ihm und seiner Helfershelfer, als ob ich die Sache nicht verstünde, war die Antwort. Doch das Spiel hatte seinen Reiz verloren, man hörte auf. Allein Spiel und alles Gerede waren mehr Form, Außerlichkeit, der eigentliche Grund zu meinem Verderben lag in dem Hasse gegen den Weißmann. Oft und oft hielten sie Rat über mein Schicksal, und konnten sie keinen triftigen Grund zu meiner Verurteilung finden, der letzte war stets stichhaltig: „er ist ein umlungu (Weißmann), er muß sterben.“ So urteilten nicht nur die Bewohner des Ortes, sondern auch die Fremden, die während dieser Zeit daselbst eintrafen. Mein Los war entschieden. Es handelte sich nur um den Tag der Ausführung. Bereits am 13. September wurde es laut durch den Ort verkündet: „Wasch (wie sie mich nannten) wird getötet.“ Von dieser Zeit war ich dem Spott und Hohn von Jung und Alt, von Männern wie Weibern ausgesetzt. Am schlimmsten war es des Abends, wo sie haufenweise vor meiner Hütte vorbeizogen, schreiend und lärmend oder ihren Kriegsgefangenen singend. Ich bereitete mich ernsthaft zum Tode vor, und ich weiß nicht, ob man ruhiger sterben kann, als ich es in jener Zeit war.

Am 16. September, nachmittags, als ich vor meiner Hütte saß mit Gebet und Todesgedanken beschäftigt, erschien der König in Begleitung von 20 bis 30 Mann, voran ein Mann mit einer Stange, an der ein Blatt Papier befestigt war. Ich erwartete die öffentliche Ankündigung meines Urteils. Der König hieß mich das Blatt ergreifen — ich lese eine englische Anschrift und sehe, daß es ein Brief ist. Ich öffne denselben und finde, daß ein Gentleman der in dieser Gegend weilte, von meiner Gefangenschaft gehört hatte, und mir in diesem Briefe alle nur mögliche Hilfe anbot. Ich suche dem Könige begreiflich zu machen, daß er mich nun nicht länger zurückhalten könne, da meine Gefangenschaft bekannt sei. Er war betroffen, doch faßte er sich bald. Es begannen die öffentlichen Beratungen und das Würfeln mit dem üblichen

Resultate, „er muß sterben, er ist ein Weißmann,“ und als ob sie fürchteten, daß ihnen die Beute entschlüpfen könnte, wurde derselbe Abend zur Vollziehung festgesetzt. Der Hoffnungsstrahl meiner Befreiung hatte nur zu größerer Erbitterung gedient, doch brachte er mir auch einen Vorteil. Ich konnte einen Brief absenden zum Troste für alle jene, die sich um mich interessierten, wenn sie erführen, wann, wie und wo ich aus diesem Leben geschieden bin. Papier bot mir die leer gelassene Seite des erhaltenen Briefes, Tinte ersetz das Blut meines linken Daumens, den ich zu diesem Zwecke etwas aufgerißt und als Feder diente ein Strohhalbm. Ich war bereit zu sterben, allein die nötigen Vorbereitungen waren nicht getroffen. Sie wurden den nächsten Tag gemacht; unter andern richteten sie auch ein Schurzfell für mich her, wie es die Raffern tragen. Am Abend desselben Tages brachte mir der König selbst eine Portion bessern Mehles für die Hensersmahlzeit. Ich konnte nicht zweifeln, daß am nächsten Tage mein letztes Stündlein schlagen werde. Gegen Mittag dieses Tages, den 18. September werde ich auf den öffentlichen Platz gerufen. Es schien die Stunde meines Scheidens aus dieser Welt gekommen zu sein. — Ich mache noch eine kurze Vorbereitung und begeben mich auf den Weg; da kommt mir schon der König entgegen und kündigt mir an, daß ich sterben müsse. An dem Platze angekommen, halte ich noch eine kurze Ansprache an das versammelte Volk: „König, Volk! Ihr wollt mich töten, doch ich sage euch, ich bin ein guter Mensch, keineswegs ein Bösewicht. Nichts Strafwürdiges habe ich getan, und ihr selbst könnt mich nicht des geringsten Vergehens beschuldigen. Wenn ihr also tötet, tötet ihr einen unschuldigen Menschen. Ist das recht? Ich komme direkt von Europa nach Afrika, um ein Apostel für die Raffern zu sein. Ich will euch belehren über den großen Gott im Himmel, seinen heiligsten Willen, sein Gesetz euch verkünden und den Weg zu eurer Seligkeit zeigen, und ihr wollt mich töten! Wenn ihr mich tötet, tötet ihr einen Gesandten des großen Gottes im Himmel. Ich fürchte nicht den Tod; denn tötet ihr mich, werde ich von dem großen Gott reichlichen Lohn empfangen, euch aber wird der große Gott bestrafen, König, Volk! Ich rede die Wahrheit, an euch ist es gerecht, großmütig zu handeln.“



Raum hatte ich geendigt, da wurde ich englisch angedet. Der Gentleman, der zwei Tage vorher mir den Brief gesendet, hatte aus meinem Schreiben meine Gefahr ersehen und sich mit vier seiner Leute auf den Weg gemacht, um mich womöglich zu retten. Der König, dem sein Erscheinen sehr unangenehm war, wollte ihn anfangs nicht mit mir reden lassen, doch mein Freund, ein sehr energischer Mann, der viel in Afrika gereist ist und die Raffirs gut kennt, bestand darauf. Ich machte ihn kurz mit meiner Persönlichkeit und meinen Verhältnissen bekannt; darauf begann eine lange und heftige Unterredung zwischen dem Gentleman und dem König. Endlich gab der König mich frei. Sofort verließen wir den Ort; vor demselben standen bereits zwei Pferde und ein Esel bereit; mein Freund hieß mich ein Pferd besteigen (das erste in meinem Leben) mit dem ich einen Ritt von ungefähr 20 Meilen machte. Abends gegen 9 Uhr nach einem sechsstündigen Ritt gelangten wir bei dem Wagen dieses Gentlemans an. Ein kräftiges Mahl (seit 44 Tagen das erste Fleisch) beschloß diesen ereignisvollen Tag. Mein Freund, dessen Name Robert Rorby ist und der in Southenberg in Transvaal seinen Wohnsitz hat, schenkte mir große Aufmerksamkeit. Er versah mich sowohl mit der nötigen Kleidung, als auch sorgte er dafür, daß ich die von der langen und beschwerlichen Reise, als auch durch die Gefangenschaft geschwächten Kräfte wieder herstellen konnte. Doch blieb dieser Aufenthalt für mich eine moralische Gefangenschaft. Die Raffirs be- reuten es, mich so leicht aus den Händen gegeben zu haben, und schon des andern Morgens erschienen fünf bis sechs Mann bei dem Wagen, ja, der König selbst ließ es sich nicht verdrießen, diesen weiten Weg zu machen. Sie suchten nur eine passende Gelegenheit, um meiner neuerdings habhaft zu werden. Überdies hatte mir mein Freund versprochen, mich zu unserm Wagen zu bringen, dessen Standort unterdessen bekannt wurde. Allein dieser sein Entschluß wurde aus verschiedenen Gründen verzögert und war endlich unmöglich geworden. Seine Ochsentreiber und Führer wollten nicht über den Sabi mit ihm gehen, weil sie, wie sie sagten, die dortigen Raffirs, fürchteten und waren in einer Nacht alle bis auf einen (von sieben sechs!) fortgelaufen, sodaß er genötigt wurde, zurückzukehren. Ich wagte es also aufs neue mich

auf den Weg zu machen, im Vertrauen auf den, der mich gesandt, und erreichte am fünften Tage meiner Wanderschaft unsern Wagen, wiewohl in ganz verändertem Zustande. Wenige Tage nach meiner Trennung vom Wagen hatte ein Macholifürst Hambesuku beabsichtigt einen Angriff auf unsern Wagen zu machen. P. Superior, der dies erfahren und von den vorhandenen Gewehren keinen Gebrauch zu seiner Verteidigung gegen die Eingeborenen machen wollte, hatte sich entschlossen, Wagen nebst Inhalt preis zu geben und zu Fuß mit den beiden Laienbrüdern zum Könige von Umsila zu gehen. Dieser Entschluß wurde in der Nacht vom 9. August ausgeführt. Gegen Ende August erreichten sie den Aufenthaltsort des Königs, der sie freundlichst aufnahm. Sobald er Auskunft über unsern Wagen erhalten, sandte er vier seiner ihm untergebenen Häuptlinge, die ein Laienbruder begleitete, zu dem Wagen, damit sie denselben zu seinem Aufenthaltsorte brächten. Mit dieser Reise brachten sie fast den ganzen September zu und fanden den Wagen nebst Inhalt unverletzt. Nachdem sie einige Tage ausgeruht bei dem Wagen, setzten sie die Reise weiter fort. Doch zeigten sich bald neue Schwierigkeiten. Diese Führer (Umsilas Leute) hatten für den Weg zu sorgen, doch war derselbe erst zu finden in diesem berg- und flußreichen Lande und dann erst herzustellen, daß ein Ochsenwagen ihn passieren kann. Da überdies die Raffirs nicht gern arbeiten, ging dies ungemein langsam von statten. Auch war der Bruder, der beim Wagen sich befand, auf der Reise zu demselben am Fieber erkrankt und noch damit behaftet, als ich daselbst eintraf. Ferner war der Ochsentreiber, mit dem wir recht zufrieden waren, entlaufen. Überdies waren zwei Ochsen zugrunde gegangen.

Bei all diesen mißlichen Verhältnissen konnten wir bis 2. Dezember nur „Ungar“ erreichen, das erste Dorf in süd-nördlicher Richtung, das unter der unmittelbaren Regierung des Königs von Umsila steht. Hier erklärten unsere Führer, daß absolut kein Weg mehr sei und entfernten sich. Gleichzeitig begann auch die Regenzeit, in welcher eine Reise mit einem Ochsenwagen rein unmöglich ist. Es blieb als nichts übrig als die Regenzeit in diesem Dorfe ruhig abzuwarten. . . . Diese Zeit der Ruhe wollte ich nun benutzen, um nach Umsila zu gehen und persönliche Rücksprache



mit P. Superior über unsere Lage zu nehmen. Den 18. Dezember machte ich mich auf den Weg, allein die stark angeschwollenen Flüsse (in den ersten vier Stunden mußte ich fünfmal meine Kleider ausziehen, um sie passieren zu können) die häufigen und heftigen Regen, die ungemein schlüpfrigen Wege machten mein Vorhaben zunichte; nach dem ersten Reisetage mußte ich umkehren. Weihnachten verlief äußerst ruhig, ich konnte nicht einmal heilige Messe lesen, denn beide Kelsche, die wir besitzen, waren in Umfala. Den 27. Dezember erhielten wir eine recht traurige Nachricht. P. Superior Law war in Folge der Reiseanstrengungen vom Fieber aufgerieben, am 25. November gestorben. Der Laienbruder, welcher bei ihm sich befand, und bei längerem Aufenthalte daselbst demselben Ende entgegen ging, war vom Könige, den 17. Dezember, zum Wagen geschickt worden. Derselbe war auf der Reise erkrankt und lag in einem Dorfe gegen 60 Meilen vom Wagen entfernt, flehentlichst bittend, wir möchten ihn um Gotteswillen besuchen! Ich machte mich also von neuem auf und traf bei demselben am 3. Januar ein. Glücklicherweise war es nicht so schlimm, als wir befürchtet hatten, doch war seine Lage äußerst kritisch. Er konnte vor Schwäche unmöglich gehen, und der dortige Häuptling wollte ihn nicht länger behalten. Diesem Widerstande gegenüber schlug ich ein Mittel vor, dessen Ausführung mir fast unmöglich schien. „Dann müßt ihr ihn tragen,“ sagte ich ihnen, und wirklich gingen sie auf diesen Vorschlag ein. Der Bruder wurde über viele und hohe Berge auf Umwegen unter starkem Regen gegen 70 (englische) Meilen getragen. Wenn wir diese ganz unerhörte Tatsache leisten konnten, verdanken wir dies größtenteils dem Häuptlinge, der mit dem Bruder vom Könige gesendet worden. Dieser trieb im Namen des Königs die Kaffirs von allen Seiten zusammen zum Tragen. Bei jedem Dorfe wurden die Träger gewechselt, täglich waren wenigstens 20 Personen beschäftigt, und da wir die Reise in neun Tagen vollendeten, insgesamt 200 Personen. Glücklicherweise erreichten wir unsern Wagen, und ich hoffe, daß der Bruder sich recht bald erholen wird. Den 13. Januar konnte ich endlich wiederum das heilige Meßopfer darbringen, das ich mehr denn fünf Monate auszusetzen genötigt war; wohl unter allen das größte Opfer!

Wir müssen nun in diesem Dorfe ruhig abwarten, bis die Regenzeit vorüber ist; was dann geschehen wird, weiß ich jetzt noch nicht."

P. Wehl schließt den Brief mit den Worten: „Seid nicht zu sehr besorgt um mich. Die Hand des Herrn ist nicht weniger mächtig in Afrika denn in Europa. Sichtlich war sie mit mir in den vielen Gefahren, aus denen ich unversehrte hervorgegangen. Deshalb keine Furcht, sondern großes Vertrauen.“ In einer Nachschrift fügt er noch bei, daß er sich trotz mancher Strapazen, trotz des starken klimatischen Einflusses ganz wohl befinde.

Leider lebte P. Wehl bezüglich seines Gesundheitszustandes in einer bedenklichen Selbsttäuschung. Frater de Sadeleer, einer seiner Begleiter, schreibt Anfang April 1881: „Der gute P. Wehl war leider nicht mehr derselbe Mann. Seine Strapazen, seine Irrfahrten und vierwöchentlichen Entbehrungen hatten seine Kräfte gebrochen. Dazu kamen in letzter Zeit häufige Fieberanfälle, denen ein Zustand vollständiger Erschlaffung und Mutlosigkeit folgte.“ Soviel war klar, an die Gründung einer Missionsstation in Umfilas Reich konnte, da außerdem P. Lam am 25. November 1880 in Umfilas Kraal dem entsetzlichen Fieber erlegen war, zur Zeit nicht gedacht werden. Fr. de Sadeleer riet nun dem P. Wehl, er möge, während er selbst nach Sofala ging, um dort Tauschwaren und Lebensmittel einzukaufen, mit Rücksicht auf seine Kränklichkeit vorläufig in Umfilas Kraal bleiben und nach seiner Rückkehr mit ihm nach Gubuluwano zurückzureisen, aber P. Wehl entschloß sich trotzdem, den Frater nach Sofala zu begleiten. Der Weg durch das sumpfige Küstenland sollte ihn zum Verhängnis werden. Wiederholt bekam er heftige Fieberanfälle, in denen er seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Mit Not und Mühe erreichten P. Wehl und sein Begleiter am 8. Mai gegen Abend den portugiesischen Ort Sofala. Die Einwohner führten sie zum Bürgermeister, wo sie einen gerade anwesenden portugiesischen Priester trafen. Der Ortskommandant, Hauptmann Manoel d'Almeida Coeho, suchte sie im Hause des Bürgermeisters auf und bot ihnen seine Gastfreundschaft an, die gern angenommen wurde. Leider verschlechterte sich der Gesundheitszustand des Paters immer mehr. Er verfiel in heftige Delirien, bestand aber,



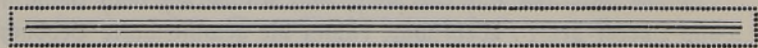
sobald er sich wohl fühlte, darauf, sein Brevier zu beten. Am 12. Mai war sein Zustand so bedenklich, daß man den portugiesischen Priester herbeirief, der dem in tieffter Ohnmacht liegenden Pater die Generalabsolution und die letzte Ölung spendete. Nachmittags gegen vier Uhr starb P. Wehl, während sein Begleiter an seinem Lager die Sterbegebete verrichtete.

Schon am folgenden Tage fand wegen der in jener Gegend herrschenden Hitze die Beerdigung statt, zu der sich die ganze Einwohnerschaft Sofalas, Katholiken, Protestanten, Heiden einfand. Hauptmann Almeida führte selbst den Trauerzug. Hinter dem Kreuze schritt der Priester und der Mehner. Dann folgte der von acht Soldaten getragene Sarg, darauf Frater de Sadeleer und 27 Männer in ihren besten Kleidern mit brennenden Wachskerzen in der Hand. Auf dem kleinen Friedhofe bei Sofala wurden die irdischen Überreste des P. Wehl beigesetzt. Die kleine Besatzung des Forts, etwa fünfzig Mann, feuerte zu Ehren des armen Missionärs Musketensalven ab.

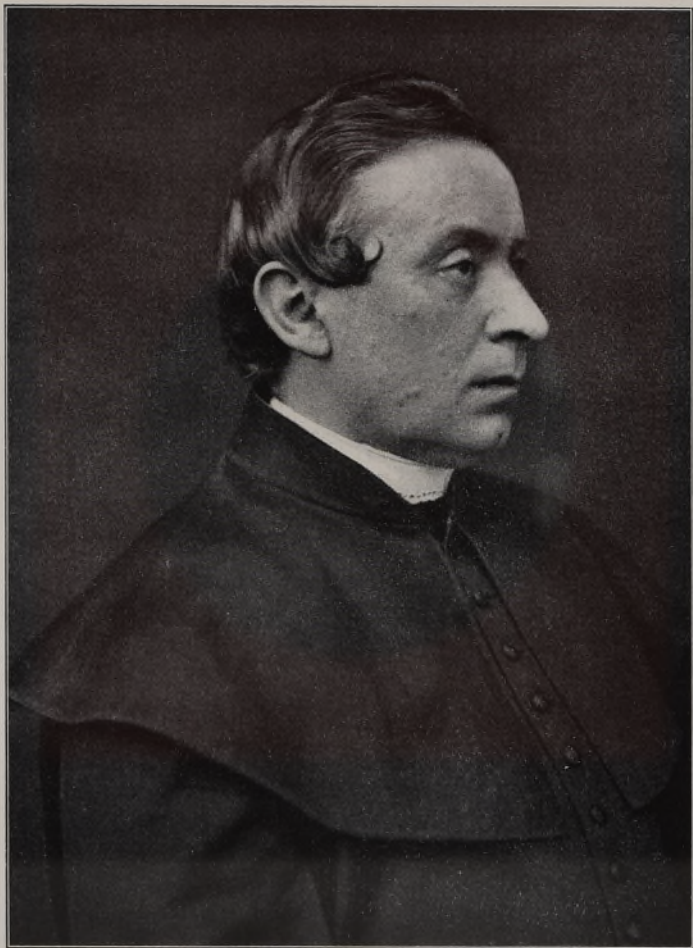
Von seltenem Edelmut zeugte das Verhalten des Hauptmanns und der Einwohner des armen Ortes Sofala. Der Hauptmann lehnte jede Bezahlung für Unterhalt und Kost, die er dem Frater zehn Tage lang gewährt, durchaus ab. Sein Haus, so erklärte er, stehe den Patres und Fratres stets offen, es würde für ihn eine Freude sein, etwas für sie tun zu können. „Das ist ja nur meine Pflicht. Sie sind Christen, also sind wir Brüder. Sie sind Missionäre und keine Krämer. Sie sind nicht hergekommen, um Geld zu gewinnen, sondern um Seelen zu retten.“ Er versprach sogar, dem Verstorbenen ein kleines Denkmal setzen zu lassen. Der Priester, die Ministranten, der Totengräber und der Tischler waren nicht zu bewegen, ein Entgelt für ihre Bemühungen anzunehmen. Sie betrachteten es als eine Ehre, für den Missionar etwas tun zu können. Zum Zeichen seines Dankes verehrte Frater de Sadeleer dem Hauptmann eine Reliquie des heiligen Franz Xaver, die P. Wehl besessen, und sehr in Ehren gehalten hatte, dem Bürgermeister sein Kruzifix.

P. de Wit, der auf der Reise von Kimberley nach Gubulwane Oberer des P. Wehl war, rühmt die gewissenhafte Beobach-

tung der Ordensregel, die Demut, den Gehorsam des P. Wehl, und nennt ihn einen Mann voll Liebe und Seeleneifer. Der Brief, in dem das Innsbrucker Jesuitenkolleg den Deutschordensschwestern in Troppau die traurige Kunde von dem Tode des Paters mittheilte, schließt mit den Worten: „P. Wehl hat sich den Himmel erstürmt.“







Karl Hertlein

VI.

## Karl Hertlein

1824—1886.





An der prächtigen vom Kurfürsten Franz Ludwig erbauten Pfarrkirche in Ottmachau, die nebst dem hochragenden alten Bischofsschloß dem vor die blaue Gebirgswand der Sudeten hingestreckten Städtchen eine so malerische Note verleiht, wirkte als Pfarrer von 1867 bis 1886 eine bei Klerus und Volk gleich hochangesehene Persönlichkeit, Konsistorialrat Karl Hertlein, ehemaliger Domprediger in Breslau und glänzender Redner auf den schlesischen Katholikentagen.

Hertlein erblickte am 1. Mai 1824 in Zobten am Berge, als Sohn des Domänenpächters Karl Hertlein und seiner Gemahlin Amalie, das Licht der Welt. Mit zwölf Jahren erst trat der gut veranlagte Knabe in das Matthiasgymnasium zu Breslau ein und verließ es nach achtfährigem Besuch als Abiturient mit Auszeichnung. Ließ er sich anfangs als Hörer bei der philosophischen Fakultät in Breslau einschreiben, so erkannte er doch später seinen Beruf zur Theologie und warf sich mit so großem Eifer auf dieses Studium, daß ihm wiederholt Preise für seine wissenschaftliche Arbeiten zu teil wurden. In Hertleins Alumnatszeugnis werden bereits seine trefflichen Leistungen im Predigen und Katechisieren hervorgehoben. Am 1. Juli 1849 empfing er zusammen mit neununddreißig anderen Alumnen vom Fürstbischof Melchior Freiherrn von Diepenbrock in der Kreuzkirche die Priesterweihe. Der Fürstbischof drückte in einer tiefergreifenden Ansprache seine Freude darüber aus, daß er, obwohl erst am Abende vorher vom Kongreß der österreichischen Bischöfe aus Wien zurückgekehrt und durch Kränklichkeit nicht wenig angegriffen, die Weibekandidaten, „seine teuren Brüder“ von Angesicht zu Angesicht sehen und durch die Priesterweihe in das Heiligtum einführen könne und gab ihnen ernste und liebevolle Mahnungen für ihre priesterliche Laufbahn.

Im August desselben Jahres erhielt Hertlein seine Anstellung als Kaplan in Hochkirch. Noch vor Jahreschluß wurde er als



Kaplan nach Landeshut und Anfang 1851 als dritter Kaplan nach Reife berufen, wo er an der Seite des Stadtpfarrers und Ehrendomherrn Ferdinand Neumann eine überaus segensreiche Wirksamkeit entfaltete. „Ach, so ein kleiner Herr, der wird wohl für Reife zu klein sein,“ scherzte der Pfarrer beim Amtsantritte Hertleins, aber der „kleine Herr“ zog bald durch seine einzigartige Kanzelberedsamkeit die Augen aller auf sich. In Reife war es auch, wo Hertlein zu Joseph von Eichendorff, der ihm im Pfarrhause einen Besuch abstattete, in engere Beziehungen trat. Er besuchte gelegentlich den Dichter, der Ende 1855 mit seiner todkranken Gemahlin zu seinem Schwiegersohn Major Ludwig von Besserer-Dahlsingen nach Reife übergesiedelt war, und erfreute sich des besonderen Vertrauens der Eichendorffschen Familie. Kaum vierzehn Tage nach dem Eintreffen Eichendorffs in der alten Bischofsstadt spendete er der Gemahlin des Dichters die Sterbesakramente und hat sie wohl auch nach ihrem am 3. Dezember erfolgten Hinscheiden, am 6. dieses Monats auf dem „schönen, friedlichen Kirchhofe an der Jerusalemer Kirche“ beerdigt. Fast zwei Jahre später erwies Hertlein diese letzten Liebesdienste dem Dichter selbst, der ihn zu seinem Beichtvater gewählt hatte. Der an einer Lungenentzündung schwer erkrankte Eichendorff, „dem bereits der Tod die bleichen Züge in das Antlitz gezeichnet hatte“, wurde von Hertlein auf die nahe schwerste Stunde durch die heiligen Sterbesakramente vorbereitet, und als dann am 25. November der greise Dichter die Augen für diese Welt geschlossen hatte, war Hertlein berufen, den trauernden Angehörigen, namentlich der ganz fassungslos gewordenen Tochter des Verstorbenen, Theresia von Besserer-Dahlsingen, christlichen Trost zu spenden. Am 30. November früh um 9 Uhr hielt Hertlein im Trauerhaus an dem mit Kränzen von Lorbeer und Immortellen geschmückten Sarge vor etwa 30 Trauergästen eine kurze Gedächtnisrede. Er gab seinem Bedauern Ausdruck, nicht mehr wie ehemals, wenn es ihm vergönnt war, in diesem Familienkreis zu treten, den freundlichen, liebenswürdigen Greis zu sehen, schilderte sodann den Lebenslauf des Heimgegangenen und wies hierbei auf das gute Beispiel hin, das Eichendorff der katholischen Pfarrgemeinde Reife gegeben. „Obwohl Herr von Eichendorff am hiesigen

Orte in stiller Zurückgezogenheit lebte, war für ihn doch nur kurze Zeit erforderlich, um sich durch sein edles, biederer Wesen, durch seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit, durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit, in der er ein erbauliches Vorbild für die ganze Gemeinde war, die ungeteilte Achtung aller Schichten der Bevölkerung zu erwerben." Nach Worten des Trostes an die Hinterbliebenen schloß er seine Ansprache mit den Worten: „Und nun wohl an denn, du treuer Verwalter des von Gott dir verliehenen Pfandes! Das Totenglöcklein ruft dich! Der Friedhof hat seine Tore geöffnet! Das Grab ist für dich ausgeworfen! Die Gemahlin harret dein, um dich im Reiche der Toten zu begrüßen, zu empfangen! Zum letzten Male im Kreise der Deinen! So ziehe denn hin in Frieden! Ruhe sanft aus nach den Mühen eines vielbewegten Lebens! Gott gebe dir das Erbe seiner Herrlichkeit, welches er denen verheißt hat, die ihn lieben!“ Zeitlebens bewahrte Hertlein die Erinnerung an den Verkehr mit Eichendorff als ein kostbares Vermächtnis.

Bald nach dem Heimgange Eichendorffs nahm auch Hertlein Abschied von der schönen Bischofsstadt. Gelegentlich eines Besuches in Reize hatte ihm Fürstbischof Heinrich Förster vertraulich eröffnet, daß er die Absicht hege, ihn als Benefiziaten an die Kurfürstliche Kapelle der Kathedrale zu berufen mit der Verpflichtung das Amt eines zweiten Dompredigers zu übernehmen. Hertlein erklärte sich mit Freuden dazu bereit. Hier beginnt nun der zweite Abschnitt in Hertleins Priesterleben.

Im Januar 1858 trat der neue Benefiziat seine Stellung in Breslau an. Neun Jahre zierte er als Festtagsprediger die Domkanzel, der ein Dezennium vorher Heinrich Förster durch seine klassischen Predigten eine Berühmtheit in ganz Deutschland verschafft hatte. Meer, der Hertleins Predigten im Dom beige-wohnt hatte, schreibt: „Das Predigtamt auf der Kanzel übte er mit der größten Gewissenhaftigkeit aus. Sorgfältig arbeitete er jede Predigt aus und memorierte sie peinlichst. Wie er selbst gestand, verwandte er auf manche Predigt zehn bis zwölf Tage. Seine Predigten flossen aus dem Herzen und waren von tiefer Begeisterung für die göttliche Wahrheit durchdrungen. Voll heiligen Feuers trug er dieselben vor. Ich habe ihn, obwohl es schon



fünfundzwanzig Jahre her sind, noch lebhaft vor Augen. Seine kaum mittelgroße Figur schien auf der Kanzel in ihrer Größe zuzunehmen.“ Einzelne Predigten und Zyklen von Predigten sind in Druck erschienen, so z. B. die Aufsehen erregende Predigt, die er am Siegesdankefeste im Jahre 1866 hielt. Er hatte dieser Predigt die Schriftstelle „Er kam in üblen Ruf“ (Luk. 15, 1) zu Grunde gelegt. Von gewisser Seite war nämlich beim Ausbruch des Bruderkrieges zwischen Preußen und Österreich der katholische Klerus Schlesiens mit dem Fürstbischof an der Spitze schmachvoll verleumdet worden, indem man ihn des Landesverrates beschuldigte. Der Fürstbischof war sogar auf öffentlicher Straße auf das gröblichste beleidigt worden. Der Festprediger brachte nun Gott, dem Lenker der Geschichte den Tribut des Dankes dar für die von den preußischen Waffen errungenen Siege, legte aber gleichzeitig feierlich Verwahrung ein gegen die fanatische Katholikenhege, die sich in Breslau breit machte. Er wies darauf hin, daß mehr als 100 000 katholische Soldaten die Siege miterringen halfen, daß auch die Söhne des preußischen katholischen Volkes mit ihrem Blute die Schlachtfelder tränkten, daß Hunderte von Priestern und Ordenspersonen in den Lazaretten und auf den Schlachtfeldern Samariterdienste leisteten, und daß vor etwa zwanzig Jahren Fürstbischof Melchior von Diepenbrock im Verein mit seinem Klerus und dem katholischen Schlesien in Zeiten großer Gefahr für den preußischen Staat eine der festesten Stützen des Staates gewesen sei!

Außer der eben erwähnten Predigt sind im Druck erschienen: 1.) Predigt auf das Fest der heiligen Hedwig, gehalten in Trebnitz 1861; 2.) Der Ölberg, Jerusalem und Golgatha, 6 Fastenpredigten, gehalten in der Kreuzkirche 1861; 3.) Segen und Triumph des Christentums, 4 Weihnachtspredigten, gehalten im Dom 1864; 4.) Das Opfer Jesu Christi, 6 Fastenpredigten, gehalten in der Kreuzkirche 1865; 5.) Die Witwe zu Naim, Homilie, gehalten im Dom 1866; 6. Festtagspredigten, gehalten im Dom 1868; 7.) Predigt bei der Weihe der Kirche in Clarenkranst. In eine spätere Zeit fällt die 2. Auflage der Festtagspredigten und die Herausgabe des vortrefflichen Schriftchens „Das kirchliche Brautegamen“.

Abgesehen von seiner Wirksamkeit auf der Kanzel und im Beichtstuhl machte sich Hertlein durch die Leitung des Vereins für verlassene und verwahrloste Kinder und des Paramentenvereins verdient. Auch beschäftigte er sich viel mit Konvertitenunterricht. Durch das Vertrauen des Fürstbischofs wurden ihm viele hochgestellte Personen, die konvertieren wollten, zum Unterricht überwiesen. Seit 1860 machte Fürstbischof Heinrich Förster, der ihm sehr gewogen war und sich gelegentlich von ihm auf seinen Spaziergängen begleiten ließ, seine Fähigkeiten auch für die Verwaltung dienstbar. Er ernannte ihn zum Konsistorialassessor und 1862 zum Konsistorialrat.

Unvergeßlich blieb Hertlein der 17. September 1860. Er war am Morgen dieses Tages mit dem Weihbischof Joseph Bernhard Bogedain als dessen Sekretär und Zeremoniar bei Spendung der heiligen Firmung nach Pleß abgereist. Als der Bischof nach dem feierlichen Einzug durch die Ehrenpforten in die Pleßer Pfarrkirche eingetreten war, befiel ihn ein heftiges Unwohlsein, so daß er sich nur mit Aufbietung aller Kräfte am Altare aufrecht erhalten und den Gläubigen den bischöflichen Segen erteilen konnte. Bald nachdem er sich auf der Pfarrei in sein Zimmer zurückgezogen hatte, machten sich die Zeichen seiner nahen Auflösung bemerkbar. Nach kurzem schweren Todeskampfe, währenddessen Hertlein ihm die heilige Ölung und Generalabsolution erteilte, gab der Bischof seinen Geist auf. Unbeschreiblich war die Bestürzung des Volkes, als bald nach 9 Uhr abends die Totenglocke den Heimgang des eben erst feierlich empfangenen Kirchenfürsten verkündete. In wehmütiger Stimmung trat Hertlein, nachdem die Leiche auf dem Kirchhof beigesetzt war, die Rückreise nach Breslau an und veröffentlichte im Schlesischen Kirchenblatte einen eingehenden Bericht über die Reise des Weihbischofs nach Pleß und ihren tragischen Ausgang.

Im 43. Lebensjahre stehend, entschloß sich Hertlein, dem Drange nach einer selbständigen seelsorglichen Stellung folgend, eine Pfarrei zu übernehmen. Der Fürstbischof, anfangs mit dem Plane Hertleins, Breslau zu verlassen, nicht recht einverstanden, verließ ihm die durch den Tod des Pfarrers Rippe freigewordene Pfarrei Ottmachau. Am 21. Februar 1867 hielt Hertlein seinen



feierlichen Einzug in die imposante, damals freilich restaurationsbedürftige Pfarrkirche. Die Investitur als Pfarrer erfolgte erst am 18. Juni 1868. Bei der Übernahme der etwa 8432 Seelen umfassenden Pfarrstelle, zu der noch die Tochterkirche Woitz und 19 Dörfer gehörten, bat er Gott um die Gnade, ein recht würdiger Pfarrer zu sein, der das Brot der Kirche nicht müßig ißt, sondern zur Ehre Gottes und zum Heile seiner Pfarrkinder wirkt. Und in der That, des Volkes Stimme und die über sein Wirken vorhandenen Aufzeichnungen bezeugen, daß Hertlein sich der großen Verantwortung seines Amtes stets bewußt geblieben ist. Sein gewaltiges Rednertalent fesselte die Parochianen — und nicht bloß diese — an seine Kanzel. Bei seiner und seiner Kapläne gewissenhaften Tätigkeit im Beichtstuhl nahm der Sakramentempfang in der Parochie zu. Er rief eine katholische Spielschule ins Leben, die er Barmherzigen Schwestern anvertraute, und führte in seiner Pfarrei den Vinzenzverein, den Bonifatiusverein und den Katholischen Volksverein ein. Auch der Cäcilienverein erfreute sich seiner sorgsamten Pflege. Seine besondere Liebe aber wandte Hertlein der Aufgabe zu, seine Pfarrkirche zu erneuern und zu verschönern. Nachdem bei einem entsetzlichen Sturm der südliche der beiden Türme sich bedenklich geneigt hatte, ließ er beide Türme einer gründlichen Reparatur unterziehen. Später folgte die Renovation der Orgel, des Hochaltars und der Kanzel. Einen bedeutenden Teil der nicht geringen Unkosten nahm er auf sein Konto. Überhaupt war Freigebigkeit eine seiner hervorstechendsten Charaktereigenschaften. In den ersten Jahren seiner Ottmachauer Wirksamkeit ließ er sich Geld, um seinen Armen helfen zu können. In späterer Zeit wurde durch die Unmenge der einlaufenden Bittgesuche seine Geduld gar oft auf die Probe gestellt, so daß er wohl einmal äußerte: „Man scheint wahrhaftig zu glauben, Ottmachau sei eine Goldgrube.“ Durch seine Herzensgüte, seinen musterhaften priesterlichen Wandel und seinen seelsorglichen Eifer erwarb er sich das Vertrauen und die Liebe seiner Parochianen. Bei all seiner Freundlichkeit und Leutseligkeit wußte er aber stets die priesterliche Würde zu wahren. Hohe seelische Qualitäten und eine feine äußere Form vereinigten sich bei ihm in harmonischer Weise.

Während des Kulturkampfes blieben auch ihm traurige Erfahrungen nicht erspart. Am 18. Februar 1875 wurde ihm und seinen zwei Kaplänen Teuber und Jander vom weltlichen Schulinspektor die Erteilung des Religionsunterrichts während der Schulzeit in den Schulgebäuden der Pfarrei Ottmachau untersagt. Am 4. Juni desselben Jahres verweigerten die städtischen Behörden unter dem Einfluß der Kulturkampfsynchese den seit Jahrhunderten üblichen Geldbeitrag zu der Prozession nach Wartha. Die Kleinen machten es den Großen nach! War doch bereits seitens der staatlichen Behörde beschlossen, am 7. Mai 1875 früh den Fürstbischof Heinrich Förster, der sein Gewissen nicht durch Beachtung der ungerechten Kulturkampfgesetze beschweren wollte, in seiner Residenz zu Breslau zu verhaften. Der Fürstbischof entzog sich dieser Maßregel durch die Flucht nach Johannesberg, wurde aber durch ein vom staatlichen Gerichtshofe für gerichtliche Angelegenheiten am 5. Oktober 1875 ergangenes Urteil für abgesetzt erklärt. „Wie lange noch,“ so schrieb Hertlein damals in die Pfarrchronik, „wird man Frevel auf Frevel häufen, und welches schauerliche Ende wird dieses verwegene Treiben nehmen?“ Freudig stellte Hertlein trotz seiner vielen seelsorglichen Arbeiten sein rednerisches Talent in den Dienst der guten Sache. Nicht nur in seiner eigenen Pfarrei, sondern, wohin immer er gerufen wurde, trat er auf den Plan, um mit seinem feurigen Wort die Freiheit der Kirche zu verteidigen und die Glaubensgenossen zur Ausdauer in dem ihnen vom Liberalismus aufgedrungenen Kampfe anzuspornen. Auf der stark besuchten Generalversammlung der Katholiken Schlesiens zu Reisse am 5. und 7. September 1875 beantwortete er in packender Rede die Frage: „Was wünschen und erstreben die Katholiken?“ Auf der Katholikenversammlung in Beuthen 1879 präsiidierte er der „kirchlichen Sektion“ und wurde von den dort versammelten etwa 300 Geistlichen aufgefordert, eine an den Kultusminister v. Puttkammer zu richtende Adresse in Angelegenheiten der „Schulfrage“ zu entwerfen. Nachdem eine Klerusversammlung, die im Oktober des gleichen Jahres im Vinzenzhaufe zu Breslau unter Hertleins Vorsitz tagte, seinen Entwurf angenommen hatte, erklärten 865 Priester ihr Einverständnis mit der Adresse, die Hertlein dann dem Kultusminister



übersandte. Auf der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands im Oktober 1880 bestieg er, auf die Einladung des vorbereitenden Komitees, unmittelbar nach Exzellenz Windthorst, die Rednertribüne und behandelte vor den etwa 6000 Zuhörern, von lebhaftem Beifall unterbrochen, in einer Rede die Schulfrage. Fürstbischof Heinrich Förster richtete aus diesem Anlaß unterm 27. Oktober 1880 an ihn von Johannesberg aus folgendes Schreiben:

„Es gereicht uns zu freudiger Genugtuung, Ew. Hochwürden für die in der katholischen Generalversammlung zu Breslau am 12. dieses Monats gehaltenen Rede, durch welche Sie die Rechte der Kirche bezüglich der Schule mit ebenso frommer Beredsamkeit als tiefer Gründlichkeit glänzend verteidigten, Unsere wärmste Anerkennung auszusprechen. Fürstbischof Heinrich.

Die letzte Katholikenversammlung, auf der Hertlein durch sein Wort die Glaubensgenossen begeisterte, war die zu Frankenstein Ende August 1881. Wenige Wochen nachher, am 20. Oktober, schied auf seinem Felsenschlosse Johannesberg, dessen hohe Mauern Hertlein von seinem Pfarrhause aus gut sehen konnte, der greise Fürstbischof aus dem Leben. Tiefergriffen stand Hertlein am Tage darauf an der Leiche des Dulderrbischofs und betete für seine Seelenruhe. Der Verstorbene hatte ihm stets besonderes Wohlwollen entgegengebracht, ihn in gesunden Tagen von seiner Sommerresidenz aus in Ottmachau besucht und seinen Besuch in Johannesberg empfangen.

Eine gewisse Genugtuung empfand Hertlein, als ihm 1883 von der Königlichen Regierung Oppeln die Lokalinspektion über die katholischen Elementarschulen in Ottmachau und Woitz übertragen wurde. So trat er nach der schlimmen Kulturkampfzeit wieder in engere Beziehungen zu der Schule, der er stets reges Interesse entgegengebracht hatte.

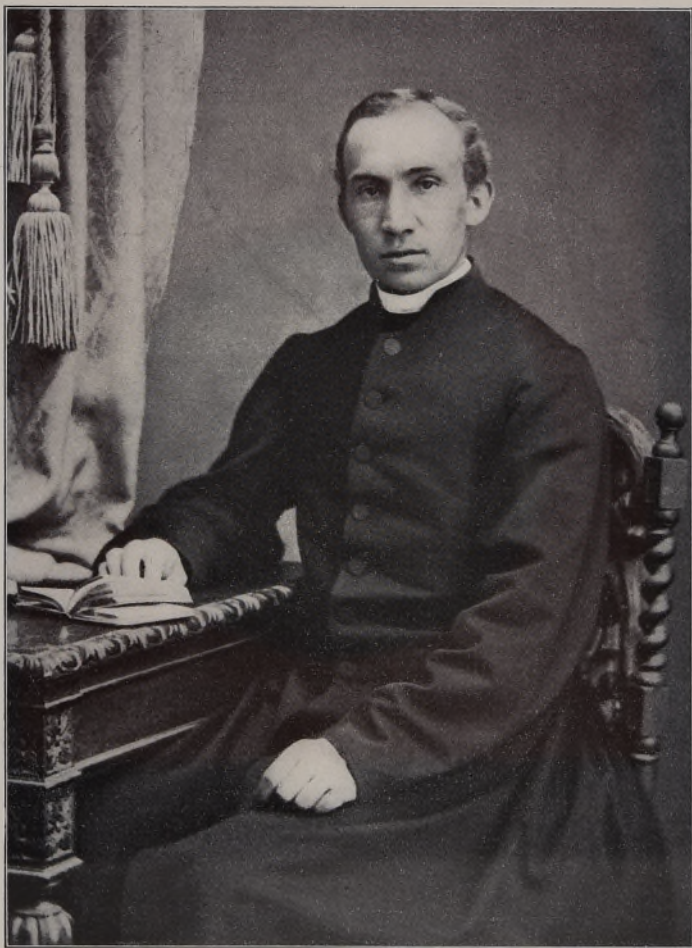
Hertlein hatte namentlich während seiner Wirksamkeit in Ottmachau viel unter Krankheit zu leiden, sodaß er oft Badeorte aufsuchen mußte. Infolge eines schweren Herzleidens wurde er besonders im Herbst 1885 von asthmatischen Beschwerden heimgesucht, so daß er sich mit den Sterbesakramenten versehen ließ. Von jetzt ab beschäftigte ihn noch mehr als früher der Gedanke an die

Ewigkeit. Als er acht Tage vor seinem Hinscheiden dem Hochamt in der Pfarrkirche beiwohnte, äußerte er bei der Rückkehr ins Pfarrhaus: „Heut habe ich noch einmal meine schöne Kirche gesehen, noch einmal die Orgel gehört.“ Als ihn am Abende des 24. Januar 1886 seine Kapläne Kowalsky und Wittke besuchten, sagte er zu ihnen: „Ich leide schwer, meine Herren, beten Sie für mich, besonders in dieser Nacht.“ Er sollte das Licht des folgenden Tages nicht mehr sehen. Um 12½ Uhr derselben Nacht nahm ihn der Tod unerwartet von der Erde. Der Ruf des Herrn traf ihn nicht unvorbereitet. Durch ein in echt priesterlichem Geiste verfaßtes Testament hatte er seine zeitlichen Angelegenheiten geordnet und durch ein reines, eifriges Priesterleben, in dem die Exerzitien eine große Rolle spielten, sich für den letzten Kampf gerüstet. Groß war die Trauer seiner Gemeinde, als am Morgen die Glocken der Pfarrkirche den Tod des Seelenhirten verkündeten! Seine Kapläne, der Kirchenvorstand, der Magistrat, die Stadtverordnetenversammlung, die Lehrerschaft, gaben in den Zeitungen ihrer Trauer in tiefempfundener Weise Ausdruck. Die Archipresbyteratsgeistlichkeit faßte in ihrem Nachruf das, was Hertlein gewesen, in wenige aber inhaltsreiche Worte zusammen: „In seinem reinen, echt priesterlichen Wandel, in seiner aufrichtigen Frömmigkeit, in seinem Eifer als Seelenhirt, in seiner umsichtigen Tätigkeit als Pfarrer war er uns allzeit ein Muster und Vorbild. Was er durch seine hervorragende Beredsamkeit auf der Kanzel und in öffentlichen Versammlungen gewirkt hat, ist allgemein und weithin bekannt. Sein Verlust ist überaus herbe.“ Siebenundvierzig Priester und eine zahllose Volksmenge gaben am 28. Januar dem Verstorbenen das letzte Geleit auf den Friedhof, wo er an der Norddecke der westlichen Umfassungsmauer zur Ruhe gebettet wurde.

Die kleine, ehrwürdige Priestergestalt, die man so oft in Begleitung eines der beiden Kapläne und zwar stets im hohen Hut durch die Straßen der Stadt wandeln und freundliches Zwiegespräch mit den Pfarrkindern halten sah, fehlte von nun an im Stadtbilde von Ottmachau, aber das Andenken an den tüchtigen Pfarrer und gottbegnadeten Redner Hertlein lebt noch fort in Stadt und Land.







Johannes Lampka



## VII.

# Johannes Lampka.

1838—1876.





Im 19. Jahrhundert sind zweimal ganz außergewöhnliche Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des obererschlesischen Klerus gestellt worden, nämlich in den Jahren 1847/1848, als der Würgengel Hungertyphus mordend durch das Land schritt, und im Kulturkampfe, als der große Priestermangel und die Hilfsbedürftigkeit der mit „Staatspfarrern“ belasteten Gemeinden fast übermenschliche Lasten auf die Schultern einzelner Priester legte. Beide Male hat der obererschlesische Klerus die Probe rühmlichst bestanden. Während des Hungertyphus besiegelten zahlreiche Priester ihre Hirtentreue mit dem Tode. Im Kulturkampfe haben infolge der ins Riesenhafte steigenden Anforderungen viele Seelsorger ihre Kräfte aufgerieben und eines früheren Todes sterben müssen, als es nach menschlichem Ermessen sonst der Fall gewesen wäre. Einen wahrhaft heroischen Berufseifer entfaltete in dieser schweren Zeit der am 26. August 1876 verstorbene Kreisvikar von Himmelwitz und Lokalist von Zawada, Johannes Lampka. Er ist eins der ersten Opfer des Kulturkampfes.

Lampka war ein Landsmann Joseph von Eichendorffs. Seine Eltern besaßen die an der Landstraße von Lubowitz nach Slawikau gelegene Windmühle, die einmal im Jugendentagebuche Eichendorffs Erwähnung findet. Der am 16. Juli 1838 geborene stockpolnische Knabe besuchte zunächst die heimatliche Volksschule und wurde dann für etwa zwei Jahre vom Vater auf den Rat des damaligen Pfarrverwesers Graza in die Ratiborer Stadtschule geschickt, um Deutsch zu lernen. Schon im 16. Lebensjahre stehend, trat Lampka in die Sexta des dortigen Gymnasiums ein und verließ es nach neunjährigem Besuch mit dem Zeugnisse der Reife. 1866 zum Priester geweiht, erhielt er seine erste Anstellung als interimistischer Kaplan in Himmelwitz bei Groß Strehlig auf Ansuchen des genannten Pfarrers Graza, der ihn für das Gymnasium vorbereitet und während seines ganzen Studiums unterstützt hatte. Lampka

wohnte hier in der ehemaligen Zisterzienserabtei, die baulich freilich keinen Vergleich mit Heinrichau, Grüssau oder gar Leubus hält, aber freundliche Blicke auf den Spiegel des vom Himmelwitzer Wasser durchflossenen Klostersees, grüne Auen und dunkle Nadelforsten bietet. Nach dem Zeugnisse Grahas erwarb sich der junge Priester durch seinen Eifer in Kirche und Schule sowie seinen tadellosen Wandel die Liebe und das Vertrauen der Parochianen. Ende Juli 1869 als Kaplan nach Lubliniz versetzt, kehrte er 1872 als Kreisvikar nach Himmelwitz zurück, war aber im Herbst dieses Jahres als Administrator in Woischnik tätig. In demselben Jahre trat er auf Veranlassung Grahas in seelsorgliche Beziehungen zu der damals noch nach Lubowicz eingepfarrten Gemeinde Zawada. Das kam so: Dem altkatholisch gewordenen Weltpriester Paul Raminski aus Rattowicz war es gelungen, sich in Zawada einen nicht ganz unbedeutenden Anhang zu verschaffen. Er hatte nämlich den Leuten, die etwas verärgert waren, da das Geistliche Amt ihnen die Anstellung eines eigenen Geistlichen an der unter großen Opfern aus Ostrog hierher überführten Holzkirche wegen Mangels an ausreichendem Unterhalt verweigert hatte, Abhaltung des Gottesdienstes an jedem zweiten Sonntage versprochen und ihnen, als er später selbst nicht kommen konnte, einen litauischen Mönch Vinzenz Waskiewitsch zur Verfügung gestellt. Fürstbischof Heinrich Förster betraute nun am 1. Oktober 1871 den Pfarrer Graha, der als ehemaliger Pfarrverweser von Lubowicz die hiesigen Verhältnisse gut kannte und in der genannten Parochie elf verwandte Familien besaß, mit der Aufgabe, die Irregeleiteten zur Rückkehr in die Kirche zu bewegen. Es gelang ihm mit Unterstützung des Lubowitzer Pfarrers Richter in der That, die Anhänger Raminskis bis auf sieben Personen in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Auch der litauische Mönch leistete Widerruf und wurde von Graha bald nach Himmelwitz mitgenommen. Nur um den Wünschen der Gemeinde Zawada entgegenzukommen bat Graha den Fürstbischof um Schaffung einer Lokalie am Orte und schlug Lampfa für dieses Amt vor. Unter dem 5. November 1872 erhielt dieser vom Generalvikar Neukirch die Weisung, sich unter Beibehaltung seiner Himmelwitzer Kreisvikarstelle nach Zawada zu begeben, um dort als capellanus expositus die Seelsorge bis auf weiteres wahr-



zunehmen. So waltete nun Lampfa in dem kleinen Oberdörflein vier Jahre seines Amtes, kam aber nöthigfalls auch zwecks seelsorglicher Amtshandlungen nach Himmelwitz. Diese Nothwendigkeit trat in besonderer Weise seit Frühjahr 1876 ein, als infolge der Einführung des „Staatspfarrers“ Mücke im nahen Groß-Strehlitz und der Ausweisung der beiden Kaplanen Schink und Gierich die Groß Strehlitzer Parochianen an Sonn- und Festtagen größtentheils nach Himmelwitz pilgerten, um ihre kirchlichen Pflichten zu erfüllen. Die Ortsgeistlichen, Graha, Kaplan Ignaz Nowak und Kreisvikar Lampfa, nahmen sich der verwaisten Groß Strehlitzer gern, ja mit besonderer Liebe an. Da starb am Peter- und Paulstage 1876 nach wochenlangem Leiden im Alter von 56 Jahren der seeleneifrige Graha, der durch seinen glänzenden Wahlsieg über den Herzog von Ujest weit über die Grenzen Schlesiens hinaus eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. 41 Priester und 12—14 000 Laien geleiteten diesen echten Volksmann zur letzten Ruhestätte. Der Trauermarsch des Musikchors, welcher dem unabsehbaren Zuge voranging, wurde vollständig übertönt von dem lauten Weinen und Wehklagen der Menge. Nach Grahas Tode war die große, etwa 5000 Seelen zählende Himmelwitzer Pfarrei zunächst noch nicht verwaist, da hier seit 1872 Ignaz Nowak als Kaplan angestellt war. Doch sollte die Hoffnung, daß dieser arbeitsfreudige Priester, da er schon vor Erlaß der Maigesetze hier angestellt war, der Gemeinde erhalten bleiben werde, bald zuschanden werden. Am 9. November 1876 erschien der Landrat von Groß Strehlitz im Pfarrhause zu Himmelwitz und übermittelte ihm das Ausweisungsdekret der Opperlner Regierung, da das Königliche Kreisgericht in Groß Strehlitz gegen ihn die Untersuchung wegen „unbefugter geistlicher Amtshandlungen“ eröffnet habe. Sechs Tage später erfolgte unter dem Jammer der Parochianen, die zum Theil den Landrat auf den Knien anflehten, ihnen den Geistlichen zu belassen, die gewaltsame Entfernung des Kaplans, der bald darauf seinem in der Verbannung zu Johannesberg lebenden Bischöfe mittheilte, es sei ihm vergönnt gewesen, am 15. November Zeugnis abzulegen von der Treue, die er ihm bei seiner Priesterweihe geschworen habe. Das Kreisgericht verurtheilt Nowak am 23. Januar 1877 zu einer

Geldstrafe von 100 Mark, im Unvermögensfalle zu 20 Tagen Gefängnis. Das Appellationsgericht Ratibor hob zwar das Urteil auf, da aber die Freisprechung nur deshalb erfolgte, weil der Angeklagte bona fide gehandelt habe, konnte dieser, wenn er sich nicht einer neuen Verurteilung und Ausweisung aussetzen wollte, nicht nach Himmelwitz zurückkehren. Damals nun, als Kaplan Nowak ausgewiesen wurde, setzte die bewundernswerte Tätigkeit Lampkas ein, den sein Dekret als Kreisvikar in seinem seelsorglichen Wirken hieselbst schützte. Ein Freund Lampkas, wohl Kaplan Schink in Groß Strehliß, schilderte diese Wirksamkeit folgendermaßen: „Auf Lampka allein ruhte nunmehr die Seelsorgsarbeit der mehr als 5000 Seelen zählenden Parochie Himmelwitz, zu welcher noch die Arbeiten in bezug auf einen großen Teil der Groß Strehlißer und Keltzcher Parochie (wo auch ein Staatspfarrer wohnte) und endlich die in seiner eigenen Parochie Leng-Zawada kamen. Es lag ihm eine Seelsorgsarbeit ob voll der größten Mühen und Beschwerden, eine Arbeit, wie sie bis dahin kein zweiter Priester der Diözese zu leisten hatte. Der vorzüglichste Schauplatz seiner Tätigkeit waren die beiden Kirchen zu Himmelwitz und zu Zawada. Man vergegenwärtige sich nur, um die Beschwerden und Mühen seiner Seelsorge einigermaßen zu begreifen, daß die Entfernung beider genannter Pfarreien in der Luftlinie etwa sieben Meilen, per Achse und Eisenbahn aber etwa 10 Meilen beträgt. Mit einem Eifer und einer Unverdroffenheit, die ans Unglaubliche grenzte, unterzog er sich dieser Riesenarbeit. In den ersten zwei Jahren versah er an allen Hochfesten und fast an allen Sonn- und Feiertagen den vollständigen Gottesdienst in beiden Kirchen. In der Regel hielt er frühzeitig denselben in Zawada und fuhr dann, ohne etwas genossen zu haben, den weiten Weg nach Himmelwitz, wo Tausende seiner in der großen Kirche harrten. Nichts, weder die Ungunst des Wetters, noch seine zeitweise Unpäßlichkeit, ja selbst nicht die Winterkälte hielt ihn von diesen seinen wahrhaften Missionsreisen ab. Aber damit war ja das Tagewerk unseres Vikars noch lange nicht zu Ende. Regelmäßig sah er an solchen Tagen seinen Beichtstuhl umlagert, nicht nur von Himmelwitzer, sondern auch von Parochianen aus Groß Strehliß und Keltzsch, und wenn er nach mehrstündiger Arbeit auch dieser schweren Pflicht genügt hatte, dann



harrten seiner noch viel andere Seelsorgsakte, die man bis zu seiner Ankunft verschoben hatte, wie z. B. Krankenbesuche, die infolge der weiten Entfernung in der Himmelwiger Pfarodie ebenfalls sehr beschwerlich waren, Taufen, Einleitungen, Trauungen und Beerdigungen! Nimmt man dazu noch den Beicht- und Kommunionunterricht, den er in beiden Pfarrgemeinden zu erteilen hatte, so erhält man ein ungefähres Bild seiner immensen Tätigkeit.

Zum Staunen war es, ihn in der Advents-, besonders aber in der Osterzeit zu betrachten, mit welcher Geduld und Ausdauer er im Beichtstuhle arbeitete, wo täglich mehr als 100, oft 200 und darüber seine Hilfe in Anspruch nahmen. Da war er wohl von früh bis mittags 3—4 Uhr, ja bis zum Abend, einige Male bis Mitternacht tätig. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß P. Lampfa während der Osterzeit sozusagen Tag und Nacht im Beichtstuhl zubrachte. Er fühlte keine Ermattung, wenn es galt, Seelen zu retten. Wenn er auch in den letzten zwei Jahren die schwere Pastorierung so vieler Gemeinden sich etwas praktischer einrichtete und sie sich besonders dadurch ein wenig erleichterte, daß er nicht mehr an ein und demselben Tage in beiden Gemeinden den Gottesdienst abhielt, sondern damit in den einzelnen Kirchen abwechselte und einige Tage bald in dieser, bald in jener Pfarrei weilte, so blieb die Arbeit für ihn immer noch eine so übergroße, daß er nach menschlicher Voraussicht dieselbe für die Dauer nicht leisten konnte und früher oder später derselben erliegen mußte.

Ein solcher Eifer im Dienste des Herrn und eine solche Aufopferung für die verwaisten Gemeinden konnte dem hochwürdigsten Oberhirten, der ihn ohnedies schon als einen eifrigen und pflichttreuen Priester kannte, nicht verborgen bleiben. Deshalb zeichnete er den demütigen und bescheidenen Kreisvikar durch ein äußerst gnädiges und huldvolles Handschreiben aus, in welchem er u. a. auch der Hoffnung Raum gab, ihn später, wenn Gottes Wille den Kulturkampf beendet haben würde, angemessen belohnen zu wollen; inzwischen verleihe er ihm das wohlverdiente Recht, den Pfarrfragen fortan zu tragen. Wie hoch erfreut war Lampfa über die Anerkennung und die Auszeichnung, die ihm sein Oberhirt in so warmen und herzlichen Worten zollte, er, der so still

und demüthig fast Übermenschliches wirkte! Mit der anderweitigen Belohnung ist dem Herrn Fürstbischof der liebe Gott zuvorgekommen. Neben allen diesen seinen Arbeiten ließ Lampfa sich auch die Verschönerung der Himmelwizer Kirche recht angelegen sein. Der schöne Kreuzweg, durch ihn in Folge jahrelanger Sammlungen beschafft, wird die Gemeinde stets an ihren unvergeßlichen Kreisvater erinnern.

Als 1879 durch den Tod des Pfarrers Richter die Lubowitzer Pfarrei, zu welcher Zawada früher gehörte, verwaist wurde, da traten neue Anforderungen an ihn heran, denen er ebenfalls so viel als möglich nachzukommen suchte. Nicht achtend seiner schon etwas wankenden Gesundheit, opferte er sich auch dieser neuen verwaisten Gemeinde. Aber wie es vorausgesehen wurde, so traf es tatsächlich ein. Die erste Folge seiner angestregten Thätigkeit, vorzüglich der seiner beschwerlichen Reisen im Interesse der so weit von einander entfernten Parochien war ein starker Kopfrheumatismus, später Kopfgicht. Seit ungefähr einem Jahre bemerkte man an ihm eine gewisse Mattigkeit, ein ungesundes Aussehen und Abnehmen seiner sonst proportionierten Körperfülle. Die Ärzte stellten ein bedenkliches Herzleiden fest. Trotzdem arbeitete er in ungewohnter Weise weiter, bis er nach einigen Monaten an das Krankenlager gefesselt wurde. Wohl erholte er sich auf einige Zeit und pastorierte nunmehr, da er das Reisen nach Zawada, so leid es ihm tat, lassen mußte, so viel und gut er es noch vermochte, nur die Himmelwizer Gemeinde und diejenigen Gläubigen aus Groß Strehlitz und Keltzsch, die dahinkamen. Schon jetzt mußte man sich sagen, daß er wohl kaum noch ganz gesunden würde. Die Wochen vor Mariä Himmelfahrt brachte er ganz im Bette zu, und war ihm jede, auch die geringste seelsorgliche Thätigkeit ärztlicherseits untersagt. Als er aber an dem genannten Festtage erfuhr, daß Tausende sich in der Kirche eingefunden mit der Hoffnung, wenigstens eine heilige Messe hören zu können, da litt es ihn nicht im Bette; es erbarmte ihn das arme treue Volk, und ganz unbefriedigt sollte es nicht die Kirche verlassen. Er ließ sich in die Kirche führen und zelebrierte, freilich mit der Gefahr, jeden Augenblick am Altar zusammenzubrechen, eine stille heilige Messe, und erteilte auch noch mit dem Hochwürdigsten Gute den heiligen



Segen. Das war seine letzte heilige Messe, der letzte heilige Segen, den er dem treuen, guten Volke gab. Gleich darauf trat ein äußerst bedenklicher Rückfall in seiner Krankheit ein, und nach wenigen Tagen eines sehr schmerzreichen Krankenlagers hauchte er seine fromme Seele aus, am 26. August 1876 in der achten Morgenstunde, nachdem er zu wiederholten Malen die heilige Kommunion empfangen hatte. Gott hat ihn inmitten seines tatenreichen und verdienstvollen Lebens, inmitten seiner ihm und den Gläubigen gewidmeten Mühen und Opfer zu sich zum ewigen, herrlichen Lohne aufgenommen.“

Bei dem großen Unglück, das die Himmelwitzer Gemeinde durch diesen Todesfall betraf, erscheint es als eine Fügung der Vorsehung, daß zwei Tage vor dem Hinscheiden der vor vier Jahren gewaltsam entfernte Kaplan Ignaz Nowak auf Grund des die Härte des Kulturkampfes ein wenig abschwächenden Juligesetzes nach Himmelwitz zurückgekehrt war. Er konnte seinem Freunde und Mitarbeiter noch in den letzten schweren Stunden beistehen und ihm die Augen zudrücken.

Am 30. August trug man den geliebten Toten zu Grabe. In der Stiftskirche, wohin die Leiche aus den stillen Räumen der Abtei überführt worden war, hielt Erzpriester Gawenda aus Kosmierz das feierliche Requiem. In der deutschen Leichenrede wurde mit Recht hervorgehoben, wie der Verstorbene auf dem Kampfplatze, auf dem Felde der Ehre als ein Opfer des Berufes und des Kulturkampfes gefallen sei. Verfasser, der als Knabe der Beerdigung beiwohnte, erinnert sich noch des ungeheuren Schluchzens und Wehklagens, das damals die weiten Hallen der Stiftskirche erfüllte. 42 Priester und etwa 10 000 Laien begleiteten den teuren Verstorbenen zu seiner letzten irdischen Ruhestätte, an der noch eine polnische Leichenrede gehalten wurde. Ein Engelamt in der Stiftskirche beschloß die Trauerfeier.

Wer aus Interesse für die historische Vergangenheit von Himmelwitz die altherwürdige ehemalige Zisterzienserkirche besucht, durch die einst ausgezeichnete Männer schritten, wie der berühmte Komponist und Abt Johannes Nicius, die Äbte Andreas Pospel und Eugen Misura, lenkt wohl auch seine Schritte zu dem auf

einer kleinen Bodenerhebung neben dem Klostersee aufragenden Kirchlein „Allerheiligen“. Im Schatten dieses Gotteshauses ruhen neben anderen Priestern auch Karl Graza, Johannes Lampfa, Ignatius Nowak. Nicht ohne Bewegung steht man an den Gräbern dieser edlen Männer, die in schwerer Zeit für das oberschlesische Volk große Opfer — bis zur Hingabe des Lebens — gebracht haben. Mögen diese Gräber nie der Vergessenheit anheimfallen! Es sind auch Heldengräber.

---

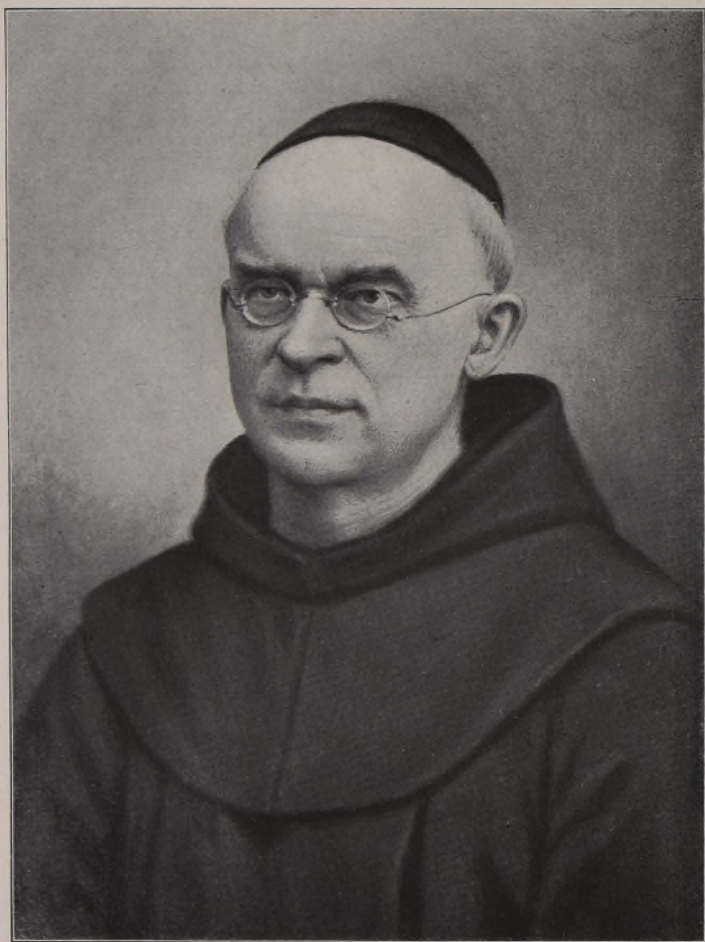
---

---

---

---





Rochus (Paul) Gierich

VIII.

**Paul Gierich.**

1843—1907.





Unter den in der „Kulturkampfsgalerie“ des Fürstbischöflichen Diözesanmuseums zu Breslau vereinigten etwa 30 Porträts jener schlesischen Katholiken, die im Kulturkampfe in führender Stellung für die Freiheit der Kirche gestritten oder gelitten haben, begegnen wir auch dem sympathischen Bilde des Franziskanerpriesters Rochus Gierich, der vor seinem Eintritt in den Orden einer der vom Kulturkampf am meisten heimgesuchten Pfarrgemeinden Deutschlands in jener schweren Zeit Stab und Stütze war und durch seine wahrhaft apostolische Gesinnung jedermann Achtung abnötigt.

Gierich erblickte am 27. Juni 1843 als ältester Sohn einer angesehenen Kaufmannsfamilie in Rybnik das Licht der Welt und erhielt in der Taufe den Namen Paul. Nachdem er die Volksschule seiner Vaterstadt und später das Reißer Gymnasium mit glänzendem Erfolge besucht hatte, widmete er sich in Breslau dem Studium der Theologie. 1863 kam er auf Empfehlung des Fürstbischofs Heinrich Förster nach Rom in das Germanikum. Hier lag er sieben Jahre lang philosophischen und theologischen Studien ob und promovierte zum Dr. phil. et theol. Am 27. März 1869 empfing er die Priesterweihe. Auf dem vatikanischen Konzil wurde er mit drei anderen Germanikern, Johannes Huber, Dr. Dionys Delama und Dr. Dominik Hengesich zu dem Vertrauensamt eines Stenographen der hohen Versammlung berufen. Am 13. Dezember 1870 verließ er das Germanikum, in dem er, seinem eigenen Geständnis zufolge, die sieben glücklichsten Jahre seines Lebens zugebracht hatte und kehrte in seine Heimatdiözese zurück.

Die geistliche Behörde sandte ihn bald als zweiten Kaplan zu dem vortrefflichen Erzpriester und Stadtpfarrer Berghil nach Groß Strehlitz, einer utraquistischen Pfarrei von damals etwa 6000 Seelen, wo er fleißig in der Seelsorge arbeitete und durch sein freundliches Wesen und seine unbegrenzte Mildtätigkeit bald



die Herzen der Parochianen gewann. Mit dem damaligen ersten Kaplan Wilhelm Schink schloß er einen Freundschaftsbund, den erst der Tod löste. Still und friedlich vergingen die ersten Jahre seiner Kaplanstätigkeit. Zwar zogen beim Beginn des Kulturkampfes über der Parochie dunkle Wolken auf, da bereits am Todestage des Ortspfarrers, am 4. April 1875, die Doppelner Regierung den hiesigen Bürgermeister zum Kommissar für die Verwaltung des Kirchen- und Pfarrvermögens ernannte und die Befürchtung laut wurde, daß die Pfarrei mit einem „Staatspfarrer“ beglückt werden könnte, doch konnte dank dem pastoralflugen Verhalten der beiden Kapläne die Seelsorge nach Berkhits Tode noch zehn Monate lang ungestört fortgeführt werden. Als aber zu Beginn des Jahres 1876 das Gerücht, daß der Pfarrer Johannes Mücke von Klutschau vom Oberpräsidenten für Groß Strehlik präsentiert sei und auch ohne *missio canonica* von der Pfarrei Besitz ergreifen werde, sich bestätigte, da begannen sich die Worte zu erfüllen, die Erzpriester Berkhit von seinem letzten Krankenlager aus zu seinen Kaplänen gesprochen hatte: „Mir ist wohl, ich habe es überstanden, aber Ihrer harret eine schwere, harte Zukunft.“ Ein großer Trost bei den vielen auf sie nun einstürmenden Sorgen war die treukatholische Haltung der Gemeinde. Es war der feste Entschluß der Parochianen, — abgesehen von einer geringen Anzahl Staatskatholiken — den „Staatspfarrer“ so zu behandeln, als ob er nicht da wäre, seinen Gottesdienst zu meiden und keinerlei geistliche Amtshandlungen zu begehren, sondern sich an ihre vom Bischof hier angestellten Kapläne zu halten. Nicht ohne Ergriffenheit kann man die Worte lesen, mit denen Kaplan Schink in seiner „Leidensgeschichte der römisch-katholischen Pfarrei Groß Strehlik“ den Abschied der Katholiken von ihrer alten St. Laurentiuspfarrkirche kurz vor dem Eintreffen des Staatspfarrers schildert:

„Man glaubte sich in diesen letzten drei Tagen in die Karwoche versetzt, in welcher selbst die kleinen Kinder, von Elternhand geführt, die Kirche und das heilige Grab besuchen. Denn auch jetzt versäumten es die Eltern nicht, selbst ihre kleinsten Kinder, vielleicht zum ersten und auch zum letzten Male in ihre Kirche zu tragen und zu führen. Der Zudrang zu den Beichtstühlen war ein unermes-

licher. Alle wollten noch einmal, vielleicht zum letzten Male in i h r e r Kirche und von i h r e n Geistlichen die heiligen Sakramente empfangen. Die Kapläne taten, was in ihren Kräften stand, aber es war für sie eine reine Unmöglichkeit, die Wünsche aller zu befriedigen. Die Arbeit ruhte fast wie an Feiertagen; zu nichts hatte man Lust, außer zum Beten und zum Weinen; es war eine un-nennbare, nicht zu schildernde Stimmung. Sonnabend vor- und nachmittags wurden die deutschen Kinder und ein Teil der polnischen Kinder nach vorausgegangenem monatelangen Unterricht von den Kaplänen zur ersten heiligen Beichte und am folgenden Sonntag bei der letzten Frühmesse und dem Hauptgottesdienst, zur ersten heiligen Kommunion geführt. Der übriggebliebene Teil der pol-nischen Kinder verrichtete in den nächsten Tagen die heilige Beichte in den Wohnungen der Kapläne und empfing die erste heilige Kom-munion in einer der Nachbarkirchen.

Es kam der letzte Sonntag vor der Einführung des Staats-pfarrers. Schon frühzeitig war die Kirche in allen ihren Räu-men dicht besetzt, so daß die Geistlichen nur mit Mühe und Not auf die Kanzel und zum Altar gelangen konnten; eine Fülle, wie sie noch kein Parochian gesehen und erlebt hat. Die Geistlichen hätten nichts weiter notwendig gehabt, als am Montag Morgen, am Tage der Einführung des Staatspfarrers, noch Gottesdienst zu halten, um ein Eindringen eines Fremden in die Kirche buch-stäblich unmöglich zu machen. Denn wenn schon der eigene Geist-liche nicht mehr hindurchgehen konnte, sondern in der Vorhalle und Sakristei die letzte Taufe spenden mußte, wie hätte ein Frem-der hindurchgekonnt? Beide Geistliche verlasen, der eine beim Frühgottesdienst, der andere beim Hauptgottesdienst, von der Kanzel herab eine gleichlautende Vermeldung, in welcher sie der Gemeinde klar und deutlich sagten, was ihr durch die staatliche Einführung eines katholischen Priesters als „Pfarrer von Groß Strehlik“ bevorstehe und in welcher sie dieselbe zur Geduld und ruhiger Ergebung in das Unvermeidliche, in den Willen Gottes, ermahnten, zugleich sie baten und beschworen, sich zu keinem Widerstande hinreißen zu lassen und am Tage der Einführung ihre Wohnungen nicht zu verlassen. Diese Vermeldung konnte nur in langen Zwischenpausen von beiden Geistlichen verlesen werden,



weil sie und die Gemeinde der Schmerz übermannte, der sich unter Weinen und Schluchzen in herzergreifender Weise kundgab. Hochämter an diesem Tage zu halten, war den Geistlichen nicht möglich; sie zelebrierten daher ihre letzte heilige Messe in der Groß Strehliger Pfarrkirche still. In der bereits erwähnten Vermeldung erklärten sie ferner, daß sie nachmittags mit der Vesperandacht und dem sakramentalen Segen ihre priesterliche Amtshandlungen in der Kirche beschließen mußten, aber die Parochianen und ihre Stellung nicht verlassen, sondern nach wie vor ihre seelsorglichen Pflichten nach Pflicht und Gewissen erfüllen würden, nur nicht in der Kirche.

Den Eindruck dieser letzten gemeinschaftlichen Vesperandacht mit dem heiligen Segen auch nur annähernd zu beschreiben, ist eine menschliche Feder kaum imstande. Keiner der Teilnehmer wird sein Leben lang diesen Augenblick vergessen, als der amtierende Geistliche, der schon bei der Vesperandacht laut zu singen außerstande war, zum letzten Male in der eigenen Kirche mit dem Allerheiligsten die dichtgedrängten, schmerzerfüllten gläubigen Scharen segnete. Die Ministranten vermochten nicht mehr mit dem Altarglöckchen das bekannte Zeichen zu geben; die Orgel verstummte, weil der Organist von Schmerz bewältigt war und vor Tränen keinen Trost mehr fand, und unter einem lauten Wehklagen, das auch den härtesten Stein hätte erweichen müssen, erteilte der Geistliche mit zitternder Hand den letzten heiligen Segen. Nach beendeter Vesperandacht hielten noch die Rosenkranzmitglieder ihre letzte gemeinschaftliche Rosenkranzandacht in der Kirche ab. Aber von einem Verlassen der Kirche war keine Rede.

Es kam der Abend. Zu dieser Zeit wollte der erste Kaplan das Allerheiligste in aller Stille aus der Kirche entfernen, um dann dieselbe zu schließen. Mit Mühe und Not und durch die freundliche Unterstützung mehrerer hervorragender Katholiken gelang es ihm, die Gläubigen zum Verlassen zu bewegen. Nur Schritt um Schritt taten sie es, und endlich hatte auch der letzte seine liebe Kirche verlassen. Aber vor der Kirche blieben sie stehen, und nur auf erneute Bitten der Geistlichen und einiger Laien begaben sie sich weinend und jammernd in ihre Wohnungen. Um sich und den Gläubigen einen neuen Schmerz zu ersparen und die Parochianen

vor aller Gefahr und Versuchung zu bewahren, trug in später Abendstunde der erste Kaplan in aller Stille das Allerheiligste aus der Kirche in die bereits eingerichtete Privatapelle, schloß die Kirche ab und übergab die Schlüssel dem Vorsitzenden des Kirchenvorstandes, Kaufmann Stodowj.

Am 21. Februar, dem Einzugstage des Stadtpfarrers betraten die Kapläne die Kirche nicht mehr. Sie brachten das heilige Meßopfer in einem Zimmer des Laurentiushospitals dar, um alles zu vermeiden, was irgendwie Veranlassung zu Störungen oder Unannehmlichkeiten bei der Einführung Mückes hätte führen können. Dr. Gierich war schon am Tage vorher aus der Pfarrei in die vom Hausbesitzer Drosdek ihm angebotene Wohnung am neuen Ringe übergesiedelt.

Die Einführung des „Staatspfarrers“ erfolgte in Abwesenheit der römisch-katholischen Pfarrgemeinde Groß Strehlig. Von den ca. 6000 Katholiken erschien kaum ein halbes Hundert. Natürlich mieden die Kapläne jede Gemeinschaft mit dem Intrusus und erfüllten ihre seelsorglichen Pflichten nach wie vor. Sie taufte, hörten Beichte, versahen die Kranken und segneten die Leichen in den Wohnungen der Betroffenen ein. Die heilige Messe lasen sie nunmehr in einem zur Kapelle eingerichteten Zimmer des Drosdekschen Hauses, freilich bei verschlossenen Türen. Sie erfreuten sich jetzt der besonderen Aufmerksamkeit der Polizeiorgane. Alle ihre Schritte und Ausgänge wurden förmlich kontrolliert. Selbst des Nachts wurde die Kontrolle geübt, namentlich wenn ein Katholik bedenklich erkrankt war und ein Versehen vermutet wurde. Natürlich konnte es an Konflikten mit dem ungerechten Kulturkampfsgesetze nicht fehlen. Am 7. April 1876 wurden beide Kapläne vom Kreisgericht Groß Strehlig „wegen unbefugter Vornahme geistlicher Amtshandlungen“ zu 150 Mark Geldstrafe oder 30 Tagen Gefängnis verurteilt. Das Gericht ging hierbei von der falschen Auffassung aus, daß die Kapläne mit dem Tode des Pfarrers Verzicht ihr Amt verloren und somit durch die weitere Fortführung desselben sich ein neues Amt ohne staatliche Erlaubnis angemacht hätten; sie hätten gegen das Gesetz vom 31. Mai 1874 verstoßen, da sie den Nachweis nicht führen konnten, zu ihrem Amte unter Beobachtung



der Maigesetze berufen zu sein. Der Fall erregte als erster dieser Art in der preußischen Monarchie während des Kulturkampfes überall großes Aufsehen. Am 10. April mußten die Kapläne in der Wohnung des Landrats das Ausweisungsdekret in Empfang nehmen, durch das ihnen bis zur rechtskräftigen Beendigung des Verfahrens der Aufenthalt im ganzen Regierungsbezirk Oppeln untersagt wurde. — Im Auftrage der Regierung brachte sie der Bürgermeister von Groß Strehlitz am 12. April über die Grenze des Oppelner Regierungsbezirks und zwar bis Namslau. Dr. Gierich schrieb noch an demselben Tage von Breslau aus, wo er im Kloster der Barmherzigen Brüder mit seinem Leidensgefährten Schink liebevolle Aufnahme gefunden hatte, an seinen Vater: „Gott sei Dank! Er hat uns einen kleinen Anteil nehmen lassen an dem Leiden seines menschengewordenen Sohnes, das wir in dieser Woche (Karwoche) betrachten . . . Der Bürgermeister kam pünktlich um 4 Uhr früh angefahren, forderte Einlaß und holte uns ab. Trotzdem wir die Sache geheim gehalten hatten, waren doch vielleicht hundert Menschen vor dem Hause und begleiteten uns mit ihren Tränen und Segenswünschen. Die Tage vorher, besonders der Sonntag, waren so, wie wenn wir gestorben wären und die Leute kämen, bei unserem Totenbette zu weinen. So zahlreich, ja fast ununterbrochen waren die Abschiedsbesuche. Wir unsererseits trösteten die guten Leute, indem wir ihnen sagten, daß nur für eine kurze Zeit, bis zur Beendigung des Prozesses, die Ausweisung Geltung habe. Die armen Strehlitzer! Sie sind jetzt ganz verwaist; aber ein Tröster, der beste von allen, ein Helfer, der Allmächtige, der ist ihnen ja geblieben; den kann man glücklicherweise nicht ausweisen. Er wird so wirken in den Herzen, daß die Hoffnungen, welche die Gegner auf unsere Ausweisung setzen, glänzend zuschanden werden. Die katholische Gemeinde — dessen sind wir jetzt durch die Erfahrungen die wir gemacht haben, ganz gewiß — wird von der Einheit der katholischen Kirche, von der Verbindung mit ihrem Bischof sich nicht losreißen lassen.“

Ende Mai 1876 begaben sich beide Kapläne mit Erlaubnis des Fürstbischofs nach Teschen, um sich dort in der Seelsorge nützlich zu machen. Pfarrer Sniegou, der spätere Weihbischof, nahm sie mit

der Liebe eines Vaters in seinem Hause auf. Gierich erteilte in der Schule der Borromäerinnen Religionsunterricht, unterrichtete die Schwestern, die sich auf das Lehrerinnenexamen vorbereiteten, in Religion, Mathematik und in der italienischen Sprache, und hielt an Sonn- und Feiertagen in der benachbarten Pfarrei Ponzau, deren greiser Pfarrer an den Füßen gelähmt war, Gottesdienst.

Nach Beendigung des gerichtlichen Verfahrens, das zu Ungunsten der Kapläne ausfiel, nahm die Regierung den Ausweisungsbefehl zurück. Während Kaplan Schink sich nach Bogutschütz begab, von wo er nun alljährlich zweimal nach Groß Strehlitz reiste, um hier im Geheimen zu pastorianen, nahm Dr. Gierich seinen Wohnsitz dauernd in Groß Strehlitz, zum Trost der verwaisten Parochianen. Seinen Verwandten gab er auf die Frage, was er denn dort zu tun gedenke, die eines Apostels würdige Antwort: „Ich will hier wohnen um durch meine Anwesenheit die Groß Strehlitzer Parochianen in der Treue gegen die Kirche Christi zu befestigen, sie zu trösten, ihnen zu raten, zu helfen, sie zu belehren. Meine Stellung in Teschen war freilich sehr bequem und angenehm, wie ich sie mir besser kaum einbilden konnte, aber ich weiß auch, daß ich nicht dazu lebe und dazu Priester geworden bin, um eine solche Stellung zu gewinnen, sondern nur, solange und wie ich kann, für das Seelenheil derer sorgen, zu denen mich Gott durch meinen Bischof gesandt hat. Die Leiden, die ich um sie ausgestanden und die uns weiter drohen, trennen mich von ihnen nicht, sondern vereinigen uns vielmehr. Die Leute sind verlassen —; ich will mich ihrer erbarmen, damit auch Gott sich meiner erbarme, wenn ich sterbe.“

Wie im Jahre vorher, so wohnte Gierich auch jetzt in dem Drosdelschen Hause. Er richtete daselbst wieder eine Kapelle ein und brachte bei verschlossenen Türen das heilige Opfer dar. Wo er nur konnte, leistete er im geheimen, bei Verschüngen das Allerheiligste sorgfältig unter dem Rock verbergend, bei Tag und Nacht, in Stadt und Land, priesterlichen Beistand. Dabei schwebte er stets in Gefahr, von den Anhängern des „Staatspfarrers“ oder von diesem selbst angezeigt zu werden. Wegen eines Verschünges wurde er auf's neue in drei Instanzen verurteilt. Später



mußte er sich noch in einem dritten Prozeß wegen fünf Versehgängen vor Gericht verantworten, erzielte aber ein obsiegendes Urteil.

1879 baute er unter großen persönlichen Opfern auf der Malapanerstraße an das Kubsa'sche Haus den „JosephsSaal“ an, der durch eine Tür mit einer in diesem Hause eingerichteten Kapelle verbunden war. In diesem Saale versammelte sich nun immer, namentlich Sonn- und Feiertags, ein Teil der Gemeinde, während Gierich in der Kapelle, allerdings noch bei verschlossenen Türen, die heilige Messe las. Als die Wogen des Kulturkampfes sich legten, ließ er in dem Saale selbst einen Altar aufstellen, und feierte in demselben zum ersten Male am 23. Januar 1881 die heiligen Geheimnisse. Bald darauf kehrte Kaplan Schink nach Groß Strehlig zurück, und die Seelsorge wurde nach und nach in immer größerem Umfange von ihnen ausgeübt, obwohl der „Staatspfarrer“ den beiden Kaplänen große Schwierigkeiten bereitete.

Nachdem durch das Gesetz vom 31. Mai 1882 das unglückselige Institut der „Staatspfarrer“ beseitigt worden war, ersuchten Kirchenvorstand und Gemeindevertretung den Oberpräsidenten um Entfernung des „Staatspfarrers“, doch ohne Erfolg. Auch die Bemühungen der genannten Vertretungen, mit diesem selbst in Unterhandlungen betreffs seines Rücktritts einzutreten, scheiterten, da er die Forderung stellte, das Generalvikariat sollte vorher den Dr. Gierich aus Groß Strehlig abberufen, und sich schriftlich verpflichten, ihn nie wieder hier anzustellen. Doch ließ sich Mücke, dessen Position in Groß Strehlig sich immer verzweifelter gestaltete, schließlich zur Aufgabe des hiesigen Pfarrbenefiziums gegen eine jährliche Rente von 8000 Mark bewegen.

Am 27. Dezember 1887 erfolgte die Übergabe der Pfarrkirche an die katholische Pfarrgemeinde, und am Sylvestertage dieses denkwürdigen Jahres fand in dem festlich geschmückten Gotteshause unter außerordentlicher Beteiligung der Gemeinde wieder der erste feierliche Gottesdienst statt. Gierich wurde unter Anerkennung seiner Verdienste zunächst zum Hilfsseelsorger, später zum Pfarradministrator ernannt und krönte seine Pastoration hier selbst durch Veranstaltung einer deutschen und einer polnischen Mission.

Als Mücke im Mai 1890, nachdem er sich noch auf seinem Krankenlager mit der Kirche ausgesöhnt hatte, mit dem Tode abging, stand der Neubesezung der Pfarrei, deren Einkünfte bisher größtenteils zur Befriedigung des Staatspfarrers verwendet werden mußten, nichts mehr im Wege. Die Präsente erhielt Pfarrer Mar Ganczarski in Falkowiz. Dr. Gierich aber konnte nunmehr seinen längst gehegten Entschluß, in den Orden der Franziskaner einzutreten, ausführen. An dem Einführungstage des neuen Pfarrers erhielt er die Nachricht von seiner Aufnahme in das Noviziat des Franziskanerordens. Noch vor Mitte September 1891 verließ er die unter großen Opfern von ihm gehütete Gemeinde und begab sich nach Harreveld in Holland, wo er am 25. Oktober das Noviziat begann und den Ordensnamen Rochus erhielt. Seinem greisen Vater schrieb er damals: „Sonabend, den 24. Oktober, war ich gerade bei der zweiten Station des Kreuzwegs, den wir alle Tage beten, da wurde ich zum P. Guardian gerufen, der mir eröffnete, daß ich am Tage darauf, am Sonntage, das Kleid der Novizen erhalten sollte. Ich ging gleich hinunter und dankte dem göttlichen Heilande von ganzem Herzen für das süße, beseligende Kreuz, das er mir in seiner unergründlichen Barmherzigkeit zu bestimmen die Gnade hatte, nämlich das Ordensleben in der heiligen Armut. Das ist die Pfründe, das Benefizium, nach dem ich mich gesehnt, dieses will ich mit meinem Willen niemals aufgeben.“ Am 31. Oktober 1892 legte er die einfachen, am 11. November 1895 in Dingelstädt die feierlichen Gelübde ab. Da er der polnischen Sprache mächtig war, wurde er mit der Wanderseelsorge unter den Polen in Sachsen, Westfalen und im Rheinland betraut. Seit Ende 1902 wirkte er als Lektor am Collegium Seraphicum in Carlowitz bei Breslau.

Im Jahre 1906 war P. Rochus monatelang unpäßlich, und gegen Ende des Jahres trat bei ihm ein vollständiger Kräfteverfall ein, der das Schlimmste befürchten ließ. Am 3. Januar 1907 empfing er noch einmal wie alle Tage die heilige Kommunion. Als der Priester mit dem Allerheiligsten in seine Zelle trat, streckte er die Arme aus und rief: „Willkommen, mein Heiland.“ Den Frater, dem seine Pflege anvertraut war, bat er, das Kreuz, das ihm einst die Groß Strehliker Parochianen zum Abschiede ver-



ehrt hatten, ihm mit in den Sarg zu geben. In der folgenden Nacht gegen 3 Uhr früh gab er seine Seele in die Hände des Schöpfers zurück, seines Alters 63 Jahre. Seine sterbliche Hülle ruht auf dem stimmungsvollen Klosterfriedhofe in Carlowitz.

Der ihm von einem seiner Ordensbrüder gewidmete Nachruf hebt die treue Pflichterfüllung, die seltene Anspruchslosigkeit und den kindlich heiteren Sinn des Entschlafenen hervor. Mit Recht. Zu den Kindern fühlte er sich besonders hingezogen, und die Armen hatten an ihm einen guten Freund. In einem Schreiben des Kirchenvorstandes zu Groß Strehlitz wird bemerkt, es sei stadtbekannt daß Dr. Gierich sein Letztes für die Armen hergebe. Unvergessen bleibt ihm, daß er, nach dem Zeugnisse seiner vorgelegten geistlichen Behörde, seiner Pfarrgemeinde in schweren Tagen der Heimsuchung ein treuer, hingebender Seelsorger gewesen ist.



Hugo Simon



## IX.

# Hugo Simon

1828—1897.





## 1.

### Kaplan und Militärpfarrer.

**S** im Juli 1897 raffte der Tod innerhalb elf Tagen drei Ehrendomherren der Breslauer Kathedrale hinweg, nämlich am 11. den Propst bei St. Hedwig in Berlin, Prälat Dr. Jahnel, am 18. den Generalvikariatsrat Prälat Klein in Breslau und am 22. den Fürstbischöflichen Kommissarius und Stadtpfarrer von Schweidnitz Simon. Von diesen drei ausgezeichneten Diözesanpriestern hat Simon den interessantesten Lebenslauf. Der Name des hochverdienten Pfarrers von Schweidnitz glänzt nämlich auch in der preußischen Kriegsgeschichte von 1864 und unter den „Bekennern“ im sog. Kulturkampf.

Hugo Simon stammt aus Berlin, wo er am 27. Juni 1828 als Sohn eines Arztes, des späteren Kreisphysikus Wilhelm Simon und seiner Ehefrau Florentine geb. Freiin v. Reismwig, das Licht der Welt erblickte. Nach dem frühen Tode des Vaters nahm sich der Onkel, Lorenz Massors, Pfarrer in Chroszinna, später in Deutsch-Müllmen, seiner liebevoll an und bereitete den gut beanlagten, frischen Knaben für das Gymnasium vor. Simon besuchte zunächst das Oppelner Gymnasium, setzte seine Studien in Reife fort und unterzog sich hier mit gutem Erfolge der Abiturientenprüfung. Eine besonders dankbare Erinnerung bewahrte er seinem Religionslehrer Karl Schneeweiß, der später in die Gesellschaft Jesu eintrat. Seit dem Herbst 1848 widmete sich Simon in Breslau dem Studium der Theologie, hörte aber auch philosophische Kollegien bei Elvenich und Braniß und ein geschichtliches Kolleg bei Röpell. In seine Alumnatszeit fiel ein die Diözese tief erschütterndes Ereignis, der Tod des Kardinals Melchior v. Diepenbrock. Simon war am Abend des 25. Januar 1853 Zeuge, wie die Leiche des Kardinals beim Schein der Fackeln und unter

den Trauerschlägen der Domglocken unter Begleitung von mehr als 300 Priestern von seinem einstigen Konsekrator, dem Kardinal Fürstbischöf v. Schwarzenberg, in die Kathedrale überführt wurde, und wachte mit anderen Alumnern die Nacht hindurch, das Totenoffizium betend, an dem im hohen Chor aufgestellten Sarge.

Der 9. Juli desselben Jahres brachte Simon die Erfüllung seines heißesten Wunsches. Er empfing vom Weihbischof Daniel Latuffet in der Kreuzkirche die heilige Priesterweihe. In dem „Kalküle über die Neopresbyter des Alumnatskursus 1852/53“ wird Simon beim Scheiden aus dem Alumnat folgendermaßen charakterisiert: „Utraquist, groß, gesund. Talent ziemlich befriedigend. Fleiß sehr gut. Betragen lobenswert. Charakter sehr freundlich, artig und zuvorkommend, dabei offen, gemüthlich, fromm und brav. Im Predigen: Polnisch und deutsch ziemlich befriedigend.“ Später ist Simon als ganz hervorragender Prediger bekannt geworden.

Nach einer kurzen in Deutsch Müllmen verlebten Ruhepause erhielt Simon das Dekret als Kaplan in Rosenberg, wurde aber schon im folgenden Jahre als Kaplan nach Oppeln versetzt. Diese Station blieb ihm zeitlebens besonders ins Herz geschrieben. In seinem Pfarrer, Hermann Gleich, hatte er einen Vorgesetzten, dessen vorbildliches seelsorgliches Wirken noch lange nachher vom Alumnatsrektor Dr. Speil in seinem Pastorkolleg gerühmt wurde, und zugleich einen Freund, dessen Liebe ihn buchstäblich bis zum Grabe begleitete. Simon schreibt einmal: „Alle Kapläne des Stadtpfarrers Gleich haben es sich stets als Glück gerechnet, unter einem solchen Pfarrer arbeiten zu können. Im vollen Sinne des Wortes bildete der Klerus von Oppeln eine Familie, deren Oberhaupt der ebenso hochverehrte wie geliebte „Herr Erzpriester“ war, welcher auch dadurch den jungen Klerus zu schützen und vor Gefahren, wie solche oft jungen Priestern drohen, zu bewahren wußte, daß er denselben den Zutritt zu seiner Familie, wo neben einer lebenswürdigen, unendlich wohlwollenden Mutter eine hochbegabte Schwester waltete, in väterliche Weise gestattete.“ In Oppeln lernte Simon auch den bekannten Pädagogen Bernhard Bogedain kennen, der damals als Regierungs- und Schulrat bei der Oppelner Regierung amtierte und mit dem Pfarrer und sei-



nen Kaplänen freundschaftlichsten Verkehr unterhielt. Bogedain war es auch, der als Weihbischof seinen jungen Oppelner Freund, als dieser sich 1857 um die freigewordene Stelle eines Militärseelsorgers in Breslau bewarb, dem Feldpropst der preussischen Armee, Mendke, empfahl. Auf diese Empfehlung und ein dem Simon vom Generalvikar ausgestelltes vorzügliches Zeugnis gestützt, bat nun Mendke den Fürstbischof, ihm Simon für die Militärseelsorge zu überlassen. Fürstbischof Heinrich gab dem Ersuchen, wenn auch nicht ohne Bedenken wegen des Mangels an utraquistischen Geistlichen in der Diözese, nach, und so finden wir denn Simon im Herbst 1858 als Pfarrer der 11. Division in Breslau. Im Februar 1863 ging Simon wegen des in Russisch Polen ausgebrochenen Aufstandes mit dem Stabe seiner Division nach Oberschlesien.

Im folgenden Jahre rief ihn die Pflicht auf den dänischen Kriegsschauplatz. Er war hier als Pfarrer der 11. Division dem 1. Posen'schen Infanterieregiment Nr. 18 zugeteilt, das größtenteils aus katholischen Mannschaften polnischer Zunge bestand und von Oberst v. Ketteler kommandiert wurde. Einem demselben Regiment angehörenden Kriegsteilnehmer verdanken wir folgende in den Breslauer Hausblättern niedergelegte Schilderung der Tätigkeit unseres Divisionspfarrers in diesem Feldzuge: „Unser 18. Regiment hatte das Glück, in seinen Reihen neben seinen Helden im Waffenrock auch einen Helden im Priesterrock zu sehen, den vortrefflichen Pfarrer Simon, der seines Amtes so treu waltete, daß er selbst dann nicht von unserer Seite wich, als es fort in den Kampf ging. Das Allerheiligste auf der Brust, schritt er in unserer Mitte einher. Er scheute keine Mühe, bebt vor keiner Gefahr zurück, wo es galt, Hirtenpflicht zu üben. Daher war es natürlich, daß wir alle durch seinen Anblick uns beglückt und ermutigt fühlten. Schon in der Nacht vom 27. auf den 28. März erkannten wir, von welcher hoher Bedeutung seine Gegenwart für unser Regiment und somit für das ganze Heer war, denn damals hatten wir ein furchtbares Kreuzfeuer passiv auszuhalten. Die feindlichen Geschosse spieen von den Schanzen herab ganz entsetzlich. Dazu fiel uns der tüchtige „Rolf Krake“ (dänisches Panzerschiff) in die Flanke. Wir standen dicht am WENNIG-

bund, und hier hatte sich uns genanntes Panzerschiff bis auf 300 Schritt genähert. Ganze Scheffel von Kartätschen spie es über uns aus, und wir konnten uns nicht wehren. Es war, als hätte die Hölle ihre Schrecken gegen uns losgelassen, so daß selbst das Herz des Mutigsten erbehte. Unsere braven Polen wandten sich in dieser Bedrängnis an ihren Proboszcz (Pfarrer) mit den Worten: „Panie, nas Polakaw tutej zniszczyc chca“, (Herr, man will uns Polen hier vernichten), und ihr Proboszcz fand hier bald ein Wort des Trostes. Er wies darauf hin, daß Gott mit ihnen sei und sie unter seinem Schutze nichts zu fürchten hätten. Zum Beweise dafür deutete er hin auf die neue Ladung Kartätschen, die Rolf Krake gerade in jenem Augenblicke gegen uns spie, und sagte: „Nun merket auf, da Gott uns schützt, wird uns des Feindes Geschosß nicht schaden.“ Den Atem vor Spannung anhaltend, harrten wir des Ausganges, und in der That, nicht einer wurde verletzt. Nun war alle Furcht verschwunden und wir standen da wie ein Mann.“

Der schwerste und zugleich ehrenvollste Tag für die Brigade Raven, zu der das 18. Regiment gehörte, war der 18. April, der Tag der Erstürmung der Düppeler Schanzen. Simon erzählt in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen in der Pfarrchronik von Schweidnitz seine damaligen Erlebnisse folgendermaßen:

„Das Sanctissimum auf der Brust, begleitete Simon das Regiment am 18. April beim Sturm der Düppeler Schanzen, hier Sterbenden und Schwerverwundeten die Sakramente spendend, hier die Truppen zur Tapferkeit anfeuernd. Gleichzeitig mit den Stürmenden wurden die verschiedenen Hindernisse überwunden und die Höhe der Schanzen erklommen, während der Tod in den Reihen große Ernte hielt. Als die Mannschaften hier, vor Kampf und Anstrengungen keuchend, verschnauften, kam General von Raven, Oberst von Berger vom Leibregiment, Oberst von Ketteler auf ihn zu und umarmten ihn vor den Truppen mit dem wärmsten Dank für seine Tätigkeit. Währenddessen wurde aus einem jenseits der Schanzen liegenden Gehöfte Stenbeck fortwährend das Kleingewehrfeuer auf die Mannschaften gerichtet. Als nun ein Ingenieuroffizier das Gehöft, aus welchem die Dänen schossen, genau bezeichnete, erhob sich Simon und forderte die Truppen mit



dem Rufe Bog znami. Hurrah za Danami (Gott mit uns, los gegen die Dänen) zum Bajonettsturm von den Schanzen herab auf die verbarrikadierten Dänen auf. Es muß erwähnt werden, daß nach der Schlacht- und Sturmdisposition nur die Schanzen genommen und nichts mehr getan werden sollte. Mit schwenkendem Hute stürmte Simon voran, die Mannschaften ihm nach. Kein Schuß fiel von unserer Seite. Das Gehöft wurde mit dem Bajonett genommen, und die Dänen flohen über die zwischen den Schanzen und Sonderburg liegende Ebene unter dem Schutze ihrer Batterien, eilten über die über den Sund führende Brücke und steckten diese in Brand, um den Feind nicht eindringen zu lassen. Unter dem heftigsten Granatfeuer aus den Frontalbatterien von Sonderburg und aus dem die Brücke beherrschenden Brückenkopfe eilten die wackeren Soldaten über die Ebene, die mit Leichen und Verwundeten besäet war. Rechts und links mußten die Tröstungen der Religion gespendet werden. Eine Pause in einem auf dem Wege liegenden Hofe wurde benutzt, um mit den wackeren Polen unter dem Krachen und Plagen der zahllosen Geschosse laut ein ‚Ave Maria‘ zu beten. Alles, alles war voll Andacht und betete mit, Protestanten und Juden. Als Ziel galt, den Brückenkopf zu erobern. Bald ging es deshalb wieder vorwärts in Tod und Verderben. Hier war es, wo General von Raven fiel. Ich eilte zu ihm und blieb an seiner Seite, bis er von Krankenträgern zurückgetragen wurde. Bald darauf stürzte ich selbst, durch einen Granatsplitter am Knie getroffen. Schnell erhob ich mich und beruhigte den bestürzten Kommandeur und die Offiziere. Unter großen Verlusten wurde endlich der Brückenkopf gestürmt und genommen, und damit war ein Ziel erreicht, das weit über die Tagesaufgabe reichte. Mühsam schleppte ich mich über das Schlachtfeld zurück, um meiner Priesterpflicht auf den Verbandplätzen zu genügen, wo Hunderte und Hunderte von Freund und Feind dem seelsorglichen Troste und der seelsorglichen Hilfe entgegenfamen. — Genug davon. —

Wenige Tage nachher erschien der über die Bravour seiner Truppen hocherfreute König auf dem Kriegsschauplatz, besichtigte die eroberten Schanzen und ließ sich bei einer jeden derselben von dem betreffenden General Bericht erstatten. Als bei Schanze 6 und

7 der Tätigkeit Simons durch den General Stein von Raminski Erwähnung geschah, verlieh ihm der König eine bis dahin bei Zivilisten, zumal bei katholischen Priestern, noch nicht dagewesene Auszeichnung, den Roten Adlerorden mit Schwertern. Die Königin sandte ihm eine Stola, während der Kronprinz ihm sein photographisches Bildnis mit folgenden eigenhändig geschriebenen Worten verehrte:

„Dem katholischen Pfarrer Simon der 11ten Division, kommandiert zum 1ten Posen'schen Inf.-Regt. Nr. 18, in aufrichtiger Bewunderung und Anerkennung seines uns Allen gegebenen Beispiels der Pflichttreue und des Heldenmuths.

Düppel d. 18 t. April 1864

Feldzug gegen Dänemark.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.“

„Es folgten Kreuze, Denkmünzen und Orden auswärtiger Potentaten. — Bei Rückkehr der Truppen und den dabei stattfindenden Hoffesten in Berlin wurde Simon mit Weihrauch überschüttet, mußte mit den Allerhöchsten Herrschaften im Weißen Saale speisen und von jedem einzelnen Gliede der königlichen Familie sich für seine dem Vaterlande und dem königlichen Hause geleisteten Dienste Dank sagen lassen. — Wen es interessiert, der findet Ausführliches über all das Gesagte in dem Jahrgang 1864 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, der Kreuzzeitung, der Neuen Schlesischen Kirchenzeitung, sowie in den verschiedenen Kriegsberichten. Vor Gott sei aber versichert, sagt Simon am Schluß seiner Darstellung, daß nicht die Sucht nach Ehren und Auszeichnungen das Motiv der Handlungsweise des Militärpfarrers Simon war, sondern einzig und allein die Liebe zu seiner heiligen Kirche. Einem Regiment beigegeben, das zu fünf Sechstel aus Katholiken bestand, glaubte er die Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, um den protestantischen Regimentern und den protestantischen Feldpredigern gegenüber durch Hochhaltung der katholischen Fahne das Interesse der katholischen Kirche für die Zukunft zu fördern; wieweit solches gelungen, werden wir bei Besprechung der diokletianischen Kirchenverfolgung in den Jahren 1871 bis 1879 und deren Folgen für ihn selbst ersehen.“



Von den Ehrungen, die Simon zuteil wurden, seien hier noch folgende genannt: Prinz Friedrich Karl stattete Simon bei der Parade nach dem Sturm vor versammelten Truppen für die geleisteten guten Dienste seinen Dank ab. Kaiser Franz Joseph zeichnete ihn durch das goldene Verdienstkreuz „piis meritis“ aus. Von dem Offizierkorps des 18. Regiments wurde ihm der erbeutete Säbel eines dänischen Obersten verehrt. Eine besondere Freude aber bereitete ihm die noch auf dem Schlachtfelde erfolgte Verleihung einer „Danebrogsfahne“, nämlich einer rotweißroten dänischen Fahne mit der Inschrift: Bjerre Riffelskitter (d. i. die Scharfschützen von Bjerre), da er an der Eroberung dieser Fahne selbst beteiligt war. Zunächst hatte ein Soldat des 18. Regiments diese Fahne erobert, war aber schwer verwundet zu Boden gesunken. Auch ein Feldwebel und Musketier, welche die Fahne ergriffen hatten, waren niedergesunken. Pfarrer Simon sah sie auf der Walfstatt liegen, eilte dorthin und brachte sie, obwohl durch eine Kugel leicht verletzt, in Sicherheit. Simon schenkte die Fahne im Sommer 1864 als ein bleibendes Erinnerungszeichen an den denkwürdigen 18. April 1864 dem Oppelner katholischen Gesellenverein, der sie heut noch in pietätvoller Erinnerung an den beliebten ehemaligen Kaplan aufbewahrt.

Welcher Zuneigung sich Simon bei den Mannschaften seines Regiments erfreute, beweist so recht folgende Tatsache. Durch die übermenschlichen Strapazen und durch das beständige Reden an jenem 18. April war er recht durstig geworden. Kaum hatte er dies vor einem der Leute geäußert, so sprangen auch schon zwei Soldaten herzu; sie wollten sofort in den Helmen Wasser aus dem Alsenfund holen. Dabei hagelte es nur so von Kugeln, da die dänischen Batterien auf Alsen ein heftiges Feuer unterhielten. Natürlich lehnte der Durstende dies edle Anerbieten ab. Doch damit gaben sich die guten Leute nicht zufrieden. Simon mußte durchaus sein energisches Veto einlegen und fest beteuern, daß er gewiß keinen Tropfen von jenem Wasser trinken werde, denn die alleinige Erklärung, daß jenes Wasser ja salzig sei, hätte sie von ihrem verwegenen Vorhaben schwerlich abgebracht.“ Die guten Leute wären für ihren geliebten Seelsorger buchstäblich durchs Feuer gegangen.

## 2.

**Pfarrer in Schweidnitz. Vor dem Kulturkampf.**

**A**ls am 29. Dezember 1864 Feldpropst Pell dram, ein geborener Schweidnitzer, zum Bischof von Trier gewählt worden war, nannte man vielfach den Militärpfarrer Simon als seinen mutmaßlichen Nachfolger. Simon aber bewarb sich, um der ihm vom königlichen Hause in Aussicht gestellten Beförderung zu dieser Würde zu entgehen, um die unter königlichem Patronat stehende Pfarrei Schweidnitz, die durch die Ernennung des Pfarrers und Ehrendomherrn Graupe zum Archidiacon von Glogau erledigt war. Er erhielt ohne Schwierigkeit vom Oberpräsident von Schleinitz die Präsente und vom Fürstbischof die Investitur. Am 1. Juli 1865 erfolgte seine feierliche Einführung.

Obwohl Pfarrer Graupe, der, infolge wiederholter Schlaganfälle im Sprechen behindert, aus Schweidnitz geschieden war, seines Amtes treu gewaltet hatte, fand Simon doch bei seinem Amtsantritte hieselbst keineswegs ideale kirchliche Verhältnisse vor. Das katholische Bewußtsein war bei vielen Katholiken dieser nur etwa zum vierten Teil katholischen Stadt abhanden gekommen; manche hatten sich zum Abfall verleiten lassen. Die Übung des Glaubens beschränkte sich mit Ausnahme der alljährlichen Prozession nach Albendorf fast nur auf die inneren Räume des Gotteshauses. Man war angesichts der andersgläubigen Majorität zaghaft im Bekenntnis des Glaubens. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist eine Äußerung des Fürstbischofs Melchior von Diepenbrock in einem Briefe an seine Schwester Apollonia aus dem Jahre 1847. Er erzählt ihr von dem glänzenden Empfang, der ihm gelegentlich der Auspendung der heiligen Firmung in Schweidnitz bereitet worden sei, und bemerkt, „Die Freude der guten Katholiken, die bisher im Druce lebend, namentlich zu Konges Blütezeit mit Schmach und Hohn bedeckt, nun in ihrem Bischof sich so geehrt und gehoben fühlten, war unbeschreiblich; sie zerrissen sich fast im Drange, mir Kleid und Hand zu küssen.“

Simon richtete nun vor allem sein Augenmerk auf die energische Bekämpfung der Lauheit im Besuch des Gottesdienstes



und im Empfange der heiligen Sakramente. Um den Handwerkern und Arbeitern den Besuch des Wochentagsgottesdienstes zu erleichtern, wurde die erste heilige Messe statt um 7 Uhr schon um 6 Uhr gelesen. Die Versöhngänge, die aus übergroßer Angstlichkeit im geheimen gehalten worden waren, fanden jetzt in Begleitung eines ein Licht vorantragenden Kirchendieners statt. Unermüdllich im Beichtstuhl, fesselte er durch seine stets praktischen und feurigen Predigten die Gläubigen an seine Kanzel und gab seinen Parochianen auch Gelegenheit sich an den Predigten anderer bewährter Kanzelredner zu erbauen. So hielt z. B. der Jesuitenpater Merkel 1867 die Fastenpredigten. Bei der letzten derselben glaubte man sich in die 1852 hier veranstaltete Jesuitenmission zurückversetzt; so groß war der Zudrang zu diesen Vorträgen.

Durchdrungen von der Ersprießlichkeit der Herz-Jesu-Andacht hatte er schon bei der Übernahme der Pfarrei den Voratz gefaßt, diese Andacht in Schweidnitz einzuführen. Zu Beginn des Jahres 1866 brachte er denselben zur Ausführung. Er ließ in der Pfarrkirche an Stelle des Altares des heiligen Franz Xaver, den jetzigen Herz-Jesu-Altar errichten, führte die Herz-Jesu-Bruderschaft ein, die bald auf 1200 Mitglieder anwuchs und beging das Fest des heiligsten Herzens Jesu mit besonderer Feierlichkeit. Die Segnungen dieser Andacht offenbarten sich in dem wachsenden Eifer der Gläubigen im Besuch des Gottesdienstes und in der Zunahme des Sakramentenempfanges. Er scheute auch keine Mühe, um die behördliche Genehmigung zu der Führung der theophorischen Prozession um den Markt am Sonntag der Fronleichnamsoktave, wie es früher der Fall gewesen, zu erlangen. Sein erstes diesbezügliches Gesuch bei der Polizeibehörde bezw. dem Landratsamte wurde abschlägig beschieden. Ein zweimaliger Antrag bei der Regierung blieb gleichfalls erfolglos. Da reiste Simon nach Berlin, um beim Minister Graf Eulenburg Beschwerde gegen die Breslauer Regierung zu erheben. Und siehe da, am Tage vor Fronleichnam, erhielt das Polizeiamt Schweidnitz vom Minister telegraphisch die Anweisung, die Führung der Prozession an dem gewünschten Tage um den Markt zu gestatten und dem Pfarramt von dieser ministeriellen Entscheidung Kenntnis zu

geben. So hielt denn Simon am Sonntag in der Fronleichnamsoktave 1867 zum erste Male seit 1834 eine öffentliche Fronleichnamsprozession in Schweidnitz. Eine unabsehbare Menschenmenge wogte an jenem Tage in den Hallen des imposanten Gotteshauses. Als der Pfarrer mit dem Allerheiligsten, von sechs Priestern begleitet, die Kirche verließ, harrte vor dem Portal das katholische Militär mit den Offizieren. 24 Mann mit Obergewehr schritten von da ab zu beiden Seiten des Baldachins, die Offiziere mit Magistratspersonen und höheren Beamten hinter dem Allerheiligsten, während das übrige Militär bewegliches Spalier bildeten. Blumenbuketts, Girlanden mit Lichtern an den Fenstern, Festons und gestreutes Grün bezeichneten den Weg des eucharistischen Heilands. Auch Protestanten beteiligten sich an der Ausschmückung der Altäre. Der zweite Stationsaltar stand unter jenem Fenster, von welchem aus Johannes Ronge 1845 den nahen Untergang der katholischen Kirche verkündet hatte. Leider konnte die Prozession nur drei Jahre hindurch in dieser Weise gehalten werden. Seit 1870 verweigerte die Polizei wiederum die Erlaubnis, und da bei der damals schon einsetzenden Feindseligkeit gegen die katholische Kirche eine Beschwerde Simons bei höheren Instanzen keine Aussicht auf Erfolg bot, so begnügte er sich von nun an bis auf weiteres alljährlich mit einer entsprechenden Anzeige bei der Polizei, um diese Prozession für die Zukunft als eine „althergebrachte“ konstatieren zu können.

Ein bedeutsames Hilfsmittel der Seelsorge erblickte Simon in dem katholischen Vereinswesen. Er stellte die in Verfall geratene Rosenkranzbruderschaft wieder her, stiftete die Marianische Kongregation und den Paramentenverein und rief ein katholisches Kasino ins Leben, letzteres zur Besprechung kirchlich politischer Fragen und zur Kräftigung des religiösen Gemeinwesens. Im ersten Jahre seiner Wirksamkeit gewann er den Generalbischöfensanrat des Vinzenzvereins, Bistumsbeamter Kanonikus Dr. Sauer, für einen Vortrag im St. Vinzenzverein. Die Ratschläge, die dieser Apostel der Caritas den Mitgliedern erteilte, fielen auf fruchtbaren Boden. Simon setzte in dieser Versammlung den Beschluß durch, daß fortan auch die Frauen allwöchentlich ihre Konferenz abhalten und alle Mitglieder, nicht bloß der Vorstand, die Armen



besuchen sollten. Die Beteiligung der Gemeinde war recht erfreulich, wie überhaupt (nach einer Bemerkung Simons) unter dem Staube religiöser Indolenz viel guter Wille vorhanden war. Aus echtem St. Vinzenzgeist ging auch eine wohlthätige Stiftung Simons hervor. 1869 ließ er nämlich, um das Seelenheil der verwaisten oder verwahrlosten Kinder seiner Pfarrgemeinde besorgt, das Pfarrhaus zu Bögendorf mit Genehmigung des bischöflichen Amtes zu einem Erziehungs- und Rettungshaus für verwahrloste Kinder einrichten und übertrug die Leitung den Hedwigsschwestern. 1873 wurde diese Anstalt in das ehemalige Kreuzherrnstift in Schweidnitz verlegt, verfiel aber im Kulturkampfe vorübergehend der Auflösung. Daß der eifrige Seelsorger, der seit dem Antritt seines Pfarramtes auch das Amt eines Schulinspektors bekleidete, den katholischen Schulen seiner Pfarrgemeinde sein tatkräftiges Interesse zuwandte, versteht sich von selbst. Seit der Eröffnung einer dreiklassigen Elementarschule im Jahre 1715 war für den weiteren Ausbau derselben hier nichts geschehen, während die Kommune mit Geldmitteln nicht sparte, um das evangelische Schulwesen zu vervollkommen. Simon veranlaßte den Magistrat zunächst, eine Lehrkraft für eine vierte Klasse zu berufen und hatte die Genugtuung, im folgenden Jahre den Ausbau der Schule entsprechend der Zunahme der Schülerzahl feststellen zu können.

Die Vorsehung hatte unsern Pfarrer zum Hüter eines der imposantesten Gotteshäuser Schlesiens bestellt. Die St. Stanislaus und St. Wenzeslaus geweihte Pfarrkirche in Schweidnitz mit dem 100 Meter hohen „Jesuitenturm“, dem höchsten Schlesiens, wurde seit dem Ende des 14. bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts als hochstrebende gotische Basilika gebaut, nach dem Brande von 1532 zur Hallenkirche umgewandelt, später von den Jesuiten im Barockstil prächtig ausgestattet und 1739 mit trefflichen Malereien geschmückt. Professor Dr. Mag Sdralek hatte nicht ganz Unrecht, wenn er einmal bemerkte: „Ich kenne keine andere Kirche in Schlesien, die so würdig wäre, die Kathedrale des Bischofs zu sein, als die Schweidnitzer Pfarrkirche.“ Pfarrer Simon liebte sein schönes Gotteshaus und scheute kein Opfer, um es in seiner ursprünglichen Schönheit wiederherzustellen. In das erste Jahrzehnt seines hiesigen Wirkens fallen u. a. folgende Ver-

änderungen: Bald nach seinem Amtsantritt ließ er die verschüttete und teilweise verfallene zehnfache Krypta unter dem Mittelchor und die anstoßende, bisher als Holzstall benutzte St. Josephskapelle restaurieren und ihrem ursprünglichen Zwecke zuführen. Er entfernte die hölzerne Galerie, die das südliche Seitenschiff in seiner ganzen Länge entstellte, veranlaßte die Renovation der Himmelfahrtskapelle, des Ignatiusaltars, der neuen Pfeilerfiguren, die Staffierung des 1694 erbauten herrlichen Hochaltars und der Kanzel, beschaffte einige neue Kirchenfenster und für 1800 Taler eine 84 Zentner schwere Glocke. Als Fürstbischof Heinrich Förster bei einem Besuch der Pfarrkirche den 1492 vom Stadtpfarrer und Kanonikus Stanislaus Berenwald auf dem „Bürgerchor“ errichteten fünfzüglichen Schnitzaltar mit der ergreifenden Darstellung des Todes Mariens erblickte, sprach er den Wunsch aus, dieses Kunstwerk möchte seiner Vereinsamung da oben entzogen, stilgerecht wieder hergestellt und den Gläubigen wieder näher gebracht werden. Daraufhin entschloß sich Simon zu einer kostspieligen Restaurierung, die von dem kunstfinnigen Generalvikariatsassessor Knoblich als „dankens- und nachahmenswert“ bezeichnet wurde. Es besteht gegenwärtig die Hoffnung, daß dieses spätgotische Altarwerk, das Erinnerungen an den Krakauer Altar des Heil. St. Josef aufweist und im Laufe der Zeit sehr gelitten hat, in nächster Zeit unter der Hand eines tüchtigen Restaurators eine herrliche Auf-  
erstehung feiert.

Kurz vor seiner Romreise im Jahre 1870 erfreute Simon seine Parochianen durch die Wiederherstellung der lebensgroßen Pietà aus dem 15. Jahrhundert. Die Beseitigung von sechs Pfeileraltären aus der Pfarrkirche rechtfertigte er mit der Erklärung, daß sie den Gesamteindruck der Kirche störten. Außer der Pfarrkirche war auch die Filialkirche Bögendorf Gegenstand seiner Fürsorge.

Ein besonderes Verdienst aber erwarb sich Simon durch die Erwerbung einer ehemals geheiligten, später aber entweihten Stätte in Schweidnitz. Im Osten der Stadt, vor dem Niedertore, lag die 1720 erbaute, mit einer Kuppel versehene Kreuzherrenkirche ad St. Michaelen nebst einem Wohnhause, einem Hospital und einem schönen Garten. Herzog Heinrich IV. hatte das Spital



1283 gestiftet, reich beschenkt und den Breslauer Kreuzherren übergeben. Die Stiftung verfiel bei der Säkularisation 1810 der Aufhebung. Der Fiskus verkaufte das Besitztum an Privatpersonen. Nun wurde das Gotteshaus in pietätloser Weise umgestaltet. Man teilte die Kirche durch eine Decke in zwei Stockwerke und machte das obere Stockwerk zu einem Tanzsaal, das untere teils zu einem Kaufmannsgewölbe, teils zu einem Pferdestall und zu Remisen. Der obere Saal mußte f. Zt. auch Zeuge der Versammlungen der Rongeaner sein. Das ehemalige Wohnhaus kam in die Hände der Freimaurer. Als nun bekannt wurde, daß die israelitische Gemeinde diese Gebäude dem damaligen Besitzer, Stadtverordneten Löwel, der selbst Freimaurer war, abzukaufen und zur Synagoge einzurichten beabsichtigte, da entschloß sich Simon im Vertrauen auf die Hilfe des heiligsten Herzens Jesu das Besitztum zu erwerben. Mit größter Vorsicht und in aller Stille knüpfte er mit dem Besitzer Verhandlungen an und erstand schließlich am 14. September 1865 den ganzen Besitz für 10 000 Rtlr., die bis auf ein hypothekarisch eingetragenes Kapital von 4330 Rtlrn. mit Genehmigung der bischöflichen Behörde dem Fundationsärrar entnommen wurden. Die Freimaurer machten ihrem Unmut über den Verkauf des Besitztums dadurch Luft, daß sie Herrn Löwel, wie Simon erzählt, cum infamia aus der Loge ausstießen.

Schon beim Ankauf der Michaeliskirche nebst Zubehör hatte dem Pfarrer der Gedanke vorgeschwebt, diese Stätte wieder einem klösterlichen Zwecke zuzuführen und zwar sie der Gesellschaft Jesu zur Errichtung einer Residenz zur Verfügung zu stellen. Dieser Plan konnte verhältnismäßig schnell verwirklicht werden. Als im Kriegsjahre 1866 eine große Anzahl Verwundeter in den Lazaretten zu Schweidnitz, Freiburg, Reichenbach und Frankenstein untergebracht werden mußte, wurden Jesuitenpatres zur Wahrnehmung der Seelsorge in den genannten Lazaretten nach Schweidnitz berufen. Nachdem die Freimaurer die von ihnen gemieteten Räumlichkeiten des Wohnhauses beim Kreuzstift aufgegeben hatten, bezogen die Patres am 20. Mai 1867 die oberen Räume desselben. Jetzt wurde auch, um späteren Bedürfnissen bei etwaiger Auf-  
führung eines bedeutenden Gebäudes Rechnung zu tragen, das Eckhaus des Straßenviertels, das sogenannte Herrgottshäusel, da-

zugesauft. Sodann trat Simon in Unterhandlungen mit dem Provinzial der galizischen Ordensprovinz, zu der Schlesiens gehörte, wegen der endgültigen Übernahme des Kreuzstiftes, sowie der Feststellung einer Gottesdienstordnung und der Restaurierung der Kirche. Simon bestand auf der einheitlichen Leitung der Seelsorge durch den jedesmaligen Pfarrer, auch einer bestimmten, klaren Abgrenzung der Gottesdienstordnung und sonstiger seelsorglicher Tätigkeit, um für alle Zeit die Einheit zwischen dem Welt- und Ordensklerus zu wahren. Am 1. Oktober 1867 wurde der Gesellschaft Jesu das Kreuzherrenstift als Eigentum übergeben. So war seit Aufhebung des Ordens wieder eine Jesuitenresidenz in Schlesiens begründet. An den großen finanziellen Opfern, welche die Erwerbung und Wiederherstellung des Stifts und namentlich der Kirche erforderte, hatte der Fürstbischof, der Klerus und der Adel Schlesiens einen hervorragenden Anteil. Der Initiative und Energie Simons aber gebührt das Hauptverdienst. Ein Freudentag für die Katholiken war der 29. September 1868, an dem Domherr Gleich aus Breslau als Vertreter des Fürstbischofs die würdig restaurierte Kirche zu Ehren des heiligen Joseph in Gegenwart von 33 Priestern und vielem Volk einweihte. Die Jesuiten entfalteten in Schweidnitz, aber auch in anderen Pfarreien, wohin sie gerufen wurden, durch Missionen, Exerzitien und Aushilfe in der Seelsorge eine sehr segensreiche Wirksamkeit. Die Namen: Merkel (erster Superior), Langer, Harder, Tauer bleiben in Ehren. Unvergessen bleibt insbesondere die aufopferungsvolle Tätigkeit der Patres während der Cholera im Jahre 1866. In jenem Jahre, da die Leichenwagen in Schweidnitz beständig auf und ab fuhren, waren die Pfarrgeistlichen und die Jesuiten Tag und Nacht beschäftigt, die Kranken mit den Sterbesakramenten zu versehen.

Als im Sommer 1866 der Krieg mit Österreich ausbrach, wurden von gewisser Seite schmähliche Verdächtigungen der patriotischen Gesinnung des Fürstbischofs Heinrich Förster und seines Klerus laut. Auch an Simon wagten sich trotz seines ruhmvollen Verhaltens bei den Düppeler Schanzen die Lästerungen heran. Man verübelte es ihm, daß er nicht seine Pfarrgemeinde verließ und sich der Militärbehörde zur Verfügung stellte. Als die ver-



leumderischen Verdächtigungen ihren Höhepunkt erreichten, veröffentlichte Simon in der gelesensten Zeitung Schlesiens eine Erklärung, „daß jeder, der seine Treue zum Könige verdächtige, ein Hundssohn, wer aber solche Verdächtigungen glaube, ein Dummkopf sei.“ Von nun an hatte er Ruhe.

Gefährlicher als die genannten Verdächtigungen war die Verwirrung, die Kaplan Laacke, früher protestantischer Pastor in Fehrbellin, später Konvertit, zur Zeit des Vatikanischen Konzils in Schweidnitz anrichtete. Simon war am Passionssonntage 1870 nach Rom gereist, wo Pius IX. am 8. Dezember des vorangehenden Jahres das Konzil eröffnet hatte. Als er nach zwei Monaten heimkehrte, fand er Klerus und Gemeinde, die er in der größten Einigkeit verlassen hatte, in größter Uneinigkeit wegen des vom Konzil zu definierenden Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes vor. Laacke stand an der Spitze der Opposition. Dem Pfarrer gelang es durch sachgemäße Belehrung, den Frieden in der Gemeinde wieder herzustellen, dagegen blieb Laacke trotz aller Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen unzugänglich, trat zum Protestantismus zurück und verehelichte sich. Dagegen trat kein Parochian zum Ultrakatholizismus über. Die Haltung der Pfarrgemeinde war damals ebenso rühmlich wie in dem bald darauf ausbrechenden Kulturkampfe.

### 3.

#### Kulturkampf.

Simon schreibt in seiner ‚Mirabilia‘, daß es Schweidnitz vorbehalten blieb, wie seinerzeit beim Konigetum und wie anno 1848 in offener Rebellion, so im Kulturkampfe den Reigen der Zerstörung der katholischen Anstalten in Schlesien zu eröffnen. Das erste Opfer des Kulturkampfes in Schweidnitz war die Niederlassung der Jesuiten. Es wurden in der Stadt Adressen für Vertreibung der Patres kolportiert und in öffentlichen Lokalen zur Sammlung von Unterschriften ausgelegt. Der Erfolg blieb

nicht aus. Durch das Gesetz vom 4. Juli 1872 wurde die Gesellschaft Jesu nebst den ihr verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen vom Gebiete des Deutschen Reiches ausgeschlossen, die Einrichtung von Niederlassungen derselben untersagt und die Auflösung der bestehenden Niederlassungen angeordnet. In den Tagen, als man im Reichstage über die Ausweisung der Jesuiten verhandelte, hielten zwei Schweidnitzer Jesuiten mit größter Seelenruhe ihre großartige Volksmission in Bläsen und Meseritz, bisweilen unter Teilnahme von 8000 Menschen. Nach dem Inkrafttreten des Gesetzes verließen die Patres Merkel, Kleinigke, Kartte, Scholz und Tauer, die Stätte ihrer bisherigen Wirksamkeit. Superior P. Merkel nahm im Pfarrhause bei Simon Wohnung, wurde aber am 19. März 1873 durch einen Gendarm von dort abgeholt und über die Kreisgrenze gebracht. In zwanzig Wagen gaben katholische Männer der Schweidnitzer Pfarrgemeinde dem unfreiwillig Scheidenden das Geleit zum Bahnhof, wo der Pfarrer ihm und den vorher geschiedenen Patres mit lauter Stimme vor einer großen Menge von Zuhörern für die in der Seelsorge geleisteten guten Dienste Dank aussprach.

Nach den Jesuiten kam die Niederlassung der Ursulinen an die Reihe, die hier im Jahre 1700 begründet worden war. Außer einer sechsklassigen Elementar-Mädchenschule leiteten diese Ordensfrauen, staatlich geprüfte und bestätigte Lehrerinnen, eine höhere Töchterchule mit einem Pensionat von durchschnittlich hundert Pensionärinnen und einen Kursus zur Ausbildung von Lehrerinnen. Die Erfolge bei ihren Bemühungen um Verbreitung einer tüchtigen Schulbildung bei Hoch und Niedrig wurden Jahr um Jahr von den protestantischen Schulbehörden anerkannt. Den Kindern der Armen gaben die Schwestern außer freiem Unterricht und den notwendigen Lernmitteln auch noch Kost und Kleidung. So war diese klösterliche Niederlassung in jeder Beziehung ein Segen für die Katholiken in Schweidnitz und Umgegend. Aber auch sie mußte dem Kulturkampf zum Opfer fallen. Der Oberin Cäcilia Wunderlich ging Anfang 1877 eine Regierungsverfügung des Inhalts zu, daß die Elementarschule der Schwestern am 1. Juli des genannten Jahres weltlichen Lehrkräften zu übergeben, die höhere Töchterchule aber und die Or-



densniederlassung bis zum 1. Oktober aufzulösen sei. Sowohl der Bitte des Kurators des Klosters, das Pensionat noch weiter führen zu dürfen und ev. zu gestatten, daß der Konvent sein Eigentum verkaufen könne, um sich anderwärts niederzulassen, als auch ein an den Minister gerichtetes Gesuch, daß der Konvent in seiner Tätigkeit bis zum äußersten gesetzlich gestatteten Termin verbleiben dürfe, wurde abschlägig beschieden. Eine vom Rechtsanwalt Herold geführte Deputation, die am 23. September 1877 im Namen der Katholiken zu Schweidnitz und Umgegend im Kloster erschien, gab dem tiefen Bedauern Ausdruck, daß die Schwestern, die länger als anderthalb Jahrhunderte die weibliche Jugend mit Aufopferung aller Kräfte erzogen und durch ihre Liebe und ihre Lehren den Grund für die sittliche Zukunft gelegt, nun scheiden mußten. Es wurde aber der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß die Schwestern einst zurückkehren würden. Am 29. September 1877 wurden die Klosterschulen unter vielen Tränen der Schülerinnen geschlossen. Am 9. Oktober übernahm der Regierungskommissar v. Schuckmann im Auftrage der Regierung das Klostermögen, in dem die Legate und Stiftungen des Klosters und das von den Schwestern bei ihrem Eintritt in den Orden mitgebrachte Vermögen enthalten waren, unter dem Protest des derzeitigen Kurators. Mitte Oktober verließen acht Schwestern Schweidnitz, nachdem ebensoviel Schwestern schon vorher abgereist waren. 26 Klosterfrauen blieben, weil sie teils krank, teils hochbetagt waren, im Kloster zurück. Sie mußten es, schrieb der Kurator und der Konvent dem Landratsamte, auf die gewaltsame Ausweisung ankommen lassen, da sie außer dem Kloster kein Obdach besäßen. Der Konvent stelle der Regierung anheim, den Regierungskommissar v. Schuckmann zu ersuchen, für Obdach und Unterhalt zu sorgen, da er im Besitze des Klostervermögens sei. Nach längeren Verhandlungen wurde den in Schweidnitz verbleibenden Klosterfrauen 80 (achtzig) Pfennig pro Person auf den Tag bewilligt.

In der kläglichsten Weise aber wirkte sich die kulturkämpferische Gesetzgebung in der Auflösung des von den Hedwigschwestern geleiteten Rettungs- und Erziehungshauses für verwahrloste Kinder zu Schweidnitz aus. Simon hatte 1873

das fünf Jahre vorher von ihm im Pfarrhause zu Bögendorf begründete Asyl für verwahrloste Kinder in das Kreuzherrnstift zu Schweidnitz verlegt, das infolge der Ausweisung der Jesuiten leer stand. 34 Kinder, die in ihren früheren Verhältnissen geistig und physisch unterzugehen drohten oder von aller Welt verlassen waren, wurden hier von den guten Schwestern, die staatlich geprüfte Lehrerinnen waren, verpflegt, erzogen, unterrichtet und zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft herangebildet. Weder der Staat noch die Stadt trug etwas zu den Unterhaltungskosten bei. Da fuhr wie ein Blitz in den Frieden dieser Wohltätigkeitsanstalt eine Ministerialverfügung vom 3. Juli 1877, wodurch die Auflösung des Rettungshauses für den 1. Oktober 1877 anbefohlen wurde. Die armen, unglücklichen meist verwaisten Kinder mußten die ihnen liebgewordene Stätte verlassen, um einem ungewissen Schicksal entgegenzugehen. Die städtischen Behörden regten nicht die Hand für die Erhaltung dieser eminent sozialen Anstalt. In Pfarrer Simon, der damals bereits im Frankenstein'schen Gefängnis für treue priesterliche Pflichterfüllung büßte, löste die Zerstörung seines Werks die schmerzlichsten Empfindungen aus: „Wie es jedem wehe tut, wenn er eine unter Sorgen, Mühen und Opfern ins Leben gerufene Pflanzung zertreten und die zarten Pflanzen rücksichtslos aus dem Boden gerissen sieht, so hat auch mich, wie ich offen gestehe, die Zerstörung dieses Asyls um der unglücklichen, verlassenen Kinder willen auf das Tieffste in der Einsamkeit meiner Zelle geschmerzt.“ „So steht nun, schreibt er in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen, das Kreuzherrnstift zum zweiten Male verwaist. Still und tot steht es da als Zeuge einer barbarischen Zeit, einer so vandalischen Verfolgungswut, daß selbst unschuldige Kinder kein Erbarmen fanden.“

Aber Simon hat die Auswirkungen des Kulturkampfes auch am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Schon 1872 war ihm durch eine Verfügung des Kriegsministers die Wahrnehmung der Militärseelsorge in Schweidnitz entzogen und die Führung der Militärkirchenbücher dem Pastor Pfeiffer übertragen worden. Später legte er mit Genehmigung der Fürstbischöflichen Behörde das Amt des Kreisschulinspektors nieder, da ihm die königliche Regierung Breslau zumutete, Regierungsverfügungen bekannt zu



geben, die er mit seinem Gewissen als katholischer Priester nicht in Einklang zu bringen vermochte.

Sechs Wochen hernach wurde ihm die Erteilung und Leitung des Religionsunterrichtes in den Schulen seiner Pfarochie staatlicherseits untersagt, das Revisorat entzogen und das Betreten der Schulräume verboten. Unterm 1. April 1875 sperrte ihm die Regierung, da er nicht durch Anerkennung der kirchenfeindlichen Kulturkampfsgesetze zum Verräter an seiner Kirche werden wollte, den bisher aus der Kreissteuercasse gezahlten Gehalt — für ihn und seine Kapläne — im Betrage von 1691 Mark 10 Pfg., sowie den aus der Provinzial-Geistlichen- und Schulkasse für den Kreisvikar zu zahlenden Jahresgehalt von 873 Mark 75 Pfg. „als ob,“ bemerkt Simon hierzu, „Grundsätze und Ideen als Magenfrage behandelt werden könnten.“

Den empfindlichsten Schlag aber versetzte unserm Pfarrer und seine Gemeinde, das am 28. April erlassene gerichtliche Urteil, wonach er wegen „widerrechtlicher Ausübung bischöflicher Rechte“ mit sieben Monaten Gefängnis bestraft wurde. Die Genesis dieses ungeheuerlichen Urteils ist folgende:

Nach dem Tode des Pfarrers August Scholz von Bierlachs-  
dorf im Kreise Reichenbach war eine Besetzung dieser Pfarrei auf  
kirchlich gesetzlichem Wege nicht möglich.

Als Fürstbischöflicher Kommissarius des Kommissariates  
Münsterberg, dem kraft seines Dekrets die Oberaufsicht über alle  
Kirchen dieses Bezirks zusteht, fühlte sich Simon von Amts und  
Gewissens wegen verpflichtet, das Allerheiligste Sakrament aus  
der Bierlachs-dorfer Pfarrkirche und den dazu gehörigen Filial-  
kirchen Olbersdorf und Güttnannsdorf zu entfernen, weil kein  
Priester zur Pflege und Aufsicht desselben am Orte war, und um  
dasselbe auf jeden Fall vor etwaiger Berührung durch sakrilegische  
Hände, eines sogenannten Intrusus, zu schützen; „einer Pflicht,  
sagt Simon, so hoch und heilig, daß ich selbst mein Leben in Aus-  
übung derselben eingesetzt und einsetzen würde, die ich jedoch da-  
mals durch diese Pflichtausübung um so weniger für gefährdet  
halten konnte, als ich einerseits zu derselben vollständig berechtigt  
war, und andererseits von Ministerstühlen und Kammertribünen  
so oft und so feierlich proklamiert worden, daß durch die Kultur-

kampfsgefahr das innere Leben der katholischen Kirche nicht berührt werde. Wenn jedoch irgend etwas, so ist das Sanctissimum im eminentesten Sinne des Wortes das Innerste des inneren Lebens der Kirche, und jeder staatliche Eingriff hier gleicht dem rohen Griff in den Augapfel, der brennendes Weh und schmerzlichsste Tränen hervorruft.“

So fuhr denn Simon am 31. Januar 1876 in Begleitung des Welpriesters Blümel aus Schweidnitz mit der Eisenbahn nach Reichenbach und von dort zu Wagen nach Güttnannsdorf, Olbersdorf und Gierlachschorf, nahm das Allerheiligste in die zu diesem Zwecke mitgenommene Burse und entfernte die heiligen Öle aus den Gefäßen und das Taufwasser aus den Taufbecken. Nur in Gierlachschorf stieß er bei der Forderung, ihm die Kirche zu öffnen und den Tabernakelschlüssel auszuhändigen, anfangs auf Schwierigkeiten, doch gelang es Simon die Opposition zu brechen. Dann begab er sich nach Nimptsch, verschloß dort das Allerheiligste im Tabernakel und bat den Ortspfarrrer, dasselbe baldigst sumieren zu wollen. Das Taufwasser hatte er in das Sakrarium der betreffenden Kirche, und wo solches nicht vorhanden war, auf den Kirchhof ausgegossen, während er die heiligen Öle nach Schweidnitz mitnahm, um sie dort zu verbrennen. Leider sahen sich die Katholiken der genannten Kirchengemeinden in ihrer Hoffnung, daß die Kirchenpatrone sie mit der Präsentation eines zur Spendung der heiligen Sakramente und Ausübung der Seelsorge nach kirchlichen Grundsätzen nicht befugten Priesters verschonen würden, getäuscht. Der Lokalist von Giersdorf, Paul Bischof, nahm die Präsente an und zog ohne missio canonica seines Bischofs in die Pfarrei Gierlachschorf ein, war hier freilich, wie Mücke in Groß Strehlitz und Konstantin Sterba in Leschnitz ein Hirt ohne Herde. Bald darauf beauftragte das Oberpräsidium die Königliche Staatsanwaltschaft, gegen Simon „wegen Ausübung bischöflicher Rechte“, begangen durch Entfernung des Allerheiligsten aus drei Kirchen, vorzugehen und gleichzeitig den Welpriester Blümel wegen Hilfeleistung bei den genannten Vergehen in Anklagezustand zu versetzen.

Am 28. April 1876 fand in Reichenbach der Termin gegen Simon, Blümel und die Küster der drei Kirchen, die Simon bei der Ausübung bischöflicher Rechte durch Öffnen der Gotteshäuser



Beistand geleistet haben sollten, unter großem Zulauf des Publikums statt. Simon entlastete zunächst die Küster durch die Erklärung, daß dieselben auf seinen ausdrücklichen Befehl ihm die Kirchen geöffnet hätten, sodaß sie freigesprochen wurden. Dann suchte der Staatsanwalt den Beweis zu führen, daß Simon zur Entfernung des Allerheiligsten nicht berechtigt gewesen sei, weil mit Erledigung des fürstbischöflichen Stuhles (der Fürstbischof war durch den staatlichen Gerichtshof durch Urteil vom 6. Oktober 1875 für „abgesetzt“ erklärt worden), auch sein Amt als fürstbischöflicher Kommissarius erloschen sei, wie solches aus der Formel „usque ad revocationem“ im Anstellungsdekret hervorgehe, und daß sich Simon somit widerrechtlicher Ausübung bischöflicher Rechte schuldig gemacht habe. Auch wurde seitens der Anklage die unsinnige Bemerkung gemacht, daß nur Bischöfe das Recht hätten, große Hostien zu konsekrieren, mithin auch die Entfernung großer Hostien ein bischöfliches Recht sei, und daß sich der Angeklagte somit der Ausübung bischöflicher Rechte schuldig gemacht habe. Nachdem sein Verteidiger, Rechtsanwalt Lubowski, die auf Unkenntnis des kanonischen Rechts beruhenden Auffassungen des Staatsanwaltes berichtigt hatte, zog sich der Gerichtshof zur Beratung zurück. Nach Verlauf einer halben Stunde verkündete der Vorsitzende das Urteil, Simon sei wegen widerrechtlicher Ausübung bischöflicher Rechte mit sieben Monaten, Blümel wegen Hilfeleistung dabei mit zwei Monaten Gefängnis zu bestrafen.

Simon schreibt in seinen „Mirabilia“: „Meine Stimmung war von dem Augenblicke an, als ich vor meine Richter trat, während der ganzen Verhandlung und während der Urteilsverkündung eine durchaus ruhige, in Gott gesammelte. Hatte ich doch wiederholt für König und Vaterland Blut und Leben eingesetzt, wie hätte ich nicht glücklich sein sollen, für meinen heiligen katholischen Glauben und für den beseligendsten Mittelpunkt desselben, das Allerheiligste Altarssakrament, Zeugnis ablegen zu dürfen, Schmach und Schande dafür dadurch zu tragen, indem ich einen Platz betreten mußte, auf welchem man nur Diebe, Vagabunden, Raufbolde zu sehen gewohnt ist.“ Die vom Verteidiger bei dem Appellationsgericht zu Breslau eingelegte Appellation hatte keinen

Erfolg. Das Urteil erster Instanz wurde bestätigt. Ebenso wurde die seitens des Verteidigers eingereichte Nichtigkeitsbeschwerde unterm 23. Januar 1877 vom Obertribunal zurückgewiesen. Ohne Simons Wissen wandte sich sodann eine Anzahl Gemeindemitglieder in einer Immediateingabe an den König und Kaiser mit der Bitte um Begnadigung und eventuelle Umwandlung der Gefängnisstrafe in Festungshaft auf Grund der ihm verliehenen militärischen Auszeichnungen, doch ohne Erfolg. Nach der Vermutung Simons war die Eingabe nicht vor die Augen des Kaisers gelangt, vielmehr aus dem Kabinett an den Justizminister, von diesem an den Kultusminister gegangen, der seinerseits einen Bericht von der königlichen Regierung zu Breslau eingefordert habe.

Am 16. Mai erhielt Simon vom Kreisgericht zu Schweidnitz die Aufforderung, sich binnen acht Tagen in dem Inquisitoratsgebäude zu Schweidnitz zur Verbüßung der Strafe bei Androhung von Zwangsmaßregeln einzufinden. Da aber Weltpriester Blümel, der seine zweimonatliche Haft ebendasselbst abbüßte, mit zwei anderen Sträflingen eine Zelle bewohnte und weder die Erlaubnis zum Belehren noch zu wissenschaftlicher Beschäftigung erhielt, so ersuchte Simon, u. a. auch mit Rücksicht auf die gerade hier zu befürchtenden fortwährenden Gemütsregungen, das zuständige Kreisgericht in Reichenbach um Anweisung eines anderen Haftortes. Als solcher wurde ihm schließlich das Gerichtsgefängnis zu Frankenstein angewiesen.

Simon erstattete selbstverständlich dem Fürstbischof, der damals schon in der Verbannung in Johannesberg weilte, über die letzten Vorgänge Bericht, unterbreitete ihm zugleich Vorschläge betreffs der Wahrnehmung der Seelsorge in Schweidnitz während seiner unfreiwilligen Abwesenheit und bat, daß ihm das Wohlwollen des Bischofs „als lichter Stern in dunkler Kerkerzelle“ erhalten bleiben möge. In dem Antwortschreiben vom 12. Juni, das im Diözesanarchiv aufbewahrt wird, sagt der Fürstbischof u. a.:

„Mit einer Wehmut, die ich nicht zu schildern vermag, habe ich Ihr Abschiedsschreiben vom 7. d. Mts. empfangen und mit nassen Augen gelesen. Mein Gebet begleitet Sie in die Kerkerzelle, und meine tägliche Fürbitte wird Ihnen bleiben, bis Sie dem heiligen Dienste der Kirche und Ihrem alten, Sie liebenden



Bischöfe wiedergegeben sind, der Sie um das Martyrium beneidet, dessen Gott den getreuen Priester würdigt . . . Leben Sie wohl und denken Sie meiner auch in ernstesten Stunden und in Ihrem Gebete.“

Am 14. Juni 1877 meldete sich Simon in Frankenstein bei dem Untersuchungsrichter, der in freundlichster Weise auf seine Wünsche, z. B. bezüglich des täglichen Zelebrierens und der wissenschaftlichen Beschäftigung einging. Die vorhergehenden Tage hatten Simon durch zahllose Beweise von Teilnahme sehr erschüttert, sodaß er, um neuen, ergreifenden Szenen auszuweichen mit dem Wagen bis Faulbrück fuhr und erst von dort die Eisenbahn bis Frankenstein benutzte.

Sobald sich die Tür der Gefängniszelle hinter Simon geschlossen hatte, richtete er durch das vergitterte Fenster zunächst den Blick zu dem von hier sichtbaren, hochgelegenen St. Hedwigs-Kirchlein von Zadel und erhob sein Herz zu Gott, um ihm für die Gnade des Leidens zu danken und die kommenden Wochen und Monate aufzuopfern. Dann entwarf er sich eine bestimmte Tagesordnung, an der er unter allen Umständen festhielt. So spürte er, seine Zeit zwischen Gebet und Studium teilend, seinem eigenen Geständnis nach niemals Langeweile. Zu seinem eigenen Nutzen arbeitete er auf Grund der bei verschiedenen Priestererergitzien gemachten Aufzeichnungen ‚Meditationes breves ad spiritualis vitae profectum‘ und unter Benutzung des ‚hortus pastorum‘ von Jakob Marchantius die ‚Virga Aaronis‘ aus, die später von Fürstbischof Robert das Imprimatur erhielt, aber nicht in Druck erschien. Natürlich fehlte es auch nicht an wehmütigen Gemütsstimmungen, namentlich wenn an Sonn- und Feiertagen feierliches Glockengeläut in seine Zelle drang und er die Gläubigen über die Promenade den Kirchen zuströmen sah. Überaus tröstlich waren ihm die zahllosen Beileidsbezeugungen, die ihm nicht nur aus allen Teilen Deutschlands, sondern auch aus Österreich, Frankreich, Italien zugingen, sowie die Geschenke und Besuche hoher kirchlicher Würdenträger, der Frankensteiner Geistlichen und namentlich seiner lieben Schweidnitzer Parochianen. Den größten Trost aber schöpfte er aus der täglichen Darbringung des heiligen Messopfers.

Im Monat August 1877 wurde eine Unterbrechung der Haft notwendig, da ein quälender Husten, vollständige Schlaflosigkeit und Rheumatismus ihm viel zu schaffen machten. Er verlebte den ihm bewilligten vierwöchigen Badeurlaub in Johannisbad in Böhmen, nachdem er zuerst der Gnadenkirche in Wartha einen Besuch abgestattet hatte. Sichtlich gestärkt konnte er von Mitte September an seine Haft in Frankenstein fortsetzen und beendigen. Am 14. Februar 1878, Schlag neun Uhr, öffnete sich ihm die Pforte des Gefängnisses. Geleitet von einer ihm entgegengesandten Deputation seiner Pfarrgemeinde und seiner Frankensteiner Freunde trat er die Heimreise an. In Reichenbach begrüßten ihn feierlich die dortigen katholischen Einwohner. Freudig bewegt erblickte er bald hinter der genannten Station den Turm seiner geliebten Schweidnizer Pfarrkirche. Festliches Glockengeläut empfing den heimgekehrten Seelenhirten, als der Zug in die Bahnhofshalle von Schweidnitz einlief. Auf dem Bahnsteig begrüßte ihn ein Teil seiner Parochianen, und in einem stattlichen Zuge von Equipagen wurde er zu der herrlich geschmückten Pfarrkirche geleitet, an deren Hauptportal ihn die Stadtgeistlichen und andere, aus weiter Ferne herbeigeeilte Amtsbrüder willkommen hießen.

„Viel schwere, aber auch viel freudige Tage hat die altherwürdige Pfarrkirche von Schweidnitz im Laufe der Jahrhunderte erlebt, einen solchen Tag jedoch,“ schreibt Simon, „hat sie noch nicht gesehen, wie den heutigen, an dem sie, im seltensten Festschmuck prangend, ihren aus dem Gefängnis zu ihr zurückkehrenden Pfarrer willkommen hieß.“ Die geräumigen Hallen der Pfarrkirche waren überfüllt, und aus tausend Herzen und von tausend Lippen brauste der Dankhymnus *Te Deum laudamus* zum Himmel empor. Anderen Rundgebungen der Freude waren Schranken gezogen durch die Trauerkunde von dem am 7. Februar erfolgten Tode des großen Leidenspapstes Pius IX.

Zur bleibenden Erinnerung an seine Kerkerhaft, ließ Simon in einem Fenster seiner Pfarrkirche ein Glasgemälde „Die Befreiung des heiligen Petrus aus dem Gefängnis“ mit der Unterschrift ‚Simon in carcere‘ anfertigen. Seine Erinnerungen an jene bange Zeit legte er zu Nutz und Frommen der vielleicht einst staunenden Nachwelt in dem Schriftchen ‚Mirabilia‘, eine



Gefängnisstudie“ von Hugo Simon (Breslau, G. J. Uderholz, Buchhandlung, 2. Aufl. 1878) nieder. Er begnügt sich in dieser Schrift aber nicht mit der Darstellung seiner persönlichen Erlebnisse, sondern streut geistreiche Zeitbetrachtungen ein und rückt den „Kulturkämpfern“ scharf zu Leibe. Übrigens brachte ihn die Herausgabe dieses Büchleins, in dem er in echt Simon'scher Art frisch und frei von der Leber redet, von neuem in Konflikt mit dem Gericht. Er wurde in den Anlagezustand versetzt und am 12. April 1898 zu einer Geldstrafe von 300 Mark verurteilt. Die Broschüre verfiel dem Schicksal der Konfiskation. Doch waren bereits 2000 Exemplare abgesetzt. Es war für Simon ein großer Trost, daß in Schweidnitz selbst in der schlimmsten Kulturkampfzeit stets nur treukirchlich gesinnte Männer in die kirchlichen Körperschaften gewählt wurden. Ein schönes Zeugnis stellt er seinen Pfarrkindern aus, wenn er einmal schreibt: „Mag auch der mächtige Strom manches Hohle und Faule wegspülen, felsenfest stellt sich die Brust der Schweidnitzer Katholiken den brausenden Wogen entgegen.“

## 4.

## Wirksamkeit bis zum Tode.

Als Simon im Jahre 1881 wie alljährlich bei der Polizeibehörde um die Genehmigung, die Fronleichnamsprozession am Sonntag der Fronleichnamsoftave um den Markt führen zu können, einkam, erfolgte diesmal eine zustimmende Antwort, so daß sich die Prozession in üblicher Pracht durch die Stadt bewegen konnte. Das war ein Hoffnungsschimmer in der schweren Kulturkampfzeit. Aber es dauerte doch noch mehrere Jahre, ehe das verhängnisvolle Ordensgesetz, das dem kirchlichen Leben in Schweidnitz so schwere Wunden geschlagen hatte, aufgehoben wurde. Zunächst lehrten die Ursulinen nach Schweidnitz zurück. Am 12. April 1887 wurden sie von Klerus und Volk auf das feierlichste in der Stadt empfangen und in ihr rechtmäßiges Eigentum wieder eingeführt. 1890

traf die staatliche Genehmigung zur Wiedereröffnung des vor dreizehn Jahren staatlich aufgelösten Waisenhauses im Kreuzherrnstift unter Leitung der Hedwigsschwestern ein. Am 10. Oktober desselben Jahres erfolgte die feierliche Einweihung und Übergabe der Anstalt an die Schwestern dieser Kongregation. Den Vätern der Gesellschaft Jesu dagegen blieb die Rückkehr nach Schweidnitz wie überhaupt in das Deutsche Reich verwehrt. Ein sehnlicher Wunsch Simons erfüllte sich 1891, indem das von den Grauen Schwestern von der heiligen Elisabeth erbaute Krankenhaus nebst Kapelle eingeweiht werden konnte, das später eine Vergrößerung erfuhr. Glänzende Tage erlebte Schweidnitz, als 1883 Fürstbischof Robert Herzog und 1891 Fürstbischof Georg Ropp zur Spendung der heiligen Firmung hier weilte.

Hatte Simon schon während der ganzen Zeit seiner Pfarrverwaltung auf die Verschönerung seines Gotteshauses Bedacht genommen, so war es ihm gegen Ende seiner irdischen Laufbahn noch vergönnt, das große Werk einer umfassenden äußeren Wiederherstellung seines herrlichen Münsters in die Wege zu leiten. Es sollte mit der Herstellung der Westfront und namentlich des von Peter Zechlin 1420 erbauten Turmes begonnen werden. Zwar lehnten die kirchlichen Organe infolge der außerordentlich hohen Kosten (240 000 Mark) anfangs mit Rücksicht auf die notorische Armut der Kirchengemeinde das Wiederherstellungsprojekt ab, doch fand die schwierige finanzielle Frage eine überraschend günstige Lösung, so daß in den Jahren 1893—1896 die bauliche Wiederherstellung durchgeführt werden konnte. Seitdem schaut der weit und breit bekannte Kirchturm in verjüngter Schönheit auf die alte Stadt und die gesegneten Fluren des Weistrithtales herab.

Im Jahre 1890 feierte Simon sein fünfundzwanzigjähriges Ortsjubiläum. Fünf Jahre später ernannte Kardinal Ropp den in der ganzen Diözese hochgeschätzten Priester zum Ehrendomherrn. Aus beiden Anlässen wurden Simon von seiner Gemeinde herzliche Ovationen bereitet. Mit zunehmendem Alter stellte sich bei ihm ein schweres inneres Leiden ein, das er jedoch bei seiner kräftigen Natur immer wieder überwand. Im Juli 1897 fühlte er sich so wohl, daß er eine Reise nach Bayern zum Besuch eines



befreundeten Generals zu unternehmen beschloß. Allein, schon in Wien kam das alte Leiden in einer so ernsten Weise zum Ausbruch, daß an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken war. Der Arzt erklärte eine Operation für aussichtslos. Seine letzten Lebenstage verbrachte Simon im Hospital der Barmherzigen Brüder an der Laborstraße. Er wurde mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Die ihn betreuenden Barmherzigen Brüder konnten nicht genug seine Freundlichkeit und Dankbarkeit für jeden, auch den geringsten Liebesdienst rühmen. Rührend war seine Andacht zum heiligsten Herzen Jesu, dessen Bild er ständig in seiner Hand trug und ehrfurchtsvoll küßte. Man wollte seine schwere Erkrankung nach Schweidnitz melden, aber der Kranke wehrte ab: „Lassen Sie es, damit die Verwirrung nicht noch größer wird. Mein Haus ist bestellt.“ Am 22. Juli 1897 früh vier Uhr, entschlummerte er sanft im Alter von 69 Jahren und 26 Tagen. Der Barmherzige Bruder Theodosius Schmidt, aus Steinseiffersdorf bei Reichenbach gebürtig, brachte auf den Wunsch des Verstorbenen die Leiche nach Schweidnitz.

Tief erschüttert, mit lautem und verhaltenem Schluchzen empfing am 25. Juli die katholische Pfarrgemeinde am Bahnhof die sterblichen Überreste ihres geliebten Seelsorgers, die zunächst in der Marmorkapelle aufgebahrt wurden. Am folgenden Tage fand die Beisetzung statt. Generalvikar Speil, einst wie Simon Kaplan in Oppeln, zelebrierte das feierliche Requiem in der überfüllten Pfarrkirche. Die Beisetzung in der Pfarrkirche vollzog sein ehemaliger Pfarrer und langjähriger Freund, Weihbischof Dr. Hermann Gleich. Sechzig Priester umstanden das Grab. Der katholische Gesellenverein Oppeln war durch eine Deputation mit der „Dänenfahne“ vertreten. Eine Leichenrede hatte sich Simon verboten. Dagegen wurde seinem Wunsche gemäß von der Kanzel ein von ihm verfaßtes Abschiedswort an seine Pfarrgemeinde unter tiefster Ergriffenheit der Parochianen durch Erzpriester Reimann verlesen. Der verstorbene Seelsorger dankt darin seinen Pfarrkindern für die ihm erwiesene Liebe und Folgsamkeit, für die Treue gegen die heilige Kirche in der schweren, bitteren Kampfszeit, und ihre treue Mitarbeit am Vereinsleben und in der Caritas. Er bittet sie um Vertrauen zu dem neuen, ihnen vom

Bischof zu bestellenden Seelenhirten und beschwört sie, vor allem über die Seelen ihrer Kinder zu wachen durch Erziehung zur Gottesfurcht und Treue gegen die Kirche. Schließlich bittet er alle um Verzeihung und um das fürbittende Gebet.

Sein Vermögen hatte Simon im wesentlichen seiner Lieblingsstiftung, dem Waisenhanse der Hedwigsschwestern, vermacht. Aber seine Hand war zu Lebzeiten schon so freigebig gewesen, daß für das Stift nicht viel übrig blieb.

Einen ehrenden Nachruf hat dem Verstorbenen sein Amtsnachfolger in der Pfarrchronik geschrieben: „Als eifriger Priester, begabt mit glänzender Beredsamkeit, unerschrocken in der Verteidigung seiner heiligen Kirche, patriotisch, besorgt für das Wohl seiner Gemeinde in jeder Beziehung, opferwillig in der Gründung und Erhaltung kirchlicher Anstalten, begeistert für die Zierde des Hauses Gottes, als Förderer des Vereinswesens, als Wohltäter der Armen, als lieber trauter Konfrater in Pflege seltener Gastfreundschaft, als leuchtendes Beispiel der Priester hat Simon unter uns gewirkt.“ Zur Bervollständigung dieses Charakterbildes wäre etwa noch Folgendes hinzuzufügen: Simon war, so ernst und würdevoll er auch zu repräsentieren verstand, eine sonnige, heitere Natur, von herzerquickendem Humor, geistreich und schlagfertig. Einem Leutnant, der ihn während des Militärgottesdienstes bei der Predigt dadurch störte, daß er ihm den Rücken zukehrte, rief er von der Kanzel herab zu: „Herr Leutnant, hier ist die Front.“ Furcht kannte er im Toben der Zeitkämpfe ebensowenig wie einst im Donner der Geschütze vor den Düppeler Schanzen. In seiner Selbstlosigkeit war er, wie die Schweidnitzer und Bögendorfer bezeugen können, auch zu den größten Opfern bereit. In seinem Wesen lag etwas Ritterliches, Großherziges. Eines Abends hatte er mit einem seiner jungen Amtsbrüder einen kleinen Auftritt. Als dieser am folgenden Morgen schuldbewußt und um Abbitte zu leisten in Simons Zimmer trat, ließ ihn dieser erst gar nicht zu Worte kommen. Er ging ihm entgegen, schloß ihn in seine Arme und sagte nur: „Ich wußte, daß Sie kommen werden.“ Als begeisterter Freund der alten Klassiker las er noch im Alter den Horaz. Die Pfarregistrarur hielt er in musterhafter Ordnung. Sein Interesse für die



Heimatgeschichte betätigte er durch die Abfassung einer zweibändigen Pfarrchronik, die im Schweidnitzer Pfarrarchiv aufbewahrt ist. Von den Erzeugnissen seiner schriftstellerischen Tätigkeit seien erwähnt: „Kurze Abfertigung des Herrn Professors Dr. J. Reinkens, Breslau 1861“, „Christliche Kriegsreden, Predigten-Zyklus, gehalten vor der katholischen Militärgemeinde zu Breslau,“ Würzburg 1866, „Mirabilia. Eine Gefängnisstudie,“ Breslau, Aderholz, 2. Auflage. 1878.

Vor dem Herz-Jesu-Altar der Schweidnitzer Pfarrkirche, an dem Simon gewöhnlich das heilige Messopfer darbrachte, bezeichnet eine Marmortafel die Stelle, wo dieser ausgezeichnete Pfarrer der Auferstehung entgegenharrt. Sie trägt die schlichte, von ihm gewünschte Inschrift:

Parochus Hugo Simon,

nat. Berolini 27. Juni 1828

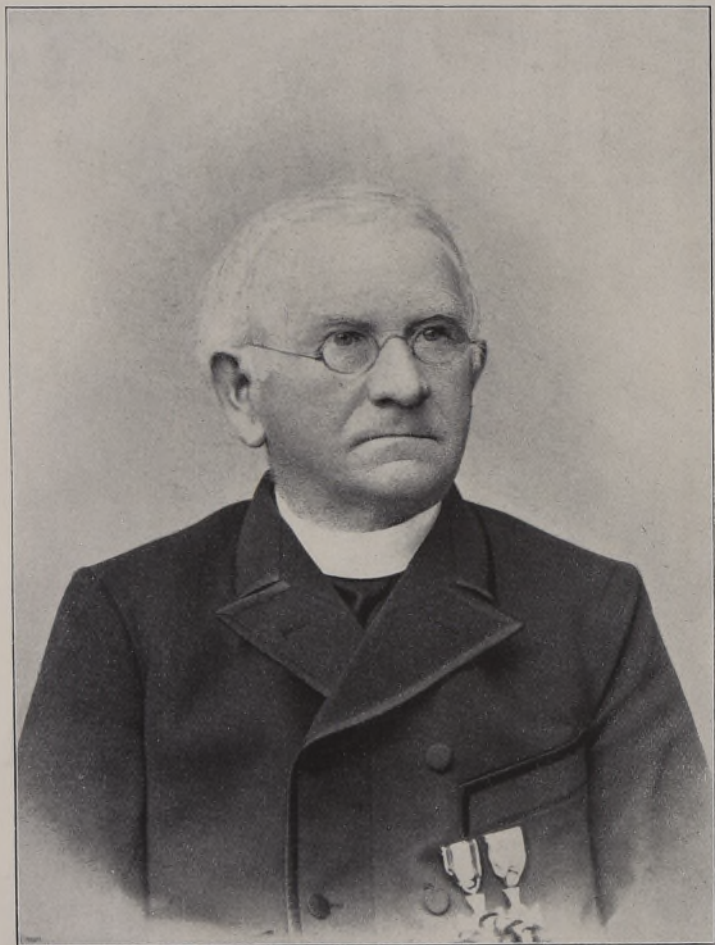
ob. Vindobonae 22. Juli 1897.

Hic sepultus est.

Voluit. — Quiescit.







Augustin Weltzel





Das Interesse für heimatgeschichtliche Forschung hat sich in der Breslauer Diözese, abgesehen von der Stadt Breslau, beim Klerus nirgends in so erfreulicher Weise ausgewirkt wie in der Ratiborer Gegend. Franz Xaver Heide, Hermann Schaffer, Karl Gromann, Augustin Welzel und Josef Gregor werden im Schrifttum der oberschlesischen Geschichtsforschung stets mit Ehren genannt werden. Ganz besonders scheint Muse Klio ihr Auge auf das bei Ratibor gelegene Dorf Tworkau geworfen zu haben, dessen barocker Kirchturm und parkumsäumter Edelsitz den mit dem Dampfroß gen Oderberg Reisenden so freundlich grüßen, denn das dortige schlichte Pfarrhaus ist die Stätte des heimatgeschichtlichen Schaffens der drei letztgenannten Priester. An Fruchtbarkeit im edelsten Sinne des Wortes kann sich kein oberschlesischer Geschichtsforscher mit Pfarrer Augustin Welzel von Tworkau messen, dem Altmeister der Geschichte Oberschlesiens. Seine Werke sind eine reiche und unentbehrliche Fundgrube für jeden, der sich mit oberschlesischer Geschichte beschäftigt. Vorbehaltslos wird man den Worten beistimmen, die Geistlicher Rat Dr. Hermann Schaffer am Grabe Welzels sprach: „Noch nach vielen Jahrzehnten werden Pfarrer und Behörden in zweifelhaften Fällen seine Nachrichten zu Rate ziehen, und diese werden aus der Fülle seiner Sammlungen von den Suchenden wie wertvolle Perlen aus dem Schoße des Meeres gehoben werden.“

Der Altmeister der Geschichte Oberschlesiens war kein geborener Oberschlesier. Seine Heimat ist Zeltzsch in der Parochie Meleschwik, Kreis Ohlau, der auch sein um zwei Jahre älterer Freund Hermann Gleich, Weihbischof von Breslau, entstammt. Geboren am 9. April 1817 als Sohn eines gräflich Saurma'schen Waldbereiters besuchte Augustin Bogislaus Welzel die St. Vinzenzschule in Breslau und seit Herbst 1830 das St. Matthias-

gymnasium, das er 1838 mit dem Zeugnisse der Reife verließ. Seiner Neigung zum Priesterstande folgend, studierte er dann an der Universität Breslau Theologie, hörte aber auch die Vorlesungen der Historiker Stenzel und Ruken und vervollkommnete sich in der polnischen Sprache, deren Kenntniss ihm während seiner priesterlichen Tätigkeit und bei seinen geschichtlichen Forschungen sehr zu statten kommen sollte. In dem uralten Egidienkirchlein auf der Dominsel empfing er am 8. Mai 1842 durch Weihbischof Daniel Latuffel die Priesterweihe und feierte seine Primiz in der Marienkapelle des Domes. Sein erster Seelsorgsposten war Stettin. Neben angestrebter pastoraler Tätigkeit an diesem Orte, in den Garnisonstädten Pommerns und der Mark, sowie in den aus der Pfalz eingewanderten Gemeinden, widmete er sich eifrig dem Studium norddeutscher Kirchengeschichte und gewann durch seine Leistungen auf diesem Gebiete bald die Achtung der Fachgelehrten in solchem Grade, daß er als Kaplan in den Vorstand der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde gewählt wurde. Ein Niederschlag seiner damaligen geschichtlichen Studien sind seine zahlreichen Veröffentlichungen in der Zeitschrift dieser Gesellschaft und ein Lebensbild des heiligen Otto, des Apostels der Pommern. Nach vierzehnjähriger Kaplanstätigkeit in der Diaspora ging seine Sehnsucht nach einer Pfarrei in der schlesischen Heimat endlich in Erfüllung, indem Graf Saurma-Jeltsch ihn 1857 für die Pfarrei Tworkau bei Ratibor präsentierte. Seine Einführung hierselbst erfolgte am 22. September dieses Jahres durch Erzpriester, Ehrendomherrn Dr. Heide.

Welzels Übersiedlung nach Tworkau war für die oberschlesische Geschichtsforschung providentiell. Eben hatte Wattenbach den Codex diplomaticus Silesiae mit der Herausgabe der Urkunden oberschlesischer Klöster eröffnet, dessen Wirkung auf die beteiligten Kreise Colmar Grünhagen treffend mit der eines befruchtenden Regens auf dürrerem Erdreich vergleicht.

In Welzel wurde nun Oberschlesien der Mann geschenkt, der, von Liebe zu seiner neuen Heimat beseelt, mit Bienenfleiß alle oberschlesischen Archive und Registraturen, die irgendwie Ausbeute versprachen, durchforschte, alle Nachrichten von irgend welchem geschichtlichen Wert in seinen Kollektaneen sammelte, und



dann, im Besitz umfassender lokalgeschichtlicher Kenntnisse, eine Reihe Monographien schrieb, die über die Vergangenheit ganzer oberschlesischer Landstriche, die bisher in historischer Hinsicht so gut wie ein terra incognita waren, Licht verbreiten. Er verfaßte: Die Geschichte der Städte Ratibor (1861 erste, 1881 zweite Auflage), Cosel (1866 erste, 1888 zweite Auflage), Neustadt 1870, Guttentag 1882, Sohrau 1884, der „Besiedlung des nördlich der Oppa gelegenen Landes“ 1890, der Pfarrei Ostrog 1882, Pogrzebin 1888, der Zisterzienserpropstei Rasimir 1889, des Fürstlichen Zisterzienserstifts Himmelwitz 1895 (die beiden letztgenannten Veröffentlichungen sind Sonderabdrücke aus dem Schlesischen Pastoralblatt), die Geschichte des Ratiborer Archipresbyterates (1885 erste, 1896 zweite Auflage), der Grafen v. Saurma-Jeltsch 1869, der Freiherren von Eichendorff 1874, der Grafen Praschma 1883. Die von ihm ausgearbeitete Geschichte des Grafen v. Oppersdorff ist nicht im Druck erschienen. In polnischer Sprache veröffentlichte er 1877 die Geschichte der Grafen v. Gaschin und das „Leben der seligen Euphemia“ († 17. Januar 1359 zu Ratibor). Überaus zahlreich sind die Artikel, die Welzel in schlesischen historischen und kirchlichen Zeitschriften veröffentlicht hat. Es seien hier genannt seine Aufsätze: „Das Archidiaconat Oppeln (Zeitschrift für Geschichte Schlesiens 1875), „Beiträge zur Geschichte der Gegenreformation in Oberschlesien“ (Schles. Pastoralblatt 1877). Das Kollegiatstift zum heiligen Bartholomäus in Oberglogau (Zeitschrift Gesch. Schlesiens 1895), Nachrichten über das Leben und die Verehrung des heiligen Hyacinth in Groß Stein, Kr. Groß Strehlitz (Schles. Pastoralblatt 1896). Schätzenswerte Beiträge lieferte er zu Siebmachers Wappenbuch (München), den Wappenbüchern des lebenden und ausgestorbenen Adels Schlesiens von Pfarrer Blazek, und dem Sammelwerke des Pfarrers Müller in Nürtingen über die wichtigsten Wallfahrtsorte Deutschlands. In dem letztgenannten Werke entstammt seiner Feder die Beschreibung und Geschichte von Pischow und St. Annaberg. Hand in Hand mit diesen Arbeiten ging ein ausgedehnter Briefwechsel. Die noch vorhandenen ca. 400 Gesuche und Dankschreiben von Adligen und ca. 1000 Schriftstücke von Gelehrten und Geistlichen sind nur ein Bruchteil seiner reichen Korrespondenz. Auch die Behörden, von

den Magistraten bis hinauf zum Kriegsminister, nahmen die Hilfe des Pfarrers von Tworkau in Anspruch, auf den jener Anspruch angewandt werden kann, den Fürstbischof Heinrich Förster einst in bezug auf Professor Hugo Lämmer getan hat: „Mir graut vor dem Wissen dieses Mannes.“ Das Pfarrhaus in Tworkau galt als eine Art Auskunftsbüro in obererschlesisch-historischen Angelegenheiten, wo jeder Fragesteller möglichst umgehend liebenswürdige Auskunft erhielt.

Was Welzel bei seinen Forschungen sehr zu statten kam, war der Umstand, daß seine Pfarrei verhältnismäßig leicht zu pastorisieren war, da die Ortschaft sich ziemlich gedrängt um die Kirche gruppiert, und sodann die Abgelegenheit der Pfarrei, die ihm häufige, zeitraubende Besuche fernhielt. Andererseits erschwerte ihm die Entfernung von den archivalischen Brennpunkten Breslau und Oppeln das Arbeiten, doch wurden ihm von den in Betracht kommenden Stellen Urkunden und Akten in entgegenkommender Weise zur Einsicht übersandt. Nach dem Tode des Oppelner Regierungspräsidenten v. Viebahn, dessen Anregung Oberschlesien eine stattliche Reihe von Stadtchroniken verdankt, wurden ihm unter dem Regierungspräsidenten v. Hagemeister nicht mehr alle archivalischen Materialien aus der Regierungsregistratur zur Verfügung gestellt. Das war für den stets objektiv denkenden und handelnden Welzel schmerzlich, ebenso schmerzlich wie die Enthebung von der Aufsicht über die Tworkauer Schule in dem Kulturkampfjahre 1873 unseligen Andenkens.

Welzels Arbeiten beruhten von Anfang an auf wissenschaftlicher Grundlage. Stets ging er, unterstützt durch seine Kenntnis der polnischen und tschechischen Sprache, auf die primären Quellen zurück und verarbeitete diese mit kritischem Scharfsinn und Objektivität. In dem Vorwort zu seinem letzten großen Werke, der Geschichte der Stadt Sohrau, sagt er: „Gleichwie der Bergmann in die Schachten hinabsteigt und aus dem Inneren der Erde das Erz mühsam zu Tage fördert, wie dann der Hütten- und Fabrikarbeiter den rohen Stoff zum Gebrauch der Menschen umschafft und zubereitet, so muß der Forscher die verborgenen Urkunden aus dem dunklen Schoß der Archive ans helle Tageslicht fördern, das dargebotene Material im Schmelztigel der Kritik reinigen und in



gediegener Behandlung mit anziehender Darstellung als brauchbares Geistesprodukt dem Lehrer zum behaglichen Genuß darbieten.“ Mit diesen Worten hat Welzel seine eigene jahrzehntelange Forscherarbeit gezeichnet, nur wird bei aller Wertschätzung seiner Leistungen die Einschränkung zu machen sein, daß die Lektüre seiner Arbeiten nicht immer behaglichen Genuß darbietet, da bei seinem Streben nach möglichstster Vollständigkeit und der Wiedergabe aller Kleinigkeiten (deren Kenntnis allerdings im einzelnen Falle von großer Wichtigkeit sein kann) sowie seiner annalistischen Methode doch die Übersichtlichkeit zu Schaden kommt. Störend wird auch oft die Unzulänglichkeit der Quellenangabe und vor allem der Mangel von Registern empfunden. Nur der zweiten Auflage seiner Geschichte des Archipresbyterates Ratibor ist ein Index, aber nur von Personennamen (Adel, Klerus, Lehrer) beigegeben. Recht wertvoll für jeden, der eine Pfarr- oder Schulchronik schreiben will, ist die diesem Werke vorangestellte Übersicht über die von ihm benutzten handschriftlichen Quellen und gedruckten Hilfsmittel. Alles in allem kann man aber nicht hoch genug das Verdienst dieses gelehrten Priesters bewerten, der auf seiner einsamen Pfarrei bei äußerst gewissenhafter Erfüllung seines seelsorglichen Amtes wissenschaftliche Kulturarbeit leistete und unter Verzicht auf jeden materiellen Vorteil, seinen eigenen Worten gemäß, in der Förderung der Vaterlandskunde sich reich belohnt fühlte. Dabei hat es Welzel an äußeren Ehren nicht gefehlt. Der Staat erkannte seine Verdienste durch Ordensauszeichnungen an. Die katholisch-theologische Fakultät der Universität Breslau erteilte ihm 1889 das Diplom als Doktor der Theologie honoris causa. Der Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens widmete ihm zu seinem goldenen Priesterjubiläum die von Markgraf verfaßte Schrift „Die Rechnung über den Peterspfennig im Archidiaconat Oppeln 1447.“ Mit besonderer Freude erfüllte ihn das Interesse, das seine Oberhirten seinen Forschungen entgegenbrachten. Fürstbischof Heinrich Förster ernannte ihn zum Geistlichen Rat. Fürstbischof Robert Herzog gab die Anregung zur Abfassung der Geschichte des Archipresbyterates Ratibor und setzte in bezug auf die weitere Entwicklung der diözesangeschichtlichen Studien sein besonderes Vertrauen auf ihn als den „Veteran und Diözesanhistoriographen“.

Kardinal Ropp finanzierte nicht nur die zweite Auflage seiner Ratiborer Archipresbyteratsgeschichte, sondern regte auch Verbesserungen an und erklärte sich sogar bereit, sein Manuskript selbst durchzusehen.

Welzel trieb seine schriftstellerischen Studien mit einer wahren Leidenschaft. Ihnen opferte er seine ganze freie Zeit, und wer dem vielleicht gerade mit der Entzifferung einer Urkunde oder der Lösung eines historischen Problems Beschäftigten durch einen unverhofften Besuch eine besondere Freude zu machen glaubte, konnte wohl in den Mienen des Besuchten zunächst eine gewisse Enttäuschung lesen, so herzlich auch nachher von Welzel das Schriftwort *„hospitales estote“* befolgt wurde. Aber die erste und vorzüglichste Sorge Welzels galt doch den Seelen seiner Pfarrkinder, die ihn deshalb auch wie ihren Vater liebten und dies ebenso wie sein Patronatsherr bei seinem silbernen und goldenen Priesterjubiläum durch reiche Geschenke an die Kirche zum Ausdruck brachten. Daß der eifrige Seelenhirt auch auf die Verschönerung seines freundlichen, seit 1691 von Meister Gassenreuter aufgeführten und vom Stuckateur Antonio Signo gezierten Gotteshauses bedacht war, ist selbstverständlich. Bei seinen Konfratres erfreute sich Welzel großer Beliebtheit, denn er war „stets ein fleißiger Mitarbeiter bei kirchlichen Festen, ein fröhlicher Gast und ein geistreicher, schlagfertiger Wortführer.“ Für seine edle Gesinnung ist ein Vorfall bezeichnend, dessen auch Geistlicher Rat Schaffer in der ihm gehaltenen Leichenrede gedachte: Als der mit Glücksgütern ganz und gar nicht gesegnete fränkische Kaplan von Benkowitz in einer Gesellschaft erzählte, daß ihm der Arzt geraten habe wegen seines Lungenleidens bald ein Bad aufzusuchen, da besann sich der gerade anwesende Welzel nicht lange, zog aus seiner Tasche einen Hunderttalerschein und reichte ihn dem armen Konfrater mit den Worten: „Wenn Sie gesund und reich werden, geben Sie mir's wieder.“

Im Mai 1892 feierte Welzel unter herzlicher Anteilnahme weitester Kreise sein goldenes Priesterjubiläum. An seinem 80. Geburtstage, den 9. April 1897 fühlte er sich, wie sein ganzes Leben hindurch, gesund, nur hatte durch das anstrengende Lesen der Urkunden und Handschriften sein Augenlicht nachgelassen. Wie



arbeitsfreudig er noch im hohen Alter war, bezeugt seine öfters an seine Freunde gerichtete Aufforderung: „Geben Sie mir ein Thema, das ich noch bearbeiten kann.“ Aber noch im Sommer des letztgenannten Jahres stellte sich bei ihm ein schweres Milzleiden nebst Herzschwäche ein. Ende September teilte er dem Generalvikariat mit, das Gebet seiner Parochianen habe ihn mit Gotteshilfe der drohenden Todesgefahr entrissen, er fühle sich gegenwärtig ziemlich wohl, doch sei infolge der rauhen Herbstzeit seine vollständige Wiederherstellung in einige Ferne gerückt. Herzlich bat er, um seinen guten und braven Parochianen eine geordnete Seelsorge nicht zu entziehen, um die Anstellung eines Kaplans in Tworkau. Dieser Wunsch wurde ihm zwar erfüllt, aber die erhoffte Wiedergenesung sollte ihm nicht beschieden sein. Am 4. November 1897, gegen Mittag, ging Welzel, wiederholt durch den Empfang der heiligen Sakramente gestärkt, in die Ewigkeit hinüber. Vier Tage später wurde er nach dem feierlichen Totenamt und einer deutschen und polnischen Leichenrede unter den Gebeten und Tränen seiner Pfarrkinder vor dem Hauptportal seiner Pfarrkirche beigesetzt. In der deutschen Leichenpredigt sprach Geistlicher Rat Dr. Schaffer aus Ratibor u. a. tiefbewegt folgende Worte, die eine schöne Charakteristik des Verstorbenen enthalten. „Wir werden, solange uns des Todes Schatten das Gedächtnis nicht verdunkelt, uns seiner erinnern und sein Bild festhalten als das Bild eines lieben Freundes und Bruders, dessen fast jugendliche Lebhaftigkeit und Geistesfrische im hohen Greisenalter uns stets anregend, angenehm und auch bei wahrheitsliebendem Tadel erfreulich war. Der Tod hat den dunklen Schleier gebreitet über den kleinen, zart gebauten Mann mit dem großen, wohlwollenden Herzen, mit der mächtigen Stimme, der emsig schreibenden Hand, mit dem sicheren Gedächtnis, der 55 Jahre Priester, seit 40 Jahren Pfarrer in der Gemeinde Tworkau, manche Seele vor dem Tode bewahrt, eine glückliche Wendung in dem Geschehe der Gemeinde hervorgebracht und Heilung für tiefe Wunden früherer Jahrzehnte geboten hat. Mit seinem Anblicke wird sein Name nicht entschwinden, denn zuverlässiger als durch Gedenktafeln aus Erz und Marmor wird er der Nachwelt überliefert durch Geschichte und Jahrbücher.“

Seine handschriftlichen Sammlungen hat Welzel dem Staatsarchiv, der Stadtbibliothek und dem Fürstbischöflichen Diözesanarchiv in Breslau letztwillig vermacht; sie geben Zeugen von dem eisernen Fleiß dieses in jeder Beziehung gewissenhaften Mannes, dem der Ehrentitel eines „Altmeisters der Geschichte Oberschlesiens“ mit Recht zukommt.





Joseph Wick

XI.

# Joseph Wick

1820—1903.





Joseph Laurentius Wiß gehört zu der nicht geringen Zahl hochverdienter Diözesanpriester, deren Wiege außerhalb unserer Diözese gestanden hat. Seine Heimat ist das in der Erzdiozese Gnesen-Posen gelegene Dorf Mellentin, wo er als das viertälteste Kind des Freibauern Johann Wiß und seiner Ehefrau Elisabeth am 27. August 1820 das Licht der Welt erblickte. Ein Stiefbruder mütterlicherseits, Propst Martin Tuszyński, nahm den frischen, begabten Knaben, als dieser das dreizehnte Lebensjahr erreicht hatte, zu sich nach Schönlanke, erteilte ihm den ersten lateinischen Unterricht und ließ ihn dann die dortige Rektoratschule besuchen. Seine Gymnasialstudien machte Wiß seit 1834 auf dem Progymnasium zu Deutsch Krone und am Gymnasium in Posen. Den Religionsunterricht erhielt er an letztgenannter Anstalt in polnischer Sprache, von der er wenig verstand, sodaß die Schlußzensur in Religion beim Abiturium keine glänzende war. Nach bestandener Reifeprüfung studierte er in Breslau sechs Semester Theologie, meldete sich, auf der Reise zu seinem Stiefbruder begriffen, in Posen zum Konkursexamen, bestand dasselbe ‚cum laude‘ und unterzog sich nach einigen Monaten in Breslau ‚partim summa, partim magna cum laude‘ dem Lizentiatenexamen. Als Posener Diözesan trat er in das Klerikalseminar zu Gnesen ein, nahm dann jedoch seine Entlassung in die Breslauer Diözese und wurde, nachdem er kurz zuvor während seines Aufenthaltes in seiner Heimat eine Broschüre gegen Czerski, Kongses Gefährten, verfaßt hatte, Ende Februar 1845 in das Breslauer Alumnat aufgenommen. Vier Monate später, am 20. Juni, empfing er vom Weihbischof Daniel Latuffel die Priesterweihe. Auf der Reise zu seinem Stiefbruder Martin nach Schrotz, wo er seine Primiz feiern wollte, gab er einen Beweis seiner Unerforschtheit und Schlagfertigkeit. An demselben Tage nämlich, an dem er Posen passierte, wollte Czerski dort auftreten, hauptsächlich um die deutschen Ka-



tholiken für den Rongeanismus einzufangen. Nun hatte man katholischerseits als Gegendemonstration zwar eine großartige Prozession vom Dom nach der Pfarrkirche St. Maria Magdalena mit polnischer Predigt und einem Hochamt festgesetzt, aber der in erster Linie gefährdeten deutschen Katholiken nicht gedacht. Um das Versäumte nachzuholen, wurde in letzter Stunde für den Nachmittag dieses Tages ein deutscher Gottesdienst in der Bernhardinkirche angesetzt, aber die Verlegenheit wegen eines Predigers war groß. Da wurde der Name des Neupriesters Vic. Wid genannt, der gerade im geistlichen Seminar speiste. Wid erklärte sich sofort zum Predigen bereit und hielt zwei Stunden, nachdem er den Auftrag erhalten, in der überfüllten Kirche eine mächtig einschlagende Predigt über das Schriftwort: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, es sind viele falsche Propheten in die Welt ausgegangen.“

Nach seiner Primiz wollte sich Wid in Breslau auf die Lehrtätigkeit an der hiesigen theologischen Fakultät vorbereiten; da wurde er durch Vermittelung seines Stiefbruders vom Weihbischof Dombrowicki in Posen auf das Dringendste ersucht, mit Rücksicht auf die Seelengefahr, die den deutschen Katholiken in Posen vom Rongeanismus her drohte, sich für die Erzdiözese zur Verfügung zu stellen. Im Einvernehmen mit Fürstbischof Melchior von Diepenbrock kehrte Wid nach Posen zurück, und entfaltete hier namentlich auf den Kanzeln der Dominikaner- und St. Martinskirche eine solch segensreiche Wirksamkeit, daß die neue Sekte hier so gut wie verschwand. Die Regierung begünstigte damals noch die Rongeaner, und so kam Wid als Vorkämpfer des katholischen Glaubens in unangenehme Verwickelungen mit den staatlichen Aufsichtsorganen. Aber man konnte ihn nicht fassen, und eine persönliche Aussprache mit dem Oberpräsidenten, in der er gegen polizeiliche Spionage protestierte und die Versicherung abgab, daß die deutsche katholische Gemeinde an antipreußische Agitation nicht denke, verschaffte ihm endgiltig Ruhe.

Nach Erfüllung seiner Mission kehrte Wid gern, zumal da man ihm in Posen keine annehmbare dauernde Stellung anbot, im Sommer 1846 nach Breslau zurück und wurde vom Fürstbischof und dem Domherrn Förster, dessen Gunst er sich schon durch

seine Broschüre gegen die neue Sekte erworben, freundlich aufgenommen. Er bereitete sich nunmehr auf die akademische Lehrtätigkeit vor und habilitierte sich Ostern 1847 nach Veröffentlichung einer Schrift *de traditione catholica* als Privatdozent mit der Probenvorlesung *de disciplinis S. Anselmi et Scoti Erigenae inter se dissidentibus*. Sodann las er vor gut besetztem Auditorium Apologetik und Patrologie, zwei in der Fakultät bisher lange vernachlässigte Fächer. Außerdem hielt er durch zweieinhalb Jahre Vorlesungen über neuere Kirchengeschichte, Symbolik und ein besonderes beifällig aufgenommenes Publicum über den Zölibat. Über die finanziellen Schwierigkeiten halfen ihm die Einkünfte einer Benefiziatenstelle an der St. Elisabethkapelle am Dom und später der Kuratie bei St. Adalbert einigermaßen hinweg.

So war Wied auf dem Wege zum Universitätsprofessor, da kreuzte Reinkens seinen Weg. Dieser habilitierte sich hier als Privatdozent der Kirchengeschichte und wurde von Balzer und seinem Anhang wie auch von hoher kirchlicher Stelle sehr begünstigt. Wie Wied erzählt, stand die Fakultät vor der Frage, ob er (Wied) nach zweieinhalbjähriger Privatdoktion zum Extraordinarius befördert werden sollte. Von Balzer und seinen Freunden wurde diese Frage verneint, da er noch nicht drei Jahre doziert hatte, offenbar um Reinkens die Bahn freizuhalten. Das konnte Wied nicht verwinden; er gab die Lehrtätigkeit auf. Dadurch wurde nun er im erhöhten Maße frei für jene Tätigkeit, durch die er für die Breslauer Diözese geradezu providentiell geworden ist und sich den Anspruch auf die dauernde Dankbarkeit der Diözese erworben hat.

Das Sturmjahr 1848 brachte unserem Vaterlande die Verfassung, Aufhebung der Zensur, die Vereinsfreiheit; Dinge, die auch der katholischen Kirche zugute kamen. Da nach der Verfassung jede Religionsgesellschaft ihre Angelegenheiten selbst ordnen und verwalten sollte, wurde die katholische Kirche, vorläufig wenigstens in der Theorie, frei. Infolge der Aufhebung der Zensur konnten die Katholiken ihre Rechte in der Presse vertreten, und durch die Vereinsfreiheit war auch den Katholiken Gelegenheit gegeben, ihre politischen Rechte öffentlich zu verteidigen und sich politisch zu organisieren. „Die Märzrevolution,“ sagt Wied, „hatte uns Katholiken die vom bürokratischen Polizeistaat aufgezwungene Mund-



sperre aufgehoben. Es galt nun, wo alles nach Freiheit schrie und sich rührte, auch für uns die Freiheit zu nützen zum Besten der Kirche.“ Die Historisch Politischen Blätter richteten einen begeisterten Appell an das katholische Volk: „Die Freiheit eurer Kirche soll zur Wahrheit werden. Sie soll fortan keine dienende Magd des Staates mehr sein. Darum, ihr Katholiken, schüttelt den Schlaf aus euren Gliedern und steht für eure Sache ein, damit die Freiheit kein Monopol einer Partei, sondern ein Gemeingut aller werde. Wacht darum auf und haltet zusammen: Ihr seid die volle Hälfte der Nation.“

Der Mainzer Domdekan Lennig und Professor Riffel begründeten in Mainz den „Verein für religiöse Freiheit“ oder „Piusverein“, der ohne jede politische Tendenz über den Begriff und die Handhabung der Freiheit aufklären und jede Verletzung der Religionsfreiheit abwehren sollte. In der richtigen Erkenntnis, daß die Richtlinien für die Aktion der Katholiken von den Bischöfen gegeben werden müßten, betrieb Lennig eine Versammlung sämtlicher deutschen Bischöfe. Diese kam im Spätherbst 1848 in Würzburg unter dem Vorsitz des Erzbischofs v. Geißel zustande und proklamierte in einer Denkschrift vom 14. November die Prinzipien des inneren und äußeren Lebens der Kirche, die für alle Katholiken in dem Ringen um die Verwirklichung des Freiheitsgedankens maßgebend sein sollten.

In Schlessien war es der Lizentiat Wied, der, dem Helden Gideon gleich, in die Posaune stieß, das katholische Bewußtsein weckte, die Katholiken über das zu erstrebende Ziel aufklärte und die Organisation der Katholiken in die Hand nahm. Schon am 8. Juni 1848 führte er in Breslau den „Katholischen Zentralverein für religiöse und kirchliche Freiheit“ ein, den Urstamm aller späteren katholischen Vereine Schlesiens. Die Gründungsversammlung fand in einem unscheinlichen Gasthause auf der Matthiasstraße 25, im „Schwarzen Adler“, gegenüber der Elftausend Jungfrauenkirche, statt. Etwa 200 Personen, meist Studenten und zwar Theologen, hatten sich eingefunden. Da eine Rednertribüne fehlte, benutzte Wied eine Kutsche als Podium. Er trug der Versammlung sein Programm vor, wurde durch Zuruf zum ersten Präsidenten des Vereins gewählt und forderte zum Eintritt in den

Berein auf. Die Zahl der Teilnehmer wuchs in kurzer Zeit derart, daß der Verein schon im Juli in den „Russischen Kaiser“ übersiedelte, der für 2500 Personen Platz bot. An jedem Dienstag fanden bei vollgefülltem Hause Vereinsitzungen statt, in denen Wied und andere hervorragende katholische Männer wie die Domherren Sauer, Ritter, Balzer, ferner Professor Gihler, Lic. Welz, Schulrat Barthel, Administrator Gomille, Kaplan Nicht u. a. zeitgemäße Vorträge hielten. Die Seele des Ganzen aber war Wied, der zu jedem Opfer bereit war und mit einer glühenden Begeisterung für die gute Sache eine hinreißende volkstümliche Beredsamkeit verband. So oft es ihm möglich war, reiste er in die Provinz und begeisterte durch sein Wort zur Gründung von Zweigvereinen. Innerhalb zwei Jahren hatte er in Schlesien über 130 blühende Vereine sozusagen aus dem Boden gestampft, die sich an den Breslauer „Zentralverein“ angeschlossen. Beim Adel und bei einigen Konfratres begegnete er befremdlicher Zurückhaltung. Dagegen stellte sich Fürstbischof Melchior ebenso wie sein Nachfolger Heinrich Förster freundlich zum Zentralverein, genehmigte die Vereinsstatuten und übernahm das Protektorat über den Verein. Viel trugen zur Erweckung des katholischen Bewußtseins in der Provinz die von Wied eingeführten Provinzialversammlungen bei. In Meisse, Schweidnitz, Liegnitz wurden derartige Versammlungen gehalten. Als Präsident des Breslauer katholischen Vereins nahm Wied an der Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands in Mainz vom 3. bis 5. Oktober teil. In demselben Monate veranlaßte er ein Gesuch der Katholiken Breslaus an die Nationalversammlung um Beschleunigung des Staatsgrundgesetzes. Auch war er Verfasser der Denkschrift betreffend die Bestimmungen der Verfassungsurkunde von 1848 über das Verhältnis zwischen Kirche, Staat und Schule. Daneben suchte er auch schriftstellerisch für die Sache der Freiheit zu wirken. 1849 gab er eine 56 Seiten zählende Broschüre heraus „über Katholikenfeinde und Katholikenvereine. Ein Sendschreiben an den Schlesischen katholischen Verein.“ Es war die erste kirchenpolitische katholische Schrift, die überhaupt in Schlesien erschienen ist. Bei der Herausgabe derselben leitete ihn die Absicht, den katholischen Vereinen eine Direk-



tive für ihre Arbeiten zu geben und ein einheitliches Vorgehen zu erzielen. In der ihm eigenen packenden Weise stellte er dem katholischen Volke zunächst die Feinde des Katholizismus vor, erörtert dann den Zweck der katholischen Vereine, nämlich den kirchlichen Freiheitszweck, den Erziehungs- und Bildungszweck, den Wohltätigkeitszweck, bespricht die Stellung der katholischen Vereine zur Kirche, zur Staatsgewalt und zu anderen Konfessionen und zeigt im Schlußwort, daß die katholischen Vereine eine versöhnende Stellung in dem Gewühl und Haß der Parteien einnehmen, daß sie sowohl in ihrem Zweck als in ihrer Wirksamkeit hoch über jedem politischen Parteiklub stehen, indem ihre Triebfeder nicht Selbstsucht, Eitelkeit, Ruhmsucht, sondern die Ehre Gottes, die Verherrlichung der Kirche, die Rettung des Menschengeschlechts, ist. Die der Broschüre beigefügten Nachträge schließen mit der von der ersten Generalversammlung des katholischen Vereins Deutschlands im Oktober 1848 an die Katholiken gerichteten Aufforderung „Katholisches Volk! Wir rufen dich auf zur Selbstermannung, dir zum Troste und zur Ehre unter den Völkern der Erde. Einige dich mit uns zu einem großen, das ganze Vaterland umschließenden Verein! Bete, wache, kämpfe unter dem Zeichen jenes Kreuzes, von welchem vor achtzehnhundert Jahren das Blut der Erlösung heruntergeronnen in die ihr entgegenreißende Menschheit. In diesem Zeichen wirst du siegen.“

Politik sollte in den katholischen Vereinen nur insofern getrieben werden, als die religiösen und kirchlichen Interessen es erforderten. So wollte es Wid im Gegensatz zu den Kölnern. Dagegen legte er ganz besonderes Gewicht auf das soziale Moment: „Der Verein muß auch praktisch werden und es nicht bloß bei Worten bewenden lassen.“ Die Folge seiner Anregung war die Begründung einer katholischen Volksbibliothek (Leiter: Kuratus Karer), des katholischen Gesellenvereins (Präses: Kaplan Nicht), des St. Vinzenzvereins (Vorsteher: Domherr Dr. Sauer) und des ersten katholischen Frauenvereins bei St. Nikolaus und St. Maria auf dem Sande, (Leiter: Kuratus Spiske), aus dem sich unter der sorgfamen Pflege Spiskes die Kongregation der Hedwigschwestern entwickelte. Apotheker Laube am Neumarkt regte die Gründung

von Kinderbewahranstalten an. Mit berechtigter Genugtuung konnte Wid 1895 in seinem Schriftchen „Aus meinem Leben“ feststellen: „Alle diese Anstalten bestehen und blühen noch heute, haben sich mehr oder weniger über die Diözese ausgedehnt, und man wird wohl gestehen müssen, daß wir die soziale Frage katholischerseits zuerst nicht bloß besprochen, sondern wirksam angeschnitten haben. Was seitdem geschehen, ist wesentlich nur ein Weiter- und Erweiterungsbau, selbst auch der Volks- und Zentrumsverein, die nur ihre Tätigkeit mehr auf das politische Gebiet übertrugen. Der katholische Zentralverein ist also für die Breslauer Diözese ein Markstein geworden, von dem ab ein neues, stark pulsierendes Leben weithin angeregt worden, dessen Segnungen noch die Gegenwart genießt.“

Die erfolgreiche Wirksamkeit des von Wid geleiteten Zentralvereins war offensichtlich und fand selbst bei weltlichen Behörden Anerkennung. Als im Jahre 1849 die zweite allgemeine Katholikenversammlung in Breslau tagen sollte und die führenden Persönlichkeiten infolge des wegen eines revolutionären Putsches über Breslau verhängten Belagerungszustandes beim Kommandanten Graf von Monts anfragten, ob unter diesen Verhältnissen die Versammlung stattfinden könne, antwortete dieser bejahend. Der katholische Verein in Breslau habe bisher eine gute Tendenz verfolgt, er möchte wünschen, „daß ganz Breslau ein katholischer Verein wäre.“ Dr. Mousang aus Mainz aber bekannte in der ersten öffentlichen Versammlung des katholischen Vereins freudigen Herzens: „Großes hat Schlesien gewirkt, das uns soviel Sorgen gemacht, wo alles verloren schien, von dem wir fürchteten, es habe aufgehört katholisch zu sein. . . . Schlesien ist erwacht vom geistigen Tode. Der Geist weht wo er will, und er hat gewollt, daß er in Schlesien wieder wehe, und so hat Deutschland, hat Europa gesehen, wie diese fast verloren geglaubte Provinz für die heilige Sache der Kirche mit einem Male dasteht wie ein Heer voll Streichern und Kraft, die Musterprovinz für ganz Deutschland.“

Wie hoch man diese Verdienste Wids um den Fortschritt der katholischen Bewegung in Schlesien auch außerhalb unserer Pro-



vinz einschätzte, ersieht man daraus, daß er, obwohl noch jung an Jahren, bei den allgemeinen Katholikenversammlungen, die er besuchte (Pinz, Regensburg, Münster, München, Freiburg i. B., Wien) stets in das Präsidium gewählt wurde. Leonhard Müller bemerkt, „man könne es nur als eine Fügung der Vorsehung ansehen, daß ein Mann wie Wied durch seine wahrhaft gigantische Arbeitskraft das katholische Vereinsleben in solch üppigen Flor brachte und so den schlesischen Katholiken während der vierziger Jahre wenigstens einen Interessenmittelpunkt schuf. Auf Diepenbrocks und Wieds Augen, so kann man getrost behaupten, hat in den schweren Revolutionsjahren allein das katholische Leben unserer Provinz gestanden, und das soll ihnen unvergeßlich bleiben!“ Freilich hätte Wied ohne die hilfreiche Mitarbeit des schlesischen Klerus seine Erfolge nicht erzielen können.

Als in den fünfziger Jahren in Preußen die Reaktion eintrat, wurden die Versammlungen des Zentralvereins polizeilich überwacht; auch mußte sich derselbe einen anderen Namen, nämlich „Katholischer Verein“, beilegen. Ein jähes Ende nahm die Wirksamkeit desselben im Jahre 1854 durch den Brand des „Russischen Kaisers“. Da ein geeigneter Versammlungsraum sich nicht finden ließ, wurden die Sitzungen eingestellt.

Am 28. Oktober 1852 verließ Kardinal Diepenbrock dem seit 1850 bei St. Adalbert als Kuratus angestellten Lizentiaten Wied die Pfarrei St. Maria auf dem Sande in Breslau. Am 3. Januar 1853 erfolgte die Einführung desselben als Administrator, am 2. Juli 1855 als Pfarrer bei dieser Kirche. Als Kuratus stand ihm anfangs Robert Spiske, der spätere Domherr, als Kaplan Johannes Schneider, der spätere Begründer der „Marienschwestern“ zur Seite. Die mächtigen Hallen der herrlichen ehemaligen Stiftskirche der Augustinerchorherren waren Zeugen der eindrucksvollen Predigten des begeisterten Kanzelredners. Unter außerordentlicher Teilnahme der Gläubigen hielt Wied zusammenhängende Predigten über den Glauben, die Gebote, die heiligen Sakramente und Sakramentalien sowie die heilige Messe. Auch liebte er die homiletische Predigtweise. Um aber noch weitere Kreise zu erfassen, veröffentlichte er apologetische Schriften, und zwar „Sieg der

Wahrheit über alte und neue Irrtümer, Theologische Briefe zur Verteidigung der katholischen Religion“ (1858), für die ihm der Apostolische Nuntius in Wien ein glänzendes Anerkennungs schreiben zugehen ließ, und „Die wahre Religion, katholisches Büchlein, der Wahrheit zum Schutz, der Lüge zum Trug“. Über diese Veröffentlichung schrieb ihm Generalvikar Lennig aus Mainz: „Es ist dies zwar nur ein Büchlein, enthält aber den Inhalt eines Buches. Es hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich habe Sie darin sozusagen reden hören, etwas derb, aber wahr, klar, kräftig und überall den Nagel so recht auf den Kopf treffend.“

Während seiner Wirksamkeit als Pfarrer von St. Maria auf dem Sande schuf Wid, den übrigens 1860 die theologische Fakultät zu Freiburg zum Dr. theol. promovierte, ein für die katholische Sache in unserer Heimatprovinz hochbedeutsames Werk. Die Katholiken Schlesiens besaßen bisher nur ein einziges Presseorgan, nämlich das 1835 von Joseph Sauer begründete „Schlesische Kirchenblatt“, das aber zur Zeit nur einen geringen Einfluß auf weitere katholische Kreise ausübte. Da beschloß der allezeit wagemutige Pfarrer vom „Sande“, obwohl durch die Seelsorge und das ihm übertragene Amt eines Rates im Generalvikariat genug in Anspruch genommen, ein religiös politisches Blatt herauszugeben, das modernen publizistischen Ansprüchen entsprechend, den Katholikenfeindlichen Zeitungen entgentreten und die breitesten Volksschichten erfassen sollte. Es gelang ihm, der finanziellen Schwierigkeiten, die sich seinem Unternehmen entgegenstellten, Herr zu werden, und so erschienen seit Neujahr 1863, zunächst wöchentlich zweimal, die „Breslauer Hausblätter“. Wid leitete die Redaktionsarbeit fast ganz allein. Welcher Beliebtheit sich die nicht bloß in Schlesien, sondern auch in den Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen verbreiteten Hausblätter erfreuten, erhellt aus der Tatsache, daß schon vor Ablauf des ersten Halbjahres die Zahl der Bezieher auf 2200, bis 1868 auf 4000 stieg. Eine eigene, besonders gern gelesene Rubrik war der „Stand der Welthandel“, die kurz und bündig die Leser über die neuesten wichtigsten Ereignisse innerer und äußerer Politik unterrichtete. Mustergültig in jeder Beziehung war auch die belletristische Koft, die Wid seinen Lesern bot. Unvergessen bleibt ihm seine geschickte und mutige Abwehr zahlloser Lasterungen und Unwahr-



heiten, die gegen die katholische Religion und ihre Diener von akatholischen Blättern verbreitet wurden, sein unentwegter Kampf für die Gleichberechtigung der Katholiken im staatlichen und kommunalen Leben, namentlich in Breslau, sein eindrucksvolles Betonen der sozialen Belange und sein Appell an die Katholiken, sich bei den Wahlen nicht zu Schleppenträgern anderer Parteien zu machen. Es war zum größten Teil das Verdienst Wids, wenn bei den ersten Wahlen zum konstituierenden Reichstage im Jahre 1867 Schlesiens Katholiken der von den „Breslauer Hausblättern“ ausgegebenen Parole folgend, drei eigene Kandidaten durchbrachten. „Das katholische Volk,“ schrieb Wid nach den Wahlen, „hat bei den Reichstagswahlen fast allgemein kundgetan, daß es sich fernerhin nicht mehr zu der erniedrigenden Rolle herzugeben willens ist, die ihm die Widersacher seiner heiligsten Interessen bisher angedeihen ließen, indem sie es für sich einfingen um auf seinen Schultern emporzusteigen.“ Durchdrungen von der Überzeugung, daß die schlesischen Katholiken eine einheitliche Tätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens entfalten müßten, setzte sich Wid für die Gründung des „Katholischen Volksvereins“ ein, die im Juni 1867 in Breslau zustande kam. In dem Aufruf dieses Vereins ist ausdrücklich gesagt, daß es sich nicht um einen Verein für spezifisch kirchliche Zwecke handelt, sondern um einen Verein für die Gesamtinteressen der katholischen Bevölkerung in Staat und Gemeinde. Der Verein, dessen Seele Dr. Wid war, hat sich in Breslau durch seine energische Stellungnahme gegen den Magistrat verdient gemacht, der, obwohl bereits sechs höhere städtische Schulen protestantischen Charakters bestanden, den zwei neuzugründenden Anstalten simultanen Charakter geben wollte und die Petition der Katholiken, die eine der beiden Anstalten als katholische zu gründen, unberücksichtigt ließ. Die Protestversammlung von etwa 2500 Katholiken am 3. Juni 1869 verfehlte nicht, auch auf gegnerischer Seite Eindruck zu machen, wenngleich ihr der damals erstrebte Erfolg nicht beschieden war. Unablässig war Wid bemüht, die Katholiken auf das, was sie zu beanspruchen hatten, hinzuweisen und sie politisch zu schulen; eine Tätigkeit, die angesichts des damals schon sich zusammenziehenden Kulturkampfgewitters nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Die aufreibende Redaktionsarbeit Wieds, die ihn meist bis tief in die Nacht hinein an das Schreibpult fesselte, setzte seiner Gesundheit sehr zu. Dazu kamen die Unannehmlichkeiten etlicher Preßprozesse. Trotzdem trug er im Interesse der guten Sache diese Last sechs Jahre lang. Als aber das Verlangen nach einer täglich erscheinenden katholischen Zeitung immer dringender wurde, entschloß er sich, da eine erhöhte Belastung seiner Kräfte ihm bei seinen Seelsorgspflichten untragbar erschien, die Redaktions-tätigkeit aufzugeben. Er verkaufte die Hausblätter an die 1868 gebildete „Gesellschaft zur Begründung und Herausgabe einer neuen Zeitung“, half noch erfolgreich bei der Finanzierung des neuen Unternehmens und bei der Beschaffung eines Redaktions-lokals mit und verabschiedete sich am 27. März 1869 von seinen Lesern. Der scheidende Redakteur empfing manche Zeichen der dankbaren Gesinnung seiner Leser. Die Geistlichkeit des Archi-presbyterates Freystadt bezeugte in ihrem Dankschreiben, daß Wied durch die Hausblätter, dieses „Lieblingsblatt der katholischen Bevölkerung Schlesiens“, bei dem Volke katholisches Bewußtsein und Gemeinschaftsgefühl gehoben und so zur Begründung und Entwicklung echt katholischen Lebens in der Diözese einen mächtigen Anstoß gegeben habe.“ Es war den schlesischen Katholiken aus dem Herzen gesprochen, wenn die Studentenverbindung Winfridia ihm Dank sagte „für die mit seltener Festigkeit und Freudigkeit ertragenen großen Mühen, für die echt deutsche Treue und edle Freimütigkeit, für die sprichwörtlich gewordene stete Kampfbereitschaft, Unererschrockenheit und Umsicht, wodurch er der guten Sache, dem oft schwer verletzten Rechte, dem Heil des Staates und der Kirche in bedrängter und gefährvoller Zeit die segensreichsten Dienste in edler Anspruchslosigkeit trotz mancher körperlicher Leiden geleistet hatte.“

In demselben Jahre wollte Fürstbischof Heinrich Förster den verdienten Pfarrer von St. Maria in das Domkapitel berufen, fand aber bei der Regierung heftigen Widerstand. Man hatte an einigen Stellen der Hausblätter von 1866, aus denen österreichische Sympathien des stets preußenfreundlichen Redakteurs herausgelesen wurden, und an einer gegen die konfessionslosen Schulen gehaltenen Rede Anstoß genommen. Dafür verließ ihm der



Fürstbischof noch in demselben Jahre ein Ehrenkanonikat. Als dann nach dem Tode Balzers ein bischöfliches Kanonikat frei wurde, ernannte ihn der Fürstbischof unterm 15. Dezember 1871 zum residierenden Domherrn. Im Januar 1872 erfolgte seine Installation. Da sich der Dompredigerkanonikus Rünzer durch seine eigentümliche kirchenpolitische Haltung auf der Domkanzel unmöglich machte, übernahm Wid 1874 auf Wunsch des Domkapitels das Amt des Dompredigers. Seit dem 1. April 1874 verkündigte er nun acht Jahre hindurch allsonntäglich das Wort Gottes, bis der Arzt sein Veto einlegte. Seinen Predigten wird eine außerordentliche Tiefe des Gedankens nachgerühmt. Er selbst bemerkt in seinen Lebenserinnerungen, daß er stets mit einem gewissen Zagen und unter Anrufung des göttlichen Beistandes die Kanzel bestiegen habe. Nach dem Tode des Fürstbischofs Heinrich Förster, dem er die Leichenrede hielt, legte er das Dompredigeramt nieder. Der Bistumsverwaltung hat er anfangs als Rat des Generalvikariats und des Konsistoriums und als Bücherzensor, später als fürstbischöflicher Kommissarius für Breslau und seit 1892 als Offizial seine Kräfte zur Verfügung gestellt. 1894 wurde er zum *Canonicus scholasticus* befördert.

Der politischen Tätigkeit hatte Wid seit seinem Scheiden aus der Redaktion der Hausblätter entsagt. Die Verteidigung der Religion aber rief ihn noch in den achtziger Jahren auf den Plan. Wie schon 1849, 1869, 1870, so hielt er auch in den Jahren 1885 und 1887 öffentliche Vorträge über religiös wissenschaftliche Fragen. 1888 veröffentlichte er unter dem Titel „Glaube und Wissenschaft“ seine Vorträge. Was seine sonstige literarische Tätigkeit betrifft, so veröffentlichte er außer den bereits früher genannten Schriften und Predigtzyklen noch folgende apologetische Schriften: „St. Michael, ein katholisches Volksbüchlein“ (1861), „Prawdziwa religia“ (1863), „Die katholischen Klöster. Humanität ohne Christentum und christliche Humanität“ (1869), „Das Büchlein vom Papst 1870“. Seine literarische Tätigkeit schloß er 1895 mit der Herausgabe seiner Memoiren unter dem Titel: „Aus meinem Leben“. In dieser biographisch und zeitgeschichtlich wertvollen Schrift lobt er das Feuer der Jugend. Sie zeigt, daß der nun schon Fünfund-siebzighährige von seiner Originalität nichts eingebüßt hatte.

Am 29. Juni 1895 jährte sich zum 50sten Male der Tag seiner Priesterweihe. Um allen festlichen Veranstaltungen zu entgehen, begab sich Wid nach Warmbrunn. Als sich hier an seinem Ehrentage Deputationen und einzelne Gratulanten einfanden, äußerte er in seiner Bescheidenheit, „wenn er dies gewußt hätte, wäre er recht, recht weit gegangen,“ worauf ihm erwidert wurde, „man hätte ihn auch dort zu finden gewußt.“ Am Jubeltage feierte er unter Assistentz des Ortspfarrers Lic. Thienel in der festlich geschmückten Kapelle des St. Hedwigswaisenhauses ein Jubeldankopfer — die erste heilige Messe seit seinem unglücklichen Sturz, der ihm ein kompliziertes Beinleiden zugezogen hatte. — Nach der kirchlichen Feier beglückwünschte ihn im „Schlößchen“, wo er seine Wohnung aufgeschlagen hatte, Domherr Scholz unter Überreichung eines Kelches namens des Domkapitels, Rat Knoff unter Übergabe eines Pazifikals namens des Generalvikariats, Dr. Borsch namens des Breslauer Zentrumsvereins und der Chefredakteur der Schlesischen Volkszeitung.

Eine wohlverdiente Ehrung wurde dem ehrwürdigen Veteran der katholischen Sache in Schlesien zu teil, als die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Meiß 1899 Wid zum Ehrenpräsidenten ernannte.

Kanonikus Dr. Wid ging nach langem schmerzlichen Leiden, währenddessen Kardinal Ropp wiederholt an seinem Krankenbette weilte, am 9. Februar 1903 vormittags gegen 9 Uhr im 83. Lebensjahre, wohlversehen mit den heiligen Sterbesakramenten, zur ewigen Ruhe ein. Die sterblichen Überreste des Verstorbenen wurden am 12. Februar im Beisein des Kardinals aus dem Sterbehause (Domstraße 12) unter großer Teilnahme in die Kathedrale überführt und nach einem vom Prälaten Dr. von Montbach gelebrierten Requiem in der Totenkapelle beigesetzt.

Wid war ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten und hervorragenden Charaktereigenschaften, selbstlos, unerschrocken, stets kampfbereit für die gute Sache, wahrhaftig durch und durch, freimütig, oft bis zur Verbtheit; ein eifriger, von glühender Begeisterung für seinen heiligen Glauben erfüllter Seelsorger. Seine journalistische Begabung muß noch besonders unterstrichen werden. Leonhard Müller vergleicht ihn mit Eduard Hervé: „Herr



seiner Polemik, höflich, einschneidend, aber immer zweckmäßig und exakt. In ihm vereinigte sich Alban Stolz's glücklicher Instinkt für das Volkstümliche und Hansjakobs knorrige Eigenart, welche die „Hausblätter“ nicht allzu volkstümlich werden, d. h. auf das Niveau der Sensationspresse sinken ließen, sondern ihnen ein individuelles Gepräge verliehen.“ Die Rubrik „Stand der Welt-  
händel“ in den Widschen Hausblättern charakterisiert Müller folgendermaßen: „Bisweilen im geistreichen Aphorismenstil eines Maximilian Harden gehalten, bisweilen mit der derben Originalität eines Abraham a Sancta Clara, der beißenden Satire eines Rabelais dreinfahrend oder mit dem herben Ton des Bußpredigers aus dem hastenden Tagestreiben heraus das Sursum corda in die Ohren donnernd.“ Über seine hinreißende Beredsamkeit ist nur eine Stimme. „Wid war ein Volksredner im besten Sinne des Wortes. Seine markigen, immer in edler, präzisier Sprache gehaltenen Reden glichen einem mächtigen Strom, der alles mit sich fortreißt, was in seiner Nähe ist.“ „Wo Wid die Rednertribüne betritt“, äußerte einmal einer seiner Zuhörer, „hat er jedesmal einen Erfolg, der eine Armee aufwiegt“. Karl Jentsch sagt in seinen „Wandlungen“ von Wid: „Er war ein äußerst gewandter, scharffinniger, schlagfertiger Polemiker und floß von sarkastischem Witz über“. Alban Stolz, der gewiß niemandem schmeichelte, sagte zu Wid auf dem Katholikentage zu Freiburg: „Sie haben am besten gesprochen“. Kanonikus, Stiftsdechant Ziegler in Regensburg schrieb als Greis von 86 Jahren an Wid: „Mir ist der Name Wid unvergeßlich wie die Generalversammlung der Katholiken in Breslau und Regensburg im Jahre 1849; wir beide werden wohl die einzigen noch lebenden Zeugen dieser schönen Tage sein. Oft noch erinnere ich mich so mancher Namen jener verehrungswürdigen Männer aus den Breslauer Maitagen 1849, unseres verehrten Präsidenten Lieber, der feurigen Mainzer Mousang und Heinrich, des lebhaften Berliner Kaplans Ruhland, des frommen Fiekel und vorab Ihres damaligen Fürstbischofs Melchior, dem ich so vieles, vielleicht alles verdanke, dessen Briefe mir ein teures Andenken sind. Alle sind längst dahingegangen.“ Auf noch größere Kreise hat Wid eingewirkt durch sein geschriebenes Wort. Eine seiner treuesten Verehrerinnen,

Fürstin Maria zu Hohenzollern-Hechingen, brachte in ihren Briefen immer wieder zum Ausdruck, wieviel innere Erhebung, gute Gedanken und Belehrung sie seinen Schriften zu danken habe. „Und wenn sich,“ bemerkt sie einmal, „der schlimme Dr. Wid auch noch so grimmig anstellt, man merkt doch immer, daß es nicht so gemeint ist, und muß sich an ihm erfreuen und ihn von Herzen lieb haben.“ So wie diese Fürstin dachten wohl viele seiner Leser.

Das Breslauer Diözesanmuseum bewahrt das Andenken an diesen bedeutenden, um die Kirche Schlesiens hochverdienten Mann, der eines Erinnerungszeichens in unserer Kathedrale würdig wäre, durch sein prächtiges von Simon Blach gemaltes Porträt.





XII.

## Theodor Kremski

1829 — 1906.





Theodor Kremski lebt noch in der Erinnerung vieler als eine außerordentliche Persönlichkeit fort. Wie er durch sein reiches Wissen und seine vielseitige und glänzende Begabung, namentlich durch sein rednerisches Talent, das an den rühmlichst bekannten Gelegenheitsredner Prälat Neukirch erinnert, imponierte, so gewann er durch seinen priesterlichen Berufseifer, seine bis zur Selbstentäußerung gehende Karitas und die Liebenswürdigkeit, mit der er den Bedrängten seinen klugen Rat erteilte, die Herzen aller. Ein tragisches Geschick hat seiner hoffnungsreichen Tätigkeit in einem der bedeutendsten schlesischen Industriezentren, das inzwischen Bischofsresidenz geworden ist, ein vorzeitiges Ende bereitet.

Geboren am 14. März 1829 in Tarnowitz als Sohn des begüterten Leinwandhändlers Jakob Kremski und dessen Ehefrau Maria, widmete sich Kremski nach erfolgreichem Besuch des Gymnasiums an den Universitäten Breslau, Bonn und Berlin dem Studium der Rechtswissenschaften, promovierte zum Dr. iur. utr. und war dann als Auskultator am Kreisgericht seiner Heimatstadt tätig. Erst jetzt erkannte er seinen wahren Beruf. Er ging nach Breslau, ließ sich bei der theologischen Fakultät als Hörer einschreiben und hörte bei Movers, Friedlieb, Pohl, Reinkens, Bittner, Stern, theologische, bei Elvenich philosophische Vorlesungen. Nach Ablegung des Konkursexamens trat er in das Alumnat ein und empfing am 30. Juni 1857 die Priesterweihe. Er erhielt das Dekret als Kaplan nach Bujakow, wurde aber nach Jahresfrist als Kaplan nach Oppeln berufen, wo er bei Pfarrer Hermann Gleich, dem späteren Weihbischof, eine gute Schule durchmachte. Auf Empfehlung seines Pfarrers berief ihn die geistliche Behörde im Juli 1860 zum ersten Seelsorger nach Rattowitz. Dort harrten seiner nicht geringe Aufgaben.



Rattowitz war um 1845 noch ein unansehnliches Dorf mit hölzernen Häusern, doch nahm der Ort, seitdem er in den Besitz des Herrn v. Windler übergegangen war, eine an amerikanische Verhältnisse erinnernde Entwicklung. Große, stattliche Häuser und Fabriken entstanden, und die neuangelegten Straßen machten einen fast großstädtischen Eindruck. Die etwa 3300 Katholiken zu Rattowitz und Brynow gehörten zur Pfarrei Bogutschütz, deren kleines, größtenteils aus Holz gebautes Gotteshaus die Kirchenbesucher aus diesen und noch sechs anderen Ortschaften nicht im entfernsten zu fassen vermochte. Da gab Fürstbischof Heinrich Förster dem Fürstbischöflichen Kommissar, Ehrenomherrs Fiebek, im Mai 1858 auf, die Herbeiführung eines selbständigen Kirchensystems in Rattowitz mit allem Eifer in die Wege zu leiten und stellte in bekannter hochherziger Weise seine finanzielle Hilfe in Aussicht. Im nächsten Jahre erfolgte die Ausparrung der beiden genannten Gemeinden aus dem Pfarrbezirk Bogutschütz. 1860 wurde in Rattowitz unter hervorragender Mitwirkung des wackeren Hauptkassenrendanten Knappe eine Notkirche ausgeführt. Anfang November desselben Jahres traf Kremski hier ein. Prälat Viktor Schmidt sagt in seiner „Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier der katholischen St. Mariapfarrgemeinde in Rattowitz“, daß die einem alten Kirchenliede entnommenen Worte „Es glüht ein Morgenrot herauf, das glänzt wie Hoffnungsstrahl so schön“ — die freudige Stimmung wiedergäben, in welche die Katholiken von Rattowitz bei der Nachricht von der Ernennung eines eigenen Seelsorgspriesters versetzt wurden. Bei der feierlichen Einweihung der Notkirche, die Kanonikus Dr. Heide aus Ratibor am 11. November 1860 vornahm, hielt Kremski seine deutsche und polnische Antrittspredigt. In kurzer Zeit erwarb er sich die Liebe und das Vertrauen der katholischen Rattowitzer mit Ausnahme einer kleinen Partei, der die von der geistlichen Behörde gut geheißenen Regelung der kirchlichen Verhältnisse nicht in ihren Kram paßte. Neben angespanntester Tätigkeit in der Seelsorge wandte der neue Seelsorger sein tatkräftiges Interesse den hiesigen mißlichen Schulverhältnissen zu und setzte trotz erheblicher Widerstände die durch die Zunahme der Bevölkerungszahl dringend notwendig gewordene Anstellung zweier weiterer Lehrkräfte so-

wie die Beschaffung neuer Unterrichtsräume durch. Auch hat er wesentlichen Anteil an der Gründung einer höheren Mädchenschule, die später eine recht bedeutsame Entwicklung nahm. Hier wie dort stellte der zum Glück von Hause aus ziemlich bemittelte Seelsorger neben seinem klugen Rat in opferwilliger Weise seine Privatmittel der guten Sache zur Verfügung.

Die schwerste Aufgabe, die an Kremski in Rattowiz herantrat, war der Bau einer neuen massiven Kirche, deren Raumverhältnisse auf die riesige Entwicklung des Ortes eingestellt werden mußten. Im Frühjahr 1861 hatte er in Ratibor eine Audienz beim Fürstbischof Dr. Heinrich Förster, der gelegentlich einer Reise nach Wien im Hause seines Studienfreundes Heide abgestiegen war. Der Fürstbischof betonte die Notwendigkeit, bald mit dem Bau eines monumentalen Gotteshauses in Rattowiz zu beginnen, und versprach einen Bauzuschuß von 10 000 Talern. Kremski ließ nun bald durch den als Erbauer der Breslauer Michaeliskirche bekannten Architekten Alexis Langer in Breslau eine Zeichnung anfertigen und reiste damit zum Fürstbischof. „Als Dr. Kremski,“ so erzählt Viktor Schmidt, „die Zeichnung vor dem Oberhirten entrollte, erglänzten die Augen des Fürstbischofs vor Freude ob des herrlichen, aus eigener künstlerischen Kraft geschaffenen Bildes, aus dem schon deutlich das Monumentale des Sandsteinbaues hervorleuchtete. Mit lebhafter Befriedigung über die rein gotische Form, die in dem ganzen Stil und den einzelnen Verzierungen zum Ausdruck kam, nahm der Fürstbischof die Zeichnung wieder und wieder in Augenschein und sprach seine volle Zufriedenheit in freundlichster Weise aus. Zum Schluß aber wurde der Oberhirt doch etwas ernst und äußerte zu Dr. Kremski: „Und die Kirche wollen Sie bauen? Mir scheint, das wird mich sehr viel Geld kosten.“ Ehe jedoch Dr. Kremski imstande war eine Entschuldigung vorzubringen, hatte er schon die Zustimmung und die erbetene Genehmigung zum Bau der Kirche.“ Am 31. August 1862 fand die feierliche Grundsteinlegung statt. Zu Ostern 1866 war der Bau bis auf die Pyramide des Turmes äußerlich vollendet, da entriß unvermutet ein herbes Geschick den eifrigen Seelsorger, der übrigens 1862 zum Kuratus ernannt worden war, seiner Gemeinde. Infolge einer Erkältung, die er sich



nach einer am 2. Osterfeiertage des Jahres 1866 gehaltenen Predigt zuzog, verlor er nämlich den Gebrauch der Sprache, so daß er seine hiesige Wirksamkeit zu seinem größten Schmerz einstellen und die Amtsgeschäfte seinem zwei Jahre vorher hier dekretierten Kaplan Viktor Schmidt übergeben mußte. Der Besuch einiger deutscher Seebäder, ein längerer Aufenthalt in Ägypten, Palästina und Italien brachten ihm leider so wenig die ersehnte Heilung, wie die Behandlung durch einen tüchtigen Spezialisten in Wien. Nieder gebeut, aber ergeben in den Willen Gottes, kehrte er nach Schlesien zurück und führte im April 1868 seinen Entschluß aus, auf seine Stellung in Kattowitz zu verzichten.

Die göttliche Vorsehung fügte es, daß er im Laufe des Sommers in einem der stillsten Winkel Oberschlesiens ein Asyl fand, wo er sich noch nach Kräften nützlich machen konnte. P. Ladislaus Schneider O.F.M. hatte im August 1866, als er noch auf dem St. Annaberge stationiert war, die ersten Schwestern der „Dienerinnen Mariae“ aus dem Posen'schen in Poremba bei St. Annaberg eingeführt. Wegen der weiten Entfernung dieses Ortes von Leschnitz und Sts Annaberg erwies sich die Anstellung eines Geistlichen daselbst, der in der dortigen Kalvarientirche Mariä Himmelfahrt die heilige Messe las, als sehr wünschenswert, zumal da hier ein Noviziat eingerichtet wurde. Auf Veranlassung des genannten Paters siedelte nun Kremski Ende August 1868 nach Poremba über. Er las den Schwestern täglich die heilige Messe und suchte sie nach Möglichkeit in ihren Berufspflichten und im geistlichen Leben zu unterweisen. Allerdings konnten diese Belehrungen immer nur im Flüsterton erfolgen. Nach dem Zeugnisse des P. Ladislaus macht sich Kremski sehr um die weitere Ausgestaltung der noch ziemlich ärmlichen Anstalt verdient, wobei er mit Spenden aus seinem väterlichen Erbteil nicht kargte. Eine überaus freudige Überraschung brachte ihm und allen seinen Bekannten der 24. April 1872. Gelegentlich einer Festlichkeit im Verwandtenkreise, bei der ungezwungene Fröhlichkeit herrschte, erhob er sich, um im Flüsterton einige Worte an die Anwesenden zu richten. Zu seinem und aller Festteilnehmer Staunen konnte er aber mit lauter, vernehmlicher Stimme reden. Die Sprechfähigkeit blieb ihm nun bis zu seinem Tode.

Im November 1872 übernahm er die Stelle eines Hausgeistlichen an dem kurz vorher von Dr. Julius Roger, dem Leibarzt des Herzogs von Ratibor, unter Beteiligung der schlesischen Malteserritter gegründeten Juliuskrankenhaus in Rybník, wo ihm die Seelsorge der Kranken und der dieselben betreuenden Franziskanerinnen oblag. Mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte er nun fünfunddreißig Jahre lang die Pflichten seines Amtes und leistete der Anstalt auch sonst, namentlich beim Bau und der Ausstattung der Hospitalkapelle, wertvolle Dienste. Seine ausgezeichnete Rednergabe und seine gewandte Feder stellte er opferwillig in den Dienst der katholischen Sache. In Anerkennung seiner mannigfachen Verdienste ernannte ihn sein Oberhirt zum Geistlichen Rat. Klerus und Volk liebten den geistig überragenden und doch so demütigen Mann. Ganz Rybník trauerte, als am Vormittag des 22. Dezember 1906 die Totenglocke der Gemeinde das Hinscheiden dieses edlen Priesters verkündete, der im Klostergarten von einem Schlaganfalle betroffen und im Kloster sanft entschlafen war.

Ein am Begräbnistage geschriebener Nachruf auf den Entschlafenen schildert den Verlust, den der Tod Kremskis für weitere Kreise bedeutete, mit etwa folgenden Worten: „Dr. Kremski war der Freund und Berater aller, die in irgendwelchen Nöten sich befanden, und erwarb sich durch seinen lauterer Charakter nicht nur die uneingeschränkte Liebe und Verehrung der Katholiken von Rybník und Umgegend, sondern auch die Hochachtung aller Andersgläubigen. Wer den greisen Priester im langwallenden weißen Barte, den er mit kirchlicher Dispens tragen durfte, am Altare stehen sah, wer seinen begeisterten, aus tiefgläubigem und frommem Herzen kommenden Ansprachen und Predigten hörte, der konnte verstehen, weshalb man dem Verstorbenen so große Liebe und Wertschätzung entgegenbrachte. Und wer durch Zufall einmal erfuhr, wie er hilfsbereit in leiblichen Nöten allen Bedrängten zur Seite stand, wie er im stillen sein ganzes, sehr bedeutendes Vermögen nach und nach den Armen zuwandte, so daß er mit Recht in einem wenigen Tage vor seinem Tode verfaßten Briefe schreiben konnte: „Ich hinterlasse nichts. Was ich hatte und worüber mich Gott zum Verwalter gesetzt hat, das habe ich ihm



in seinen Armen zurückzugeben getrachtet," der kann ermessen, warum der Schmerz um diesen seltenen edlen Mann ein so großer ist. Heute vormittag wurde er zur letzten Ruhe geleitet. Noch nie hat Rybnik einen solchen Trauerzug gesehen. Von den Vertretern des höchsten schlesischen Adels bis zum Bettler, der sich regelmäßig seine Gabe bei dem Entschlafenen holte, war aufrichtige Trauer bei allen Teilnehmern bemerkbar. Seine Friedensliebe war bekannt, seine Milde und Verführlichkeit wurden nur noch von seiner Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit übertroffen. So steht sein Bild bei allen, die ihn kannten, als das eines der edelsten Menschen und eines wahren Priesters da. Unvergessen wird sein Andenken bleiben.



Wilhelm Slaffig



XIII.

# Wilhelm Flässig

1841—1908.





Friedrich Wilhelm Flassig entstammte der Pfarrei Oppersdorf im Kreise Meisse, wo im Anfang des 19. Jahrhunderts ein Lustrum hindurch der berühmte Graf Marcus Maria von Bombelles, ehemaliger französischer Marschall, General, Minister und Gesandter, späterer Bischof von Amiens, als Pfarrer gewirkt hatte. Geboren am 22. Juli 1841 als Sohn eines armen Schuhmachermeisters besuchte Flassig vom sechsten bis elften Lebensjahre die katholische Ortsschule seiner Heimat und fand, da sein treubeforgter Vater früh starb, Aufnahme in dem 1417 von Pfarrer Pudeß gestifteten Mendikantenstift in Meisse. Als er nach Vollendung seines 14. Lebensjahres sätzungsgemäß diese Anstalt verlassen mußte, stand sein Entschluß fest, das Königliche Katholische Gymnasium in Meisse zu besuchen. Diesem Vorhaben aber widerstand der damalige Stadtpfarrer von Meisse, nachmaliger Ehrendomherr Neumann, dessen Güte er zumeist in Anspruch genommen hatte, außerdem sein Heimatspfarrer und vor allem seine Mutter, die als Witwe die Kosten des Studiums nicht auf sich nehmen konnte. Nur ein Gönner, der damalige Lokalist Borsuky in Alt-Altmannsdorf, der ihn einst als Kaplan in Oppersdorf in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichtet hatte, ermutigte ihn, so daß der nicht mehr ganz junge, aber sehr talentierte Mendikant, sich auf dem Gymnasium anmeldete. Gymnasialdirektor Dr. Zastra nahm ihn mit großem Wohlwollen auf und erwies ihm in der Folgezeit manche Wohltat. Unter Kämpfen und Sorgen um seinen leiblichen Unterhalt vollendete er das erste Gymnasialjahr und stieg mit Prämie nach Quinta. Im Besitze eines sehr guten Gymnasialzeugnisses erlangte er durch die Fürsprache seines Heimatspfarrers sowie der damaligen Meisser Kapläne Arlt und Hertlein und des Benefiziaten Kunze Aufnahme in das eben errichtete Knabenseminar in Meisse. Nach bestandnem Abiturium hatte er und sein Kommilito Obst, später Erzpriester in Zirkwitz, die Ehre, dem

hochseligen Fürstbischof Dr. Heinrich Förster auf Schloß Johannesburg als Erstlinge des Meißner Knabenseminars vorgestellt zu werden.

Im Jahre 1863 bezog Flassig die Universität Breslau, um sich hier dem Studium der Theologie zu widmen, und trat in das Theologentkonvikt ein, dessen Leitung damals in den Händen des Präsekten Dr. Soffner lag. Schon im folgenden Jahre löste der strebame Student die von der Theologischen Fakultät ausgeschriebene Preisaufgabe über die Echtheit der Apostelgeschichte und erhielt den vollen Preis. 1866 unterzog er sich mit Erfolg dem Konkursexamen, wurde bald in das Alumnat aufgenommen und empfing innerhalb einer Woche, am 7. und 8. Juli — mit Rücksicht auf die kriegerischen Verhältnisse — die vier niederen Weihen und die Subdiakonsweihe. Bald darauf wurden die Alumnen in die Ferien entlassen, wobei sie vom Fürstbischof die Erlaubnis erhielten, zu predigen und Religionsunterricht zu erteilen. Flassig besuchte fleißig die Schule in Oppersdorf und predigte abwechselnd mit seinem Ortspfarrer. In das Alumnat zurückgekehrt, bereitete er sich unter Leitung seiner Oberen, des Rektors Kanonikus Dr. Sauer, des Spirituals Lic. Storch und des Regens Dr. Speil mit Eifer auf sein heiliges Amt vor. Am 27. Juni 1867 wurde er zum Priester geweiht. Der Alumnatskursus, der mit dieser Priesterweihe seinen Abschluß fand, wies eine beträchtliche Zahl hervorragender Persönlichkeiten auf. Es seien außer Flassig genannt: Dr. Theodor Balve, Konstantin Damroth, Dr. Adolf Franz, Dr. Josef Jungnick, Dr. Arthur König, Paul Koziolok, Paul Majunke, Theodor Mysliwiec und Prinz Edmund von Radziwill. Nach einer sechswöchigen Aushilfe bei Pfarrer Schneeweiß in Steinau (Oberschlesien) fand er seine erste Anstellung als zweiter Kaplan in Biegenhals und erhielt 1½ Jahr später das Dekret als Kaplan in Jauer. Außer der Erteilung des katholischen Religionsunterrichtes am dortigen evangelischen Gymnasium leitete er den St. Vinzenzverein und den Gesellenverein und begründete, um dem Unwesen der Mischehen entgegenzuarbeiten, ein katholisches Kasino. Seiner Neigung zum Lehrfach folgend, unterzog er sich 1870 mit gutem Erfolge der Religionslehrerprüfung und fand im Februar 1871 Anstellung als Religionslehrer in Neustadt,



Oberschlesien, an der in Umbildung zum Gymnasium begriffenen städtischen Realschule 1. Ordnung.

Hier standen ihm heiße und schwere Kämpfe mit den „Altkatholiken“ bevor, da der damalige Direktor Dr. Friedrich Wilhelm v. Raczel und das ganze Lehrerkollegium mit einziger Ausnahme des Oberlehrers Dr. Erner (Professor Ondrusch amtierte damals noch nicht in Neustadt) öffentlich gegen das Vatikanum protestiert hatten. Wiederholt kam Flässig wegen Predigt und Unterricht, sowie wegen seines Verhaltens in der Öffentlichkeit und gegenüber dem Direktor in Sachen des Altkatholizismus auf die Anklage Raczels hin in peinliche Untersuchungen. Die schwerste Prüfung aber wurde ihm bereitet, als das Unterrichtsministerium die Dispensation vom schulplanmäßigen Religionsunterrichte für den Fall erteilte, wenn „genügender Ersatz“ nachgewiesen würde. Als „genügend“ wurde dieser Ersatz angesehen, wenn sich ein akademisch gebildeter Lehrer für diesen Unterricht gewinnen ließ. In Neustadt bot sich der Direktor selbst dazu an, und nun verließen mehrere Schüler den Religionsunterricht Flässigs und nahmen an dem „altkatholischen“ Religionsunterricht des Direktors teil. Indessen wurde Direktor v. Raczel bald an das Königliche Katholische Gymnasium in Groß-Glogau befördert, und mit ihm verließen, wie Flässig in einem mir vorliegenden Bericht schreibt, die verleiteten Schüler die Neustädter Anstalt. Der als Nachfolger Raczels an das hiesige Gymnasium berufene, als ganz ausgezeichnete Pädagoge bekannte Direktor Dr. August Jung war der Kirche treu geblieben; darum bestand kein Hindernis, daß sich zwischen ihm und Flässig jenes Verhältnis herausbildete, in welchem Direktor und Religionslehrer zu einander stehen müssen, wenn die religiös sittliche Erziehung der Gymnasialschüler gedeihen soll. Es gelang Flässig auch, das Vertrauen der Schulbehörde wiederzugewinnen, so daß er zum Oberlehrer befördert und, als er von Frau Antonie v. Choltiz die Präsente für die Pfarrei Riegersdorf erhielt, mit ehrenvoller Anerkennung aus dem Schuldienste entlassen wurde. Flässig schied vom Neustädter Gymnasium am 30. März 1886 unter vielen Zeichen der Liebe von Lehrern und Schülern. Mit tiefem Bedauern sahen ihn auch die Neustädter Parochianen scheiden, denn gern hatten sie sich um die

Kanzel des unerschrockenen und gottbegnadeten Predigers in der Pfarrkirche geschart und stets mit Erhebung seinen klaren, packenden Vorträgen in dem katholischen Volksverein gelauscht, den er freilich später auf schulamtliche Weisung hin meiden mußte. Unvergessen blieb ihm auch die seelsorgliche Mithilfe, die er 1882 in den Oster- und Pfingstferien in der durch den Kulturkampf verwaisten großen Parochie Langenbrück-Wiese leistete. Flassig nahm nämlich Ostern 1882 im Pfarrhause Langenbrück Wohnung, bereitete die Schulkinder auf die erste heilige Kommunion vor und leistete, wo er nur konnte, geistlichen Beistand. „Jetzt gab es auch wieder,“ bemerkt Dr. Schweter in seiner Geschichte der Pfarrei Langenbrück-Wiese, „die ergreifenden Zeremonien in der Karwoche, jetzt kniete wieder Jung und Alt vor dem Heiligen Grabe, jetzt erscholl wieder das Alleluja. Nun war wirklich ein Ostern, ein Auferstehen der Gemeinde mit Christus, und fröhlich schmetterten die Trompeten bei der Auferstehungsprozession am Karfreitag abends . . . Und als am Weißen Sonntag gegen 80 Schulkinder in wohlgeordneter Prozession von der Kirchschule ins Gotteshaus zogen zur ersten heiligen Kommunion, da standen so manchem vor Rührung die Tränen im Auge.“ Bald nach Beendigung der Seelsorgsarbeit Flassigs hierselbst am Pfingstfeste 1882 erhielt Langenbrück-Wiese wieder eine fast beständige, regelmäßige Seelsorge. Flassig hat trotz aller unangenehmen Erfahrungen, die er in Neustadt gemacht hatte, doch später die hier verlebten Jahre als „die schönsten seines Lebens“ bezeichnet.

Am 31. März 1886 wurde Flassig von seinem Gönner und Freunde, dem Fürstbischöflichen Kommissarius, Erzpriester und Stadtpfarrer von Neustadt, Geistlichen Rat Nippel in die Pfarrei Riegersdorf unter freudiger Anteilnahme der ganzen Gemeinde feierlich eingeführt, zunächst freilich nur als Hilfsseelsorger. Die Investitur als Pfarrer erfolgte am 8. Juli desselben Jahres. Die Verwaltung der etwa 3000 Seelen umfassenden Gemeinde stellte an die Arbeitskraft des neuen Seelsorgers anfangs außerordentliche Anforderungen. Da zu Riegersdorf noch zwei adjungierte Kirchen, Buchelsdorf und Dittmannsdorf, gehörten und der Gottesdienst an den Sonntagen in Riegersdorf und Dittmanns-



dorf abwechselnd, in Buchelsdorf aber jeden Sonntag zu halten war, mußte Flassig jeden Sonntag zweimal predigen und ein Hochamt und eine stille heilige Messe halten. Außerdem mußte er jeden Dienstag und Freitag nach Buchelsdorf und Mittwoch nach Dittmannsdorf zur Abhaltung des Gottesdienstes und sonstigen geistlichen Amtshandlungen fahren; dazu kam die Erteilung des Religionsunterrichtes und des Beicht- und Kommunionunterrichtes. Seinem an die geistliche Behörde gerichteten Antrage, hier einen Kaplan anzustellen, wurde noch im Jahre 1886 entsprochen, doch mußte er später wegen des in der Diözese herrschenden Priester mangels zeitweise die Seelsorgsarbeit allein leisten. Die Kapläne Mosler, Schönfelder, Großer, Strensky und Josef Hoheisel haben in Riegersdorf unter Leitung ihres tüchtigen Pfarrers und väterlichen Freundes in der Seelsorge gewirkt.

Schon im ersten Jahre seiner amtlichen Tätigkeit in Riegersdorf machte sich Flassig an den längst als notwendig erkannten Bau des Pfarrhauses, währenddessen er anderthalb Jahre in der Schule wohnte. Dann ging er an die Renovation der 1815 erbauten und durch ihre zentrale Anlage merkwürdigen Pfarrkirche zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit in Riegersdorf. Er ließ den aus dem Ratiborer Franziskanerkloster stammenden Hochaltar, den er mit einem neuen Bilde schmückte, staffieren und auch die Seitenaltäre erneuern, wobei an die Stelle der Altarbilder schöne Statuen der Gottesmutter und des heiligen Johannes von Nepomuk traten. Außerdem beschaffte er einen neuen von Fahnroth in Breslau gemalten Kreuzweg, neue Kirchenfenster über den zwei Seitenaltären mit den Patronen der beiden adjungierten Kirchen in Buchelsdorf und Dittmannsdorf, St. Anna und St. Georg, eine neue Kanzel und neue Paramente. In Dittmannsdorf wurde Altar und Kanzel renoviert.

Flassig genoß einen bedeutenden Ruf als Kanzelredner, so daß vielfach Leute aus benachbarten Pfarreien sich an seiner Kanzel einfanden. Noch heute sagt man in Riegersdorf von einem Prediger, der durch die Kraft seiner Ausführungen besonders gut gefällt: „Er spricht wie Pater Flassig.“ Bei dem großen Eifer, den er in der Verwaltung des heiligen Bußsakramentes entfaltete, hob sich der Sakramentenempfang in der Pfarochie merklich. Zur

Ergänzung seiner Tätigkeit auf der Kanzel und im Beichtstuhl gründete er die Rosenkranzbruderschaft und brachte es dahin, daß es im Dorfe Ehrensache wurde, ihr anzugehören. Das Rosenkranzfest, an dem der Zudrang zu den Beichtstühlen außerordentlich groß war, wurde stets auf das Feierlichste begangen. Seit Einführung der Bruderschaft findet jeden ersten Sonntag im Monat eine Nachmittagsandacht mit Muttergottespredigt und Rosenkranzgebet statt. Die schulentwachsenen Jünglinge sammelte er in dem St. Josefsjünglingsverein, dessen Mitglieder alle Vierteljahre geschlossen zu den heiligen Sakramenten gingen. „Das war immer,“ schreibt ein Kenner der dortigen Verhältnisse, „eine besonders erhebende Feier.“ Bei dem außerordentlichen pädagogischen Talent und der Liebe, die Flässig der Schule entgegenbrachte, erwies sich seine katechetische Tätigkeit sehr fruchtbar. Sein Scharfsinn, verbunden mit einer seltenen Menschenkenntnis und einem entschiedenen Wesen, machte ihn zum gern aufgesuchten Berater seiner Parochianen. Im übrigen eroberte sich der selbst aus ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangene Seelenhirt durch sein leutseliges Wesen die Herzen aller Gutgesinnten. Zur Erlangung einer umfassenden Kenntnis seiner Pfarrkinder dienten ihm die Neujahrsumgänge. Bei dieser Gelegenheit ließ er den ärmeren Parochianen reiche Unterstützungen zufließen. Welche genaue Personalkennntnis er, soweit seine Parochie in Betracht kam, besaß, beweist der Umstand, daß er noch ein Jahrzehnt nach seinem Weggange aus Riegersdorf sich eingehend der verwandtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Familien und der kleinsten Einzelheiten aus seiner Pfarrzeit erinnerte. Die Liebe der Parochianen zu ihrem Seelsorger zeigte sich namentlich, als er 1892 sein silbernes Priesterjubiläum feierte. Zur Erinnerung an den Festtag stiftete die Gemeinde für die Kirche in Riegersdorf zwei Kronleuchter und zwei Prozessionslaternen. Besondere Erwähnung verdient noch sein Bestreben, gewedte Knaben seiner Parochie für das Priestertum zu begeistern. Dank seiner Förderung wurden zu Priestern geweiht: Karl Tinschert, Pfarrer in Königszell, Karl Litz, Pfarrer in Groß Litz, Karl Menzel, der schon 1899 als neugeweihter Priester starb, und Geistlicher Rat Emanuel Tinschert, Direktor des Theologenkonvikts in Breslau. Die zwei



Erstgenannten stammen aus Dittmannsdorf, die beiden Letzgenannten aus Riegersdorf. Seit dem 16. Mai 1891 stand Flassig als Nachfolger des am 4. Mai desselben Jahres verstorbenen Erzpriesters Karl Nippel an der Spitze des Neustädter Archipresbyterates.

Als Kardinal Kopp 1894 einen Nachfolger für den aus dem Amte scheidenden unvergeßlichen Alumnatsrektor, Domkapitular Dr. Speil, suchte, lenkte sich sein Augenmerk auf Flassig, den er anlässlich seines Firmungsbesuches im Neustädter Archipresbyterate im Juni 1893 näher kennengelernt hatte. Dieser bemerkte zwar allzubescheiden in einer Unterredung mit Eminenz: „Ich bin kein wissenschaftlicher, sondern nur ein praktischer Seelsorger,“ doch erwiderte der Kardinal sogleich: „Den wollen wir.“ So schied denn Flassig zum großen Leidwesen der Riegersdorfer Parochianen aus seiner liebgewordenen Stellung und siedelte noch im Sommer 1894 nach Breslau über.

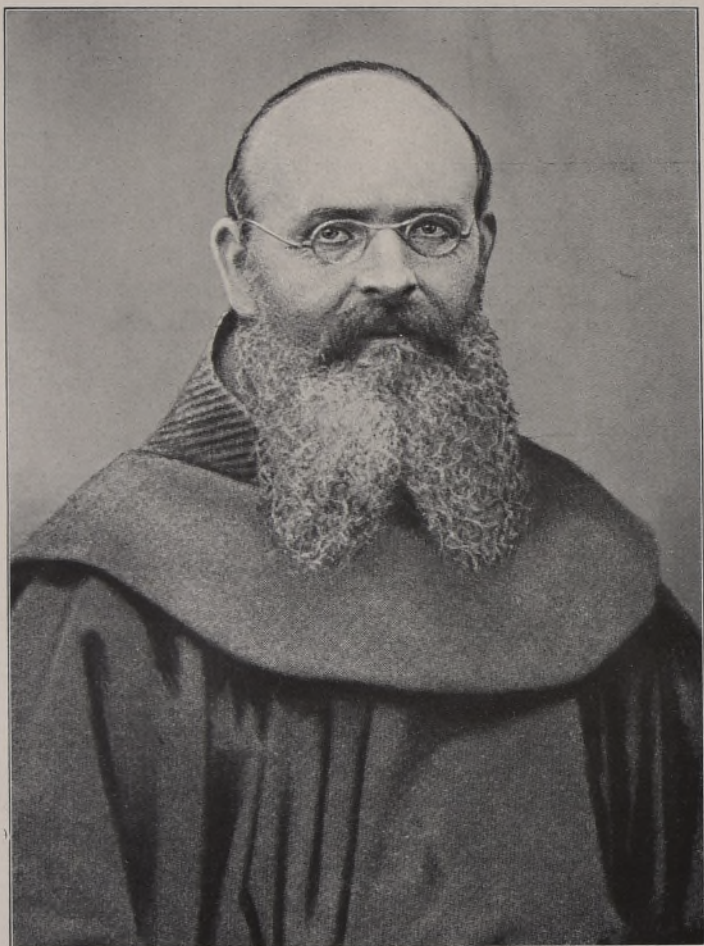
Am 18. Juli 1894 wurde er als Kanonikus installiert und übernahm die Leitung des Alumnats. Zehn Jahre hindurch entfaltete er nun in der Erziehung des Klerus eine reichgelegnete Tätigkeit. Ein ehemaliger Schüler Flassigs rühmt ihn als einen tiefinnerlichen Geistesmann, einen Meister der Betrachtung, einen feinen Psychologen, der sich gar trefflich auf die schwierige Kunst der Seelenleitung verstand und dessen praktische Moral strebsamen, jungen Beichtvätern eine unerschöpfliche Fülle wertvoller Winke und fester, brauchbarer Grundsätze bot. Seine Hauptstärke aber war die Pädagogik, in der ihm wohl nur wenige Katecheten der Diözese gleichkamen. Immer und immer wieder ermahnte er seine Alumnen: „Gehen Sie fleißig in die Schule, dann lernen Sie alles: predigen, betrachten, beicht hören, demütig sein.“ Obwohl äußerlich ernst gestimmt und mit vielem Temperament begabt, war er im näheren Umgange überaus liebevoll und teilnehmend.

Seine Tüchtigkeit und reiche Erfahrung waren die Veranlassung, daß ihm noch andere bedeutsame Ämter anvertraut wurden. Der Kardinal ernannte ihn zum Rat seiner Geheimen Kanzlei und des Generalvikariats, zum Konsistorialrat erster Instanz, zum Kommissar für die Revision des Religionsunterrichtes

an den höheren Lehranstalten, den Lehrer- und Lehrerinnenseminaren und Präparandien und zum Kurator der Ursulinerinnen in Freiwaldbau. Als Magister fabricae der Kreuzkirche war ihm namens des Domkapitels die Sorge für die Instandhaltung dieser Perle schlesischer Frühgotik anvertraut. Elf Jahre lang betreute er als Beichtvater den Konvent der Ursulinen in Breslau und in Carlowitz. Die Verleihung des Doktorgrades der katholisch-theologischen Fakultät Breslau war ein Zeichen der Anerkennung seiner erfolgreichen pädagogischen Wirksamkeit.

Im Sommer 1904 wurde Flässig von Kardinal Ropp mit Rücksicht auf seine durch Arteriosklerose geschwächte Gesundheit vom Amte eines Alumnatsrektors entbunden. Nur schweren Herzens trennte er sich von dieser ihm liebgewordenen Stellung, zu der ihn, abgesehen von seinen priesterlichen Qualitäten, hohes pädagogisches Geschick und reiche seelsorgliche Erfahrung sehr befähigt hatten. Nach längerem Leiden ging er am 17. Oktober 1908, nachmittags gegen 1 Uhr, wohl vorbereitet durch den Empfang der heiligen Sakramente, in die Ewigkeit hinüber. Das Domkapitel, an dessen Spitze sein vertrauter Freund, Prälat Dr. Arthur König, stand, bemerkte in einem ehrenvollen Nachrufe, daß der Verstorbene sich in unermüdlicher, segensvoller Arbeit in treuer Verwertung seiner reichen Herzens- und Geistesgaben als Religionslehrer wie als Seelsorger und Alumnatsrektor und in der Verwaltung der Diözese um Kirche und Vaterland unvergängliche Dienste erworben habe. Am 20. Oktober wurden Flässigs sterblichen Überreste nach feierlicher Einsegnung im Trauerhause, Kurie 5, wo sich auch Kardinal Ropp eingefunden hatte, in Begleitung des Domkapitels, der Alumnen und einer zahlreichen Trauerversammlung in die Kathedrale überführt. Weihbischof Marg hielt hier das Pontifikalrequiem. Sodann wurde die Leiche in der Gruft der Domherren unter der Totenkapelle beigesetzt.





Ladislaus Schneider

XIV.

**Ladislaus Schneider O. F. M.**

**1833—1919.**





Seit dem Breslauer Priester Otto, der um das Jahr 1139 zwei Wallfahrten nach Jerusalem unternahm, sind zwar in allen Jahrhunderten Schlesier in das heilige Land gepilgert; auch haben dort in neuerer Zeit schlesische Priester, z. B. Hermann Schwarzer, Albert Rittner, Stanislaus Kraus sehr segensreich gewirkt, doch hat sich keiner unserer schlesischen Landsleute ein solches Anrecht auf die dauernde dankbare Erinnerung der für das Heilige Land interessierten deutschen Katholiken erworben wie der durch seine deutschen katholischen Gründungen in Palästina und Aegypten hochverdiente P. Ladislaus Schneider, Missionarius Apostolicus Terrae Sanctae, „der schlesische Pionier im Heiligen Land“.

Ladislaus Schneider erblickte am 3. Februar 1833 als ältester Sohn des Gräflisch Harrachschen Wirtschaftsinspektors Franz Schneider und seiner Ehefrau Franziska, in Kosnochau bei Oberglogau das Licht der Welt. An einem Sonntage geboren und noch an demselben Tage auf den Namen Eduard getauft, blieb er zeitlebens ein rechtes Sonntagskind, denn seine außerordentlich glückliche Geistes- und Charakterveranlagung und seine Art, alle Geschehnisse vom übernatürlichen Standpunkte aus zu betrachten, ließen ihn die Schwierigkeiten der irdischen Pilgerreise verhältnismäßig leicht überwinden, und bis in sein 87. Lebensjahr bewahrte er jene tiefinnerlich gegründete liebenswürdige Heiterkeit, die ihn seinen Freunden so anziehend machte. Die Volksschulen in Kosnochau, Ottmachau und Neisse vermittelten ihm die Anfänge des Wissens. Von seinem Heimatspfarrer Scholz für die Quinta des Gymnasiums vorbereitet, besuchte er seit 1844 das Neisser Gymnasium, das er sieben Jahre später mit einem guten Abiturientenzeugnisse verließ. Es ist für den künftigen Missionar bezeichnend, daß Schneider schon als Gymnasiast mit großem Interesse die deutschen Ausgaben der Pilgerreisen in das Heilige Land von



Chateaubriand und Geramb, sowie die Schriften von Schiffer und Wislin über das Heilige Land las. In Reisse schloß er mit dem späteren Konviktspräfecten, dem bekannten Cochläusforscher Karl Otto aus Neustadt innige Freundschaft, der er auch treu blieb, als ein grausames Nervenleiden diesen hochbegabten Mann zu einem erbarmungswürdigen Siechtum verurteilte. Vielsache Anregung bot ihm und seinem Freunde Otto in den letzten Gymnasialjahren der Verkehr mit dem wissenschaftlich sehr interessierten, tiefreligiösen, greisen Oberforstmeister Sternitzke, der sie mit den neuesten Erzeugnissen der Literatur bekannt machte und ihnen auf den manchmal bis zum Abend ausgedehnten Spaziergängen mit Begeisterung die Wunder des Sternenhimmels schilderte. Nach dem Abiturium bezog Schneider im Herbst 1851 die Universität Breslau und widmete sich hier dem Studium der Theologie. In Gesellschaft Ottos, mit dem er anfangs die Wohnung teilte, besuchte er gern den katholischen Leseverein. Hier lernte er u. a. den trefflichen stud. theol. Leopold Nerlich kennen, dem er später, als dieser die Wallfahrtsparrei Deutsch Piekar übernahm, bei der Erbauung der Kalvarie mit seinem sachkundigen Rat zur Seite stand.

Den ersten Anlaß, sich mit der Frage des Ordensberufes zu beschäftigen, scheint dem jungen Theologen ein Begebnis geboten zu haben, das sich in den Sommerferien 1852 zutrug. Jungnick berichtet hierüber, wohl auf Grund der Mitteilungen Schneiders, in dem Lebensbilde Ottos Folgendes:

„In der Nähe des zwei Meilen von Reisse entfernten Lamsdorf hatten Franziskaner von der strengen Observanz des heiligen Petrus von Alcantara sich ein Klösterchen gebaut. Die Neugier, einmal Mönche zu sehen, veranlaßte Otto und seinen Freund Schneider nebst zwei anderen Kommilitonen eine Fußtour dorthin zu machen. Sie brachen frühzeitig von Reisse auf mit der Absicht, abends zurückerkehren. Im Kloster trafen sie den gelehrten P. Ignatius Zeiler als jungen Missionar an, der sich ihnen mit der größten Freundlichkeit widmete, ihnen über die Strengheiten des Ordenslebens der Alcantariner in beredten Worten Aufschluß gab und sie auch an der armen Klostertafel freigebig bewirtete. Auf einem Spaziergange im Walde wußte er sie so zu fesseln, daß

sie die Stunde zur Heimkehr vergaßen und das Anerbieten, im Kloster zu nächtigen, annahmen. Mit einem gewissen heiligen Schauer gingen sie in den ihnen angewiesenen nackten, kleinen Zellen zur Ruhe, bis sie um Mitternacht durch das Chorgebet der Patres und ein eigentümliches, von der Disziplin (Peißel) herührendes, Geräusch geweckt wurden. Bisher unbekannte, die Phantasie aufregende Gedanken und Vorstellungen wehrten weiterem Schlaf. Morgens gab es vielerlei Fragen. Die Vorurteile und schiefen Anschauungen vom Klosterleben wurden berichtigt und in beruhigende Einsichten umgewandelt. Auch die Einladung, noch einen Tag zu bleiben, um die klösterliche Tagesordnung näher kennenzulernen, wurde bei der gehobenen Stimmung, in welcher sich die Neulinge befanden, bereitwilligst angenommen. Während der freien Zeit wußte P. Ignatius die Heilswahrheiten auf eine für seine Zuhörer neue Weise höchst fesselnd darzutun. Nachts durften die jungen Gäste am Chorgebet teilnehmen. Am nächsten Morgen traten sie mit herzlichem Danke den Heimweg an und tauschten unterwegs ihre Eindrücke und Meinungen aus. Alle waren befriedigt und bewunderten, was sie gesehen hatten, aber keiner fühlte sich stark genug, Gleiches zu tun.“

Später sind allerdings drei von den vier Studenten, die in Lamsdorf gewesen waren, in verschiedene Orden eingetreten, darunter unser Eduard Schneider. Der Gedanke an das, was er in Lamsdorf gesehen und gehört hatte, ließ ihn nicht mehr los. Zwar ging er im Herbst 1852 auf den Rat seines Kommilitonen Sockel studienhalber nach Bonn, wo er u. a. Martin und Dieringer hörte und durch den mehrmaligen Besuch der Dombauhütte in Köln seine künstlerischen Anlagen weiterbildete, aber nach Rückkehr in die Heimat 1854 zog es ihn doch mit Macht zu jenen Männern, deren Strengheiten er so sehr bewunderte. Längere Zeit hielt er sich nun im idyllischen Waldklösterchen der Alfantarinener bei Neustadt auf, doch vereitelte die im Frühjahr 1855 auf päpstliche Weisung erfolgte Auflösung der schlesischen Alfantarinenerprovinz seine Aufnahme in diesen Orden. Im Spätherbst desselben Jahres trat Schneider, nachdem er schon 1854 sein Konkursexamen bestanden, in das Breslauer Alumnat ein. Da er wegen seines jugendlichen Alters noch nicht die heiligen



Weihen empfangen konnte, nahm er fast an zwei Alumnatskursen teil und wurde am 31. Januar 1857 vom Fürstbischof Heinrich zum Priester geweiht. Seine Primiz feierte er in Mechnitz, wo noch sein hochgeschätzter Jugendlehrer, Erzpriester Scholz, wirkte. Dann siedelte er als Kaplan in die Kreisstadt Rosel über und entfaltete beinahe zwei Jahre lang an der Seite des Pfarrers Weckert seinen pastoralen Eifer. Seiner Anregung ist die dringend notwendig gewordene Restaurierung der dem späteren Mittelalter angehörigen stattlichen Johanniterkirche ad S. Sigismundum daselbst zu danken, die unter der Leitung des in der Kölner Dombauhütte gebildeten Baumeisters Kirstein 1858 vorgenommen wurde. Bald nach Vollendung der Erneuerungsarbeiten schied Schneider aus seiner bisherigen Stellung, um an der Wallfahrts- und Pfarrkirche in Deutsch Biekar im Weinberge des Herrn zu arbeiten. Den hier bei dem heiligmäßigen „kleinen Kanonikus“ Fiegeß verlebten anderthalb Jahren galten wohl zeitlebens seine liebsten Erinnerungen.

Eine im Jahre 1859 nach St. Annaberg unternommene Reise führte eine entscheidende Wendung im Leben Schneiders herbei. Hier waren eben damals die ersten drei Franziskanerpatres Ambrosius Dreimüller, Theobald Wenzli und Viktor Albers eingeführt worden. Bei einem Besuche, den er diesen Ordensmännern abstattete, erkannte er, wie notwendig ihnen zu einem erfolgreichen Wirken in dieser Gegend polnisch sprechende Ordenspriester wären. Nach sorgfältiger Selbstprüfung faßte er den Entschluß, sich selbst für das hier im Entstehen begriffene heilige Werk zur Verfügung zu stellen. Fürstbischof Heinrich gab ihm trotz Mangels an utraquistischen Geistlichen in seiner Diözese in einer Audienz Ostern 1860 die Genehmigung zum Eintritt in den Franziskanerorden, worauf seiner Aufnahme in den Franziskanerorden von dem Provinzial der sächsischen Ordensprovinz entsprochen wurde. Bei Gelegenheit eines Besuches im Breslauer Alumnat erzählte P. Schneider dem damaligen Subregens Josef Kleinwächter von seinem Vorhaben und erfuhr zu seiner großen Überraschung, daß dieser sich mit dem gleichen Gedanken trage. Als nun Kleinwächter die Bitte aussprach, noch einige Zeit mit dem Eintritt zu warten, damit er am Schluß des Alumnatskurses sein

Amte aufgeben und mit ihm gemeinsam das Noviziat beginnen könne, ging Schneider gern auf den Vorschlag ein und benutzte die ihm noch zur Verfügung stehende Zeit zu einer Reise nach den berühmten franziskanischen Stätten Italiens. Er besuchte Padua und Assisi, entschloß sich dann noch zu einer Reise nach Rom und weilte hier einige Wochen. Auf Anregung bekannter Personen setzte er die Reise nach Palästina fort. Über Malta, Alexandria, Kairo, Jaffa traf er am 5. Juli 1860 in Jerusalem ein, wo er bei seinen künftigen Ordensgenossen liebevolle Aufnahme fand. Andachtsvoll besuchte er die heiligen Stätten. Vor dem Skapulierfeste fuhr er auf schwankem Rahn von Jaffa nach Haifa, bestieg den Karmel und besuchte Nazareth und den Tabor. Bei der Rückkehr nach Nazareth vernahm er die Kunde von der damals im Libanon und in Damaskus wütenden Christenverfolgung, der am letztgenannten Orte sechs Franziskanerpriester zum Opfer fielen. Auch in Nazareth waren die Drusen zum Losschlagen bereit. So begab sich denn P. Ladislaus schnellstens nach Haifa und erreichte ein europäisches Schiff, das ihn wohlbehalten nach Italien zurückbrachte. Dann ging die Reise über Rom, wo Pius IX. ihm eine Privataudienz gewährte, nach der Heimat.

Am 13. September 1860 empfing er zugleich mit Kleinwächter in der Gnadenkirche zu St. Annaberg das Ordenskleid und den Ordensnamen Ladislaus. Es folgte das Noviziatsjahr, währenddessen der Novizenmeister P. Ambrosius Dreimüller kein Mittel unversucht ließ, die beiden jungen Priester recht tief in der Demut zu begründen und auf ihren Ordensberuf hin zu prüfen. Am 17. Sept. 1861 legten die zwei Novizen die heiligen Gelübde ab. Während des ersten Dezenniums seines Ordenslebens finden wir den vielseitig begabten P. Ladislaus bald in der Lehrtätigkeit (an der Klerikerordenschule in Wiedenbrück und in Warendorf), bald in der Seelsorge beschäftigt, in letzterer Beziehung hauptsächlich in dem damals noch einzigen Franziskanerkloster St. Annaberg. Er erlebte hier das großartige, durch vier Wochen hindurch gefeierte 100 jährige Kalvarienjubiläum, zu dem sich zahllose Wallfahrer einfanden. Als tüchtiger Kanzelredner und unermüdlicher Beichtvater nahm P. Ladislaus auch an mehreren Volksmissionen teil, doch zwang ihn nach den Strapazen der Mission in



Poslau schwere Krankheit, das Amt eines Volksmissionärs aufzugeben. Während seiner Annaberger Periode hat sich P. Ladislaus, abgesehen von seiner seelsorglichen Wirksamkeit, hauptsächlich in dreifacher Beziehung verdient gemacht: Er erbaute die „Kapelle zum dritten Fall“, führte den „Kölner Verein vom Heiligen Lande“ in Schlesien ein, für dessen Zwecke er fleißig Almosen sammelte, und veranlaßte die Verpflanzung der Kongregation der „Mägde Mariens von der Unbefleckten Empfängnis“ nach Schlesien.

Das katholische Oberschlesien wies zu allen Zeiten außerordentlich zahlreiche Ordensberufe auf. Da nun das Landvolk in Oberschlesien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich nur der polnischen Sprache mächtig war, die in Schlesien vorhandenen Klöster aber deutsches Gepräge hatten, so wandten sich die vom Lande stammenden oberschlesischen Ordenskandidatinnen in die benachbarten Diözesen, namentlich nach Krakau, obwohl für die Krankenpflege in der Heimatdiözese an Orten polnischer Zunge Krankenpflegerinnen dieses Idioms sehr wünschenswert gewesen wären. Nun hatte im Jahre 1850 der fromme polnische Edelmann Edmund von Bojanowski in Jaszkowo bei Schrimm einen — später zur Kongregation der Mägde Mariens von der Unbefleckten Empfängnis ausgestalteten — Mädchenverein begründet, dessen Mitglieder sich aus Liebe zu Christus den Werken der christlichen Armen- und Krankenpflege widmeten und kleine Bewahrungsanstalten gründeten, in denen die noch nicht schulpflichtigen Kinder der Dorfleute betreut werden sollten. Um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen und den Landleuten ein erbauliches Beispiel zu geben, wie der Christ das Beten mit dem Arbeiten verbinden soll, übernahmen sie auch ländliche Arbeiten. Von Jaszkowo breitete sich die Kongregation, deren Statuten 1866 die Genehmigung des Erzbischofs von Posen erhielten, in der Erzdiözese Gnesen-Posen, sowie in den Bistümern Lemberg und Przemyśl aus. P. Ladislaus erlangte von dem segensreichen Wirken dieser Schwestern durch den vom Missionsvikar Eduard Müller herausgegebenen Bonifatiuskalender Kenntnis und gewann die Überzeugung, daß die Einführung derselben in Oberschlesien einem wirklichen Bedürfnisse entsprechen würde. Er verstand es, einige Personen aus der Annaberger Gegend für

seinen Plan zu begeistern und schuf durch Sammlung wohlthätiger Spenden die finanzielle Unterlage für eine Niederlassung der Schwestern in Oberschlesien. Ein gewisser Blasius Kasprusch aus Annaberg kaufte mit Hilfe dieser Almosen in Poremba unmittelbar an der in einer Schlucht gelegenen Kalvarienkirche „Mariä Himmelfahrt“ eine Häuserstelle nebst Garten und über drei Morgen gutes Ackerland für das zu errichtende Kloster. P. Ladislaus aber reiste im Frühling 1866 in Begleitung des Leschnitzer Kaplans Rimel nach Jaszkowo und erhielt auf seine Bitten, obwohl die Kongregation durch die im Lande herrschende Cholera sehr in Anspruch genommen war, die Zusicherung, daß drei Schwestern in das nun zu errichtende Klösterchen nach Poremba geschickt werden sollten. Am 12. August 1866 erfolgte mit Genehmigung des Fürstbischofs die Einführung der „kleinen Mägde Mariens“ in das aus einem schlichten Bauernhause hergerichtete Klösterchen in Poremba. Schon bald nachher sollten die Ankömmlinge hier ihre Feuerprobe im Dienste der Caritas bestehen. Als nämlich seit Ende September die Cholera in furchtbarer Weise in der Leschnitzer Gegend auftrat, zeigten sie sich, wie Pfarrer Grölich von Leschnitz dem Fürstbischof berichtete, den Einwohnern als tröstende Engel, die Tag und Nacht den armen verlassenen Kranken mit bewunderungswürdiger Aufopferung dienten und sich den ekelhaftesten Berrichtungen im Dienst ihrer Pfleglinge unterzogen. Auch durch die liebevolle Beschäftigung mit den Kindern, die täglich von den Eltern ihnen zugeführt wurden, erwarben sie sich die Liebe des Volkes. Die Tausende von Wallfahrern, die bei Gelegenheit des Kalvarienbesuches das Klösterchen im freundlichen Tale von Poremba in Augenschein nahmen, verbreiteten den Ruf der Schwestern in Oberschlesien, so daß sich schon in den ersten Monaten etwa 30 Kandidatinnen zur Aufnahme meldeten. Bald wurde die Erweiterung des Klösterchens und die Einrichtung eines Noviziats in Poremba notwendig. Es ist hier nicht der Ort, den weiteren erfreulichen Aufstieg der Kongregation in unserer Diözese, namentlich unter Leitung des hochverdienten Kurators, Prälaten Glowacki, weiter zu verfolgen, es soll aber unterstrichen werden, daß unser P. Ladislaus der Sämann war, der jenes Samenkorn, das in der Breslauer Diözese inzwischen schon mehr als hundert-



fältige Frucht getragen hat, aus dem Großherzogtum Posen auf schlesischen Boden verpflanzt hat. Pfarrer Grölich von Leschnitz, zu dessen Parochie Poremba gehört, konnte in einem an den Fürstbischof gerichteten Schreiben das Bekenntnis nicht zurückhalten, „daß das volle Verdienst um Errichtung des mehrgedachten Klösterchens, lediglich dem Franziskanerpater Ladislaus gebühre.“ 1911 gab P. Ladislaus die „Gedenkblätter an den selig verstorbenen Herrn Edmund Bojanowski heraus, in denen auch die Einführung der Kongregation in Schlesien behandelt wird.

Seit 1869 wirkte P. Ladislaus drei Jahre als Präses im Kloster Dingelstedt auf dem Eichsfelde, seit 1872 in dem Waldklösterchen St. Joseph bei Neustadt, wo er neben seiner seelsorglichen Tätigkeit sich durch Herausgabe von polnischen Heftchen mit Nachrichten vom heiligen Lande für die Mitglieder des Vereins vom heiligen Lande verdient machte.

Als durch den Kulturkampf die Niederlassungen der Franziskaner im deutschen Vaterlande aufgelöst wurden, suchten sich die meisten Patres einen neuen Wirkungskreis in Holland oder Nordamerika. Unsern P. Ladislaus sandte der Provinzial der sächsischen Ordensprovinz auf Ersuchen des Kölner Vereins vom Heiligen Lande nach Jerusalem um dort für die Zwecke des Vereins tätig zu sein. Anfang September 1875 traf P. Ladislaus, nachdem er in Köln mit dem Vorstande des genannten Vereins enge Fühlung genommen und sich in Rom den Segen des Heiligen Vaters geholt hatte, in Jerusalem ein und machte sich bald mit der ihm eigenen Energie an die ihm vom Kölner Vereinsvorstande übertragene Aufgabe, hier einen „festen Punkt“ für die Katholiken des deutschen Reiches zu schaffen. In dem Jahre 1876, in dem er die vom Verein bisher unterstützten katholischen Anstalten in Palästina und Ägypten, im Libanon und auf Cypern zwecks eines vom Vorstand gewünschten Befundberichtes besuchte, erwarb er den ersten katholischen deutschen Grundbesitz in Palästina und zwar in Emmaus (Rubebe) neben dem dortigen neuen Franziskanerkloster. Er ließ auf diesem Grundstück ein notdürftiges Wohnhaus für seine Leute aufführen und zwar auf der freigelegten Grundmauer alter Wohnungen, die von einer römischen Veteranenkolonie des Kaisers Titus her-

rühren sollten. 1878 erwarb er einen angrenzenden Garten mit 300 Feigenbäumchen und begann 1879 den Bau eines ordentlichen Wohnhauses für vier bis fünf Personen. In das Jahr 1877 fällt die Erwerbung eines Besitztums in Jerusalem vor dem Taffatore am Mamillateiche für zehn bis zwölf katholische deutsche Handwerker, die zugleich in Emmaus beschäftigt wurden. Der Patriarch Mgr. Bracco übernahm für ein Jahr die Bürgschaft für die Bezahlung dieses Grundstücks.

Leider war dem Lieblingsplane des P. Ladislaus, nämlich aus den deutschen Handwerkern, die er in Jerusalem und Emmaus betreute, einen Stamm tüchtiger deutscher Kolonisten heranzuziehen, kein Erfolg beschieden. Die zwei Anstalten hielten sich nur solange, als P. Ladislaus selbst in Jerusalem weilte und hier zum Rechten sehen konnte. Dagegen konnte er 1877 auf dem von ihm erkauften Grundstücke in Jerusalem den Bau des ersten katholischen deutschen Hospizes daselbst nach den von ihm selbst angefertigten Zeichnungen beginnen. Die Geldmittel zu diesem Bau brachte er auf einer 1878 nach Deutschland unternommenen Sammelreise auf. In stark besuchten Versammlungen, die in vielen Städten des Rheinlands, Westfalens, Schlesiens und Ermlands veranstaltet wurden, begeisterte der stets in seinem Ordensgewande auftretende Pater die Katholiken für die deutsche Sache im Heiligen Lande. Nach seiner Rückkehr Ostern 1879 stellte er sich und seine Gründung unter den Schutz des deutschen Konsuls in Jerusalem zum großen Mißvergnügen des französischen Konsulats, da bisher alles, was katholisch war und zum lateinischen Ritus gehörte, unter dem Protektorat Frankreichs gestanden hatte. Man bringt seine bald darauf erfolgte Versetzung nach Alexandria zur Vertretung des dortigen erkrankten deutschen Seelsorgers mit seinem mutigen Vorgehen in dieser Angelegenheit in Verbindung. Ohne Säumen leistete P. Ladislaus der Weisung seines Vorgesetzten Folge, so schwer ihm auch die Trennung von seinem Werke in Jerusalem fiel. „Nach menschlicher Berechnung sagt P. Ernst Schmidt S. M., Direktor des St. Paulushospizes in Jerusalem in seinem Schriftchen „Das katholische Deutschtum in Palästina“ (1913), besäße ohne diesen Schlag das katholische Deutschland in Palästina längst eine oder mehrere blühende Kolonien und eine Handwerkerschule, denn die von P. La-



dislaus getroffenen Einrichtungen und die von ihm eingeführte Hausordnung vereinigten in schönster Weise Festigkeit und väterliche Güte, die Sorge für das leibliche und besonders das geistige Wohl der Leute mit der für das Gedeihen des ganzen Werkes.“ Noch ein anderes Vorkommnis in jener Zeit berührte den Pater schmerzlich. Er hatte es in einem im Eichsfelder Kalender veröffentlichten Aufsatz als der Billigkeit entsprechend bezeichnet, wenn von den Almosen des „Vereins vom Heiligen Grabe“ auch das noch auf schwachen Füßen stehende deutsche Hospiz in Jerusalem unterstützt würde, nachdem die geistlichen Interessen dienenden Anstalten der Franzosen und Italiener, z. B. das Institut des P. Ratisbonne, inzwischen schon gefestigt seien. Der Kölner Vereinsvorstand reichte dieserhalb eine Beschwerde gegen P. Ladislaus beim Ordensgeneral ein. „Da der Verein satzungsgemäß die katholischen Anstalten des heiligen Landes für g e i s t l i c h e Zwecke, ohne Rücksicht auf die Nationalität zu unterstützen habe, könne er einer national deutschen Anstalt mit vorwiegend m a t e r i e l l e m Zweck nichts zuwenden; durch das Vorgehen des Paters könne die Mildtätigkeit der Gläubigen gegenüber dem Vereine Abbruch erleiden, daher möge ihm das öffentliche Sammeln von Gaben untersagt werden.“ P. Ladislaus rechtfertigte sich vor seinem Ordensgeneral, aber sein langjähriges, inniges Verhältnis zum Verein hatte durch jene Beschwerde eine Trübung erlitten.

Die Versetzung des P. Ladislaus nach Ägypten sollte übrigens den deutschen Katholiken in dem alten Pharaonenlande zum Segen werden. Mit Bedauern nahm er bei seiner Ankunft in Alexandria wahr, daß hier keine katholische deutsche Schule bestand. Diesem Übelstande half er bald ab. Er bildete aus einigen Familienvätern ein kleines Schulkomitee und fand, an dessen Spitze stehend, Mittel und Wege, mit Genehmigung des Erzbischofs Anaktet Chicaro, sowie des deutschen und österreichischen Konsulats eine kleine Wohnung zu mieten, um die Kinder der deutschsprechenden Familien zum Unterricht in ihrer Muttersprache zu versammeln. Freilich sah es in diesem ersten Schullokale zunächst recht bescheiden aus. Die ersten Stühle und Schränke waren aus Kisten hergestellt und mit Stoff bedeckt. Doch konnten mit Unterstützungen aus Deutschland, namentlich aus Köln, bald ordentliche Bänke und die

notwendigen Bücher für die Schule beschafft werden. Am 1. Mai 1883 segnete P. Ladislaus das Schullokal ein und eröffnete an demselben Tage die erste katholische deutsche Schule in Ägypten. Er widmete der anfangs aus 30 Kindern bestehenden Anstalt täglich 3 bis 4 Stunden, während ein Professor der deutschen Sprache an einer höheren arabischen Schule, ein Postbeamter und eine geprüfte Lehrerin aus Westfalen den übrigen Unterricht übernahmen. Es gelang dem P. Ladislaus auch, vom Berliner Auswärtigen Amte und vom Kaiser von Österreich materielle Unterstützungen für das Unternehmen zu erlangen. Als die Zahl der Schüler wuchs und die Bezahlung der inzwischen notgedrungen angestellten zwei Lehrkräfte das Komitee in große Verlegenheit brachte, wandte sich das Komitee auf Veranlassung des P. Ladislaus an die Kongregation der Borromäerinnen, deren Vorstand sich damals wegen des Kulturkampfes in Teschen befand, mit der Bitte, drei Schwestern zur Übernahme der Schule nach Alexandria zu schicken. Dem Besuch wurde entsprochen. Im Juli 1884 trafen die ersten Borromäerinnen unter Leitung der M. Katharina Schneider, einer leiblichen Schwester des P. Ladislaus, die das Schulvorsteherinnenexamen abgelegt hatte, hier ein. Am 7. August übergab P. Ladislaus die Schule den Schwestern. Die Anstalt nahm nun einen so erfreulichen Aufschwung, daß bald mehrere andere Schwestern aus Trebnitz, wohin die Leitung der Kongregation inzwischen übergesiedelt war, nachgesandt wurden. In Alexandrien übernahmen sie auch die Krankenpflege und betreuten das 1897 erbaute Greisenasyl „Kaiser Wilhelm“. In und bei Jerusalem, in Emmaus, Kairo, Bairut, Haifa entstandenen Filialen. 1894 wurde ein eigener orientalischer Ordenszweig der deutschen Borromäerinnenkongregation mit Mutterhaus und Noviziat errichtet und M. Katharina als Provinzialoberin eingeführt. Mit innigem Danke gegen Gott verfolgte P. Ladislaus die hocherfreuliche Entwicklung dieser Dinge, an denen er ja einen hervorragenden Anteil hatte. Als die Errichtung der orientalischen Ordensprovinz zustande kam, weilte er freilich nicht mehr in Ägypten.

Bevor wir uns nun einem neuen Lebensabschnitte des P. Ladislaus zuwenden, sei noch der Würdigung gedacht, die der Direktor



des St. Paulushospizes, Ernst Schmidt, den Bestrebungen des P. Ladislaus in seinem schon erwähnten Schriftchen zuteil werden läßt. „Der 1855 in Köln gegründete „Verein vom Heiligen Grabe“ hatte nur das Beste der katholischen Sache und das Heil der Seelen im Auge, und wenig kam es ihm darauf an, ob die guten Werke von Personen dieser oder jener Nationalität bewirkt wurden. Ein solches Vorgehen setzt aber ähnliche Gesinnung auch bei anderen voraus. Jedenfalls durften die für rein katholische Zwecke gespendeten Gaben (die Jahreseinnahme des Vereins betrug bis 1887 annähernd 100 000 Mark) nicht zu politischen oder gar antideutschen Zwecken mißbraucht werden. Letzteres mußte leider verschiedentlich festgestellt werden. Die von den rein französischen Genossenschaften errichteten Hospize, Spitäler, Schulen, nahmen mitunter nicht Anstand, offen zu erklären, daß ihren hauptsächlichsten religiösen Zweck der politische stets begleite. Die international sein sollenden Anstalten aber nahmen allmählich einen ganz vorherrschend italienischen oder französischen Charakter an. In den französischen und italienischen Berichten der Vorsteher von Anstalten in Palästina, die seit vielen Jahren bedeutende deutsche Almosen erhalten hatten, wurden nie oder nur andeutungsweise diese deutschen Almosen erwähnt. Bei vielen deutschen Freunden des Heiligen Landes in Palästina brach sich immer die Überzeugung Bahn, daß der katholischen Sache dort besser gedient sein würde durch Verwendung der reichen deutschen Almosen auch zu rein deutschen Werken im Interesse Palästinas und seiner katholischen Christen und der deutschen Pilger. Und dort selber erweckte die Vorsehung einen Mann im Schoße der Kustodie, der mit einer wahrhaft bewundernswerten Ausdauer trotz aller Schwierigkeiten diesen Plan auszuführen suchte und in der That auch verwirklicht hat. Wenner auch selber die volle Entwicklung nicht mit ansehen konnte, so wird er sich doch jetzt in stiller Zurückgezogenheit des Klosters der Erfolge in dem von ihm geöffneten Wege freuen. Es ist der hochwürdige Franziskaner P. Ladislaus Schneider im Kloster Annaberg in Oberschlesien.“

Nach dem Fortgange des P. Ladislaus aus dem Heiligen Lande, wäre, wie P. Schmidt sagt, der volle Untergang der von ihm geschaffenen Werke unvermeidlich gewesen, wenn sich nicht in Deutschland selbst ein eigener katholischer Verein zur Pflege und zum Schutze deutscher Werke im Heiligen Lande gebildet hätte, der Palästinaverein. Diesem Vereine war P. Ladislaus trefflicher Wegbereiter. Unablässig kämpfte er in der deutschen Presse, außerhalb Schlesiens besonders in der „Deutschen Reichszeitung“, im „Leo“ und im Eichsfelder Marienkalender, für die diesem Verein zu Grunde liegende Idee. Er fragte: „Warum wird ausschließlich das bedeutende deutsche Almosen auch jetzt noch unabänderlich nur den verschiedensten Instituten anderer Nationalitäten übergeben? Warum übersteht man vollständig die deutschen Katholiken im Heiligen Lande und macht es ihnen somit zur Unmöglichkeit in irgend einer Weise sich dort an den Aufgaben des Landes zur Christianisierung des Volkes oder zur Stütze der bestehenden katholischen Anstalten beteiligen zu können? Nebenströme verlieren sofort ihren Namen, sobald sie vom Hauptstrom aufgenommen sind, und man kennt sie nicht mehr, man spricht nicht mehr von ihnen, sie sind vergessen. So geht es mit den Strömen deutscher Almosen und Liebesgaben für das Heilige Land, nachdem sie hier in den französischen oder italienischen Hauptstrom eingelaufen sind.“ 1879 wurde in Aachen der neue Verein ins Leben gerufen, der echt katholisch aber auch gut deutsch sein und dem katholischen Deutschland in Palästina zu der Stellung verhelfen sollte, die ihm gebührt. Schließlich sei noch bemerkt, daß P. Ladislaus den rühmlichst bekannten P. Wilhelm Schmidt aus der Lazaristengenossenschaft dem Präsidenten des Palästinavereins, Landrat Janssen, zur Leitung der von ihm in Jerusalem und Emmaus begründeten Häuser empfohlen hat.

Im Sommer 1887 reiste P. Ladislaus, um seine durch das Klima angegriffene Gesundheit zu stärken und zugleich seinen Studienfreund, Pfarrer Nerlich, in Deutsch Pieskar, bei dem Bau der großen Kalvarie daselbst zu beraten, nach Schlesien. Es war seine Absicht, nach Erledigung dieser Angelegenheit in seine bisherige Stellung zurückzukehren. Aber seine Ordensoberen ver-



fügten anders über ihn. Im Frühling des genannten Jahres war nämlich jenes Kulturkampfgesetz gefallen, das den Franziskanern bisher die seelsorgliche Wirksamkeit im Vaterlande unmöglich gemacht hatte. Da nun die verwaisten Niederlassungen in Preußen wieder besetzt werden mußten, wurde P. Ladislaus in Schlesien zurückgehalten. Nach einiger Tätigkeit in St. Annaberg, Deutsch Biekar (wo er sich des Kalvarienbaues annahm) und in Westfalen wirkte er von 1889 bis 1892 als Dompönitentiar in Breslau in der neugegründeten Niederlassung bei St. Agidi, sodann zehn Jahre als geistlicher Rektor der katholischen Arbeiterkolonie Hohenhof bei Lamsdorf. Die Arbeit in diesem Hause, wo die „Armen Brüder vom heiligen Franziskus Seraphikus“ sich der arbeitswilligen Kolonisten annehmen, war für den schon auf die Siebzigzustrebenden nicht leicht, trotzdem half er mit unermüdetem Eifer seinem Freunde Nerlich bei dem Bau der Kalvarienkirche und der 28 Kapellen, die 1896 fertiggestellt waren. In Hohenhof überraschte übrigens den demütigen Pater eine wohlverdiente Ehrung. Kaiser Wilhelm II. hatte auf seiner Palästinareise 1898, als er von dem Vorhandensein deutscher katholischer Krankenhäuser sowie katholischer Schulen mit deutschem Unterricht daselbst Kenntnis erhielt und von den arabischen Kindern sogar mit einem deutschen Liede begrüßt wurde, nach dem Urheber dieser Anstalten gefragt. Da war er von dem deutschen Konsul und der Provinzialoberin der Borromäerinnen über die hohen Verdienste des zur Zeit in Oberschlesien lebenden P. Ladislaus unterrichtet worden. Als Zeichen seiner Anerkennung verlieh nun der Kaiser unserm Pater den Roten Adlerorden 4. Klasse, der ihm vom Landrat des Kreises Falkenberg überreicht wurde.

Im 71. Lebensjahr stehend erhielt P. Ladislaus das Kloster St. Annaberg, wo er einst als Novize eingetreten war, als Aufenthaltswort angewiesen. Aber als einen „Ruheplatz“ betrachtete der rüstige Greis den Annaberg nicht. Er arbeitete seelsorglich in der Klosterkirche, übernahm Vertretungen in Pfarreien und war mit Wort und Feder unermüdet für die Interessen des heiligen Landes tätig. Auf dem St. Annaberg war es ihm auch vergönnt, unter allgemeiner herzlicher Anteilnahme zwei goldene Jubiläen zu begehen nämlich im Januar 1907 das goldene Priesterjubiläum

und am 14. November 1910 das goldene Jubiläum seines Eintritts in den seraphischen Orden. Noch im 75. Lebensjahre wagte er es, die Strapazen einer Palästinareise auf sich zu nehmen. Mit Erlaubnis seines Ordensgenerals reiste er am 19. November 1907 von Triest nach Alexandria und Oberägypten, vor Weihnachten nach Jerusalem und kehrte im März 1908 wohlbehalten nach dem St. Annaberg zurück, hochbefriedigt von dem Anblick der blühenden deutschen katholischen Anstalten im Orient, an deren Wiege er einst gestanden. Umso schmerzlicher berührten ihn natürlich die Heimfuchungen, von denen diese Anstalten in dem Weltkrieg betroffen wurden. Blieb doch den deutschen Borromäerinnen das Schicksal der Internierung durch die Engländer nicht erspart!

Bis in sein hohes Alter bewahrte sich P. Ladislaus eine staunenswerte Frische des Geistes. Mit jugendlichem Feuer suchte er andere für die katholischen Interessen des Heiligen Landes zu begeistern, und gern zeigte er seinen Besuchern sein kleines, mit Liebe gehegtes „biblisches Museum“, das sich aus biblischen Naturalien und Altertümern zusammensetzte. Wie ein Patriarch lebte er unter den Seinigen, wegen seines demütigen und milden Sinnes allgemein geliebt und als die verkörperte Tradition der schlesischen Franziskanerordensgeschichte hochgeachtet. Seiner Auflösung ging ein längeres Krankenlager voran. Am 2. Oktober 1919, abends 10 Uhr verschied P. Ladislaus im 87. Lebensjahre unter den Gebeten seiner Ordensbrüder im Kloster St. Annaberg und wurde am 6. Oktober in der Gruft der Kapelle des dritten Falles beigesetzt. Er war 62 Jahre Priester und 59 Jahre Ordensmann gewesen. Ein Nachruf auf den Verstorbenen sagt: „Den P. Ladislaus zeichneten bei seiner äußeren Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit große Gaben des Geistes und des Herzens aus. Mit einem vielseitigen theologischen Wissen, einer seltenen Kenntnis der Baukunst verband er reiche Erfahrung, ein staunenswertes Gedächtnis bis zum Tode, ruhige Überlegung und Tatkraft, die mit Zähigkeit alle gefaßten Pläne verfolgte.“

P. Ladislaus liebte seinen Orden, in dem er sich trotz mancher Entbehrungen stets glücklich fühlte. Er liebte seine ober-schlesische Heimat, die ihm die Einführung einer blühenden karitativen Kongregation verdankt. Er liebte sein Vaterland, für das



er sich, obwohl durch den Kulturkampf zum Exil verurteilt, im Orient mit seiner ganzen Persönlichkeit einsetzte. Seine ganz besondere Liebe aber gehörte dem heiligen Lande, für dessen Interessen er in Wort und Schrift bis zu seinem Ende auf das Wärmste eintrat. Sollte diesem verdienten Ordenspriester eine Grabchrift gegeben werden, die sein Sinnen und Trachten während seiner letzten vierundvierzig Lebensjahre kurz zusammenfaßt, keine andere wäre wohl geeigneter als die Stelle aus dem Psalm 136: ‚Si oblitus fuero tui, Jerusalem, oblivioni detur dextera mea‘.

## Quellen und Literatur.

G. R. = Fürstbischöfliche Geheime Kanzlei; G. B. = Registratur des Generalvikariats; D. R. = Registratur des Domkapitels; D. A. = Diözesanarchiv; St. A. = Staatsarchiv Breslau; Pf. A. = Pfarrarchiv; Bef. A. = Befehungsakten; Pr. = Privatbesitz. Einzelne Daten aus der Amtswirksamkeit der hier behandelten Geistlichen bot die Handschrift: Alumni seminarii clericalis Vratislaviensis 1790—1876, Diözesanarchiv II c 3.

### I. Fiegeł.

Kirchenmatrikeln Gr. Döbern und Deutsch Piekar; Bef. A. von Ziemienhiz und Deutsch-Piekar, G. B.; Bef. A. Wojschnit, G. B.; (Bef. A. von Piekar und Wojschnit jetzt beim Ordinariat Rattowitz); Acta betr. die infolge der beendigten Amtswirksamkeit des Erzbischofs von Köln entstandenen theologischen Zwiste und die deshalb von Staatswegen verfügten Maßregeln. St. A. Rep. 200 acc. 54/16 Nr. 173; Installationsakten der Domherren. Vol. 1, D. R.; Acta betreffend Errichtung von Mäßigkeitsvereinen Vol. I. G. R.; Acta betreffend Abhaltung von Volksmissionen 1851—1853. G. R. — Karol Preßfreund: Zyciorys s. p. ksiedza Jana Alojzego Fiecka, 1873; Drobny, Ks. Alojzy Jan Fiececk, proboszcz w N. Piekarach im Skarb rodzinny 1920 bis 1922; Fiegeł, Kurze Erzählung über Ursprung und Entstehung der neu erbauten Marienkirche zu Deutsch-Piekar 1. Heft 1849; Speil, P. Antoniewicz, Missionär der Gesellschaft Jesu, Breslau 1875; „Die oberschlesische Aristokratie, der Klerus, die Beamten, Bürger, Bauern, der Mäßigkeitsverein und Herr Wit genannt v. Döring, Leipzig 1845; „Auf- und Anruf zur Bekämpfung der Brannweinpest“ von Wit v. Döring, Schles. Zeitung, 8. Februar 1844; Lorinser, Der Sieg über die Brannweinpest in Oberschlesien, historisch, medizinisch und mystisch beleuchtet, Oppeln 1845; Handbuch der von Sr. Heiligkeit Pius IX. errichteten Mäßigkeitsbruderschaft, Breslau 1852; Jostes, Joh. Matthias Seling, Münster 1900; Schles. Kirchenblatt, 1844 ff; Reinkens, Melchior v. Diepenbrock, Leipzig 1881; Reisch, Geschichte des St. Annaberges, Breslau 1910; Hirtenbrief Sr. Eminenz des Kardinals Fürstbischofs von Breslau, Melchior Freiherrn v. Diepenbrock, Münster 1853; Schindler, Quellen und Forschungen zur Geschichte von Deutsch-Piekar Teil 1, Heft 1, Deutsch-Piekar 1912; Wilt, Bilder aus Oberschlesien, Breslau 1920.

### II. Ciupke.

Bef. A. Nuttschau, G. B.; Mitteilungen des Geistlichen Rates Jugeł, Pr.; — Kosch und Sauer, sämtliche Werke des Freiherrn Joh. v. Eichendorff, Bd. 3 und 12; Nowack, „Paul Ciupke“ im Eichendorffkalender 1911; Nowack, „Lubowitzer Tagebuchblätter Jos. v. Eichendorffs, Groß-Strehlitz 1907; Welchel, Gesch. des Archipresbyterates Ratibor, 2. Aufl. 1896.



## III. Fischer.

Acta betreff. Einführung des Propstes Auer und des Propstes Fischer. Registratur der St. Hedwigskirche in Berlin; Akten betr. Kapläne der Delegatur 1812—1828, G. R.; Acta betr. Einrichtung des Gottesdienstes in der St. Hedwigskirche 1812—1843, G. R.; Acta betr. der Propstei St. Hedwig G. R.; Acta Besetzung erledigter Kanonikate seit 1828, D.R.; Bes. u. Bau A. Frankenstein; Acta betr. Abhaltung von Volksmissionen 1851—1853, G. R.; Acta betr. die infolge der beendigten Amtswirkksamkeit des Erzbischofs von Köln entstandenen theologischen Zwiste und die deshalb von Staatswegen verfügten standenen theologischen Zwiste und die deshalb Staats wegen verfügten Maßregeln.“ Vol. 1, St. A. Rep. 200 acc. 54/16, Nr. 173. Mitteilungen des Pfarrers Wittig-Frankenstein. — Johann Georg Herzog zu Sachsen: „Der Übertritt der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen zum Protestantismus“, Jahresbericht der Görresgesellschaft 1920; Histor. Polit. Blätter 1874; Kochs, Übertritte aus der röm.-kathol. zur evangel. Kirche in Deutschland während des 19. Jahrhunderts, Leipzig 1903; Schles. Kirchenblatt 1836, 1850, 1852; Aus dem Leben des Weihbischofs A. Brinkmann von Münster († 1856), Schles. Kirchenblatt 1880, 252 ff.; Jungniß, Joseph Sauer, Breslau 1913; Meer, Jungniß, Charakterbilder aus dem Klerus Schlesiens. 2. Folge, Breslau 1898; Joseph v. Eichendorffs sämtliche Werke, Leipzig 1864; Koch und Sauer, sämtliche Werke des Freiherrn Joh. v. Eichendorff, Bd. 12; Binder, Luise Hensel, Freiburg 1885; Rosenthal, Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert, Schaffhausen 1866; Franz, Die gemischten Ehen in Schlesien, Festschrift der Görresgesellschaft, Breslau 1878; Schweter, Wartha, Schweidnitz 1922; Schles. Zeitung 1858 (Nekrolog); Duhr, Aktenstücke zur Geschichte der Jesuitenmissionen in Deutschland, Freiburg 1903.

## IV. Schneeweiß.

Bes. A. Heinrichau, G. B.; Aufzeichnungen über Schneeweiß im Jesuitenkolleg Mariaschein; Briefwechsel Schneeweiß-Schumann, Pr.; — Jungniß, Die Kongregation der Grauen Schwestern von der heiligen Elisabeth, Breslau 1892; Wid, Aus meinem Leben, Breslau 1895; Der neue christliche Vote für Stadt und Land, Reisse 1852; Meer: Zur Erinnerung an P. Carl Schneeweiß S. J., Schles. Pastoralblatt 1887, 107 ff.

## V. Wehl.

Briefe des P. Wehl aus Afrika, Abschrift. Pr.; Erinnerungsblatt des Verstorbenen aus der Familie Wehl. — Ehler, Pr.; Spillmann, Vom Kap zum Sambesi, Freiburg 1882.

## VI. Hertlein.

Liber vitarum parochorum, Pf. A. Ottmachau; Bes. A. Ottmachau, G. B.; Notizen von R. Ganse und P. J. Gründel über Hertlein, Pr.; Personalien G. B.; — Jos. Freiherrn v. Eichendorffs sämtliche Werke, 2. Aufl. 1. Bd. Leipzig 1864; Nowak, Joseph und Aloisia v. Eichendorffs letzte Lebensstage, Oberschles. Heimat 1907; Meer, Charakterbilder aus dem Klerus Schlesiens, Neue Folge 1898; Schles. Kirchenbl. 1860. Nr. 39.

## VII. Lampka.

Personalien G. B.; Bes. A. Lubowicz Vol. II. G. B.; Welzel, Gesch. des Archipresbyterates Ratibor, 2. Auflage, Ratibor 1896; Welzel, Das Fürstl. Zisterzienserkloster Himmelwitz, Breslau 1895; Leidensgeschichte der röm.-kathol. Pfarrei Groß-Strehlitz, Gleiwitz 1876; Schles. Volkszeitung 1880, Nr. 206.

## VIII. Gierich.

Briefe Gierichs, D. A.; Personalien G. B.; Bes. A. Pfarrei Groß Strehlitz, Gleiwitz 1876; Nowack, Geschichte der Pfarrei Gr. Strehlitz 1924; Korrespondenz der Associatio perseverantiae sacerdotalis, Wien 1906.

## IX. Simon.

Personalien G. B.; Bes. und Bau A. Schweidnitz, G. B.; Konvolut Schriftsachen Simons, D. A.; Handgeschriebene Pfarrchronik von Schweidnitz, 2 Bde., Pf. A. Schweidnitz; Installationsakten der Domherren Vol. III. D. R. — Breslauer Hausblätter 1864 Nr. 97: „Streiflichter aus Schleswig-Holstein“; Talar, eine dänische Fahne aus dem Jahre 1864. Oberschles. Heimat 1914, Heft 4; Festschrift zum goldenen Jubiläum der im Besitz des katholischen Gefellenvereins Oppeln befindlichen Dänenfahne am 12. 7. 1914; Simon, „Mirabilia, eine Gefängnisstudie“, Breslau, 2. Aufl. 1878, Schles. Volkszeitung 1872; Reinkens, Melchior v. Diepenbrock, Leipzig 1881; Schles. Kirchenblatt; Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. 2, Aufl. 2, Berlin 1922; Abschiedsgruß an die Pfarrgemeinde von Kanonikus Hugo Simon, Stadtpfarrer zu Schweidnitz, 1897.

## X. Welzel.

Bes. A. Tworkau, G. B.; Welzel, Gesch. des Archipresbyterates Ratibor, 2. Aufl. Ratibor 1896; Gregor, Aug. Welzel und seine oberschlesischen Geschichtswerke, Oberschles. Heimat, 1908, Bd. 4; Jungnitz, Nekrolog auf Welzel, Zeitschrift des Schlesischen Geschichtsvereins, Bd. 32, 387; Schaffer, Trauerrede auf Welzel, Schlesische Volkszeitung 1897, 12. November.

## XI. Wiß.

Briefe an Wiß, Pr.; Installationsakten der Domherren, Vol. II. D. R. — Wiß, Aus meinem Leben, Breslau 1895; Wiß, Über Katholikenfeinde und Katholikenvereine, Breslau 1849; Verhandlungen der zweiten Versammlung des katholischen Vereins Deutschlands 9.—12. Mai 1849, Breslau 1849; Seppelt, Joseph Wiß, Schlesische Lebensbilder, 2 Bd. Breslau 1926; Müller, Die Publizistik und das katholische Leben in Breslau und Schlesien während des 19. Jahrhunderts, Breslau 1907; Müller, Die Breslauer politische Presse von 1742 bis 1861, Breslau 1908; Mazura, Die Entwicklung des politischen Katholizismus in Schlesien, Breslau 1925; Schles. Kirchenblatt, 1848, 1849.

## XII. Kreamski.

Personalien G. B.; Aufzeichnungen des P. Ladislaus Schneider über Kreamski Pr.; Viktor Schmidt, Festschrift zur 50 jährigen Jubelfeier der katholischen St. Maria-Pfarrgemeinde in Rattowitz 1910; Oberschles. Volkszeitung Dezember 1906.



## XIII. Flässig.

Personalien G. B.; Bes. A. Riegersdorf G. B.; Installationsakten der Domherren, Vol. III. D. R.; Notizen von E. John und E. Tinschert; Schweter, Geschichte der Pfarrei Langenbrück-Wiese, Neustadt 1924; Schwedowiz, Geschichte der Pfarrei Riegersdorf, Oberschles.; Neustadt 1915; Schles. Volkszeitung, Oktober 1908.

## XIV. Schneider.

Acta betr. Kongregation der Kleinen Mägde Mariens, Vol. I, G. R.; — Buttke, Schles. Wallfahrten nach dem Heiligen Lande. Darstellungen und Quellen III, 138; Jungnick, Karl Otto, Breslau 1904; Reisch, Geschichte des St. Annabergs, Breslau 1910; Ein alter schlesischer Pionier im Heiligen Lande (Selbstbiographie) Nikolai 1911; Ernst Schmidt, Das katholische Deutschland in Palästina, Freiburg i. B. 1913; Ladislaus Schneider, Gedenkblätter an den sel. verstorbenen Herrn Edmund Bojanowski, nach dem poln. Büchlein des Philippinerpaters Brzezinski, St. Annaberg 1911; Bericht über die erste kath. Schule in Megandrien, sowie über die Tätigkeit und die allmähliche Entfaltung der deutschen Borromäerinnen im Orient 1884—1909.



## Personen- und Ortsverzeichnis.

### A.

Aachen 265  
 Abraham a Sancta Clara 63  
 Ahlborn 91  
 Albers 256  
 Alexandria 262, 263, 267  
 Altendorf 64  
 Altenstein, v. 76, 89, 93  
 Amalie, Prinzessin von Sachsen 81  
 Ancillon 81  
 Anhalt-Röthen, Herzog v. 80  
 St. Annaberg 34, 35, 40, 48, 209, 258,  
 266, 267

Antoniewicz 41, 43, 44, 46, 50  
 Arlt 243  
 Asifi 257  
 Auer 73  
 Aulock, v., Weihbischof 77, 111  
 Autischkau 66

### B.

Balger 219, 221  
 Barthel 221  
 Baumgartenberg 124  
 Baworowski 42  
 Beckedorf, v. 91  
 Beirut 263  
 Benkowitz 212  
 Berenwald 186  
 Berger, v. 178  
 Berlin, St. Hedwigskirche 72—94  
 Berghilf 163  
 Besserer v. Dahlfingen 88, 142,  
 Theresia 88  
 Beuthen, O./S. 19, 27, 30, 33, 41, 44  
 Biskupitz 44  
 Bittner 119  
 Blazeowitz 60  
 Blümel 194, 196  
 Bodelschwingsh, v. 24  
 Bogedain, Weihbischof 145, 176  
 Bögendorf 192  
 Bogutshütz 34, 236  
 Bojanowsky, v. 258  
 Bollenhain 111  
 Bombelles, Graf, Pfarrer 243

Bonn 255  
 Bornstedt, v. 91  
 Borromäerinnen 263, 266  
 Borzuchy 243  
 Brandenburg 93  
 Breitenbach, P. 73  
 Breslau 223, 266  
 Brinkmann 91, 92, 94  
 Brzozowski, P., Stefan 33, 34, 35, 39  
 Buchelsdorf (Neustadt, O./S.) 246, 247  
 Bujalow 235

### C.

Carlowitz (Breslau) 171, 172  
 Caspar 88  
 Chelm 35  
 Chicaro, Erzbischof 262  
 Choltitz, v. 245  
 Christ 40  
 Chroszczinna 175  
 Ciupke 55—67  
 Cosel 34, 209, 256  
 Czarnowan 12  
 Czeland 14  
 Czersti 217  
 Czwidli 44

### D.

Damroth 244  
 Delama 163  
 Demel 119  
 Depelschin 125, 126  
 Deutsch Piekar 11, 12, 14—54, 254,  
 256, 265, 266  
 Diepenbrock, Melchior v., Fürstbischof  
 11, 15, 25, 26, 29, 36, 37, 42, 49, 85,  
 99, 100, 103, 114, 141, 144, 175, 176,  
 182, 218, 224, 230; Apollonia 36, 182  
 Dingelstedt 260  
 Dittmannsdorf (Neustadt, O./S.) 246, 247  
 Dittrich 119  
 Dombrowitz, Weihbischof 218  
 Dreimüller 256, 257  
 Drosdel 167  
 Droste-Bischering, Clemens August v.,  
 Erzbischof 95



Dunin, Graf, Erzbischof 49  
 Düppel 178—180  
 Dworczyn 15—18

## E.

Eichendorff, Jos. v. 57—67, 87, 142;  
 Louise 142; Adolf 58, 65, 66; Wil-  
 helm 57; Hermann 65  
 Eichhorn, Kaplan 83  
 Ellguth bei Gr. Rottorf 14  
 Eleonora, Kaiserin 27  
 Elsler 98  
 Elisabeth, Kronprinzessin von Preußen  
 73 ff.  
 Emmaus 260, 263  
 Equart 30, 38  
 Eulenburg, Graf, Minister 183  
 Euphemia, Dominikanerin 209  
 Exner 245  
 Eylert 76

## F.

Fiehef, Joh. Moïse 9—51, 230, 236, 256  
 Fischer, Nikolaus 69—94  
 Flaßig, Wilhelm 241—250  
 Förster, Heinrich, Fürstbischof 44, 45,  
 50, 76, 88, 98, 143, 147, 148, 163, 186,  
 188, 196, 211, 218, 228, 236, 237, 244,  
 255, 256  
 Frankenstein 71, 92, 94—106, 197  
 Franz, Dr. 244.  
 Frenzel 14  
 Friebe 18  
 Friedrich Wilhelm IV. 11, 24, 73  
 Friedrich August von Sachsen 19, 24  
 Friedrich Wilhelm, Kronprinz 180  
 Friedrich Karl, Prinz 181  
 Friß 111

## G.

Ganczarsti, Mag. 171  
 Gärth 22, 23  
 Ganjowiß 59  
 Gaschin, Grafen 209  
 Gastein 52  
 Gawenda, Erzpriester 159  
 Geißel, Erzbischof 220  
 Gierich, Paul 161—172  
 Girlachsdorf 193 ff.  
 Gißler 221  
 Glas 100  
 Gleich, Weihbischof 176, 201, 207, 235  
 Gleiwitz 34

Glogau 72, 183  
 Glowaghi 259  
 Gnesen 217  
 Gomille 221  
 Graha 153—155  
 Graue Schwestern 112, 200  
 Graupe 83, 105, 183  
 Grölich 259, 260  
 Groß Döbern 12  
 Groß Pluschnitz 30  
 Groß Stein 209  
 Groß Strehlig 34, 155—158, 162—172  
 Großer 247  
 Gubuluwayo 126  
 Guttentag 209  
 Güttmannsdorf 193 ff.

## H.

Haase 72  
 Hagemeister, v. 210  
 Haifa 257, 263  
 Halle 60  
 Harder, P. 100, 188  
 Harrach, Auguste, Gräfin 78  
 Harreveld 171  
 Haugsdorf 72  
 Hedlen 126  
 Hedwigschwestern 191, 200, 202  
 Heer 52  
 Heide 24, 208, 236  
 Heidelberg 60, 63, 64  
 Heinke 58  
 Heinrich IV., Herzog 186  
 Heinrich (Mainz) 230  
 Heinrichau 114  
 Heißig 60  
 Hendel, Graf, 24  
 Hengesach 163  
 Henke 60  
 Hensel, Louise 89; Wilhelm 89  
 Herold 191  
 Hertlein, Karl 139—149, 243  
 Herzog, Robert, Fürstbischof 117, 200,  
 211  
 Himmelwitz 153—160, 209  
 Hirsch 30, 31  
 Hixig 88  
 Hochkirch 141  
 Hoffmann 72  
 Hoheisel, Jos. 247  
 Hohenhof 206  
 Hohenzollern, Fürstin Maria v. 231  
 Holtei 107  
 Huber 163  
 Hübner 39

J.

Jaffa 257  
 Jähnel 175  
 Jander 147  
 Janßen 265  
 Jarde 88, 89  
 Jaszkowo 258  
 Jauer, Stadt 244  
 Jeiler 124, 254  
 Jeltsch 207  
 Jentsch 230  
 Jerusalem 257, 260 ff.  
 Jesuiten 13, 27, 50, 125, 187, 189  
 Innsbruck 115, 124  
 Johann III., Sobieski 19, 24  
 Johann, Prinz v. Sachsen 81  
 Johannesberg 52, 148  
 Julie, Herzogin v. Anhalt-Köthen 80  
 Jung 245  
 Jungniß, Jos. 119, 244  
 Juzef 66

K.

Kalksburg 124, 125  
 Kaminski 154  
 Kapacki v. 23  
 Karler 222  
 Karlsbrunn 52  
 Karolina, Königin v. Bayern 74, 80, 81  
 Kartte 190  
 Kasimir, Dorf 209  
 Kasprusch 258  
 Kattern 39  
 Kattowiß 235—238  
 Keltisch 156, 158  
 Ketteler, v., Propst 85; Oberst 176, 178  
 Kimberley 125  
 Kirsstein 256  
 Klein 119, 175  
 Kleinißke 190  
 Klein Strehliß 12  
 Kleinwächter 256  
 Klinkowström, Jos. u. Max 100 ff.  
 Klutschau 164  
 Knoff 229  
 Köhler 72  
 Köln 255  
 König, Prälat 244, 250  
 Kopecký 15—18  
 Kopp, Georg, Kardinal 200, 212, 229, 249, 250  
 Koschacki 60  
 Kowalsky 149

Koziolet 244  
 Krafau 14  
 Krappitz 12, 13  
 Kraus 253  
 Kremski, Theodor 233—240  
 Kreuzburg 34  
 Kreuzherren 187, 188  
 Krüger 84  
 Rudowa 52  
 Kunze 243  
 Kühn 53  
 Kunzer 228  
 Kug 83, 92

L.

Laade 189  
 Lämmer 210  
 Lampfa, Joh. 151—160  
 Lamsdorf 254, 255  
 Langenbrück, D./C. 246  
 Langer 188  
 Lariß 13  
 Latuffel, Weihbischof 176, 208, 217  
 Lauban 72, 73  
 Laube 222  
 Law 126, 135  
 Lazaristen 220, 225  
 Lennig 220, 225  
 Leobischütz 34, 111  
 Leschnitz 259  
 Lieber, sen. 230  
 Liegnitz 111, 221  
 Linz 115, 116  
 Lobengula 126  
 Loß 72  
 Lohnau 29  
 Loretto 45  
 Lorinser, Franz 11, Ignatius 28  
 Loslau 258  
 Lublinitz 154  
 Lubowitz 57—66, 153  
 Lucas, Karmeliter 118  
 Luda 12  
 Ludowika, Wilhelmina, Prinzessin 80  
 Luge 66

M.

Mahr 72  
 Majunke 244  
 Maltitz 91  
 Marianna Leopoldina, Prinzessin 80  
 Mariafchein 116, 118 125  
 Markeffa-Bogutshütz 34



Markeſta-Myslowiſ 34  
 Markgraf 211  
 Maſſorſ 175  
 Mattner 92  
 Max, König v. Bayern 74  
 Mechniſ 256  
 Mellentin 217  
 Menzel 248  
 Mende, Feldpropſt 177  
 Merckel, v., Oberpräſident 18, 96  
 Merkel 188, 190  
 Miſ 117  
 Miſura 159  
 Mocznegemba 58  
 Monts, Graf 223  
 Mosler 247  
 Moufang 223  
 Müde 155—171  
 Mühlen, v. 88  
 Müller, Eduard 258  
 Münsterberg 114  
 Mysliwiec 244  
 Myslowiſ 34, 44

## N.

Nauen 93  
 Nawroth 19  
 Neiffe 40, 111 ff., 142, 147, 175, 221,  
 243, 253  
 Nerlich, Leop. 254, 266  
 Neukirch, Prälat 99, 155, 235  
 Neumann 142  
 Neuruppin 84  
 Neuſtadt, D./S. 34, 123, 209, 255, 260  
 Nicht 221, 222  
 Nigrinus 111  
 Rippe 145  
 Rippel 246, 249  
 Riſch 14  
 Rowaſ, Ignatius 155  
 Nucius 159

## O.

Oberglogau 12, 111, 209  
 Obſt 243  
 Olbersdorf (Reichenbach) 193 ff.  
 Oppa, Beſiedlungen a. der, 209  
 Oppeln 13, 20, 27, 34, 47, 176, 209,  
 211, 235  
 Oppersdorf 243  
 Oppersdorff, Grafen v. 209  
 Oſtrog 67, 209  
 Ottmachau 141, 145—149, 253  
 Otto 253, Präfeſt 254

## P.

Padua 257  
 Paläſtina 257, 267  
 Pelka 72  
 Pellgram, Biſchof 182  
 Pfeiffer 192  
 Philipps 88, Gemahlin 89  
 Pius IX. 37, 45, 198, 257  
 Pleß 15, 34, 44  
 Plotho, v., 73, 77  
 Pogrzebin 209  
 Pommern 93  
 Poremba 238, 259  
 Porſch 229  
 Poſen 217, 218, 258  
 Poſpel 159  
 Praa 115  
 Praſchma, Grafen 209  
 Preßburg 52, 124  
 Preßfreund 23, 46, 52, 53  
 Preuſchhof 23  
 Prinz 100  
 Piſchow 31, 209  
 Purkop 34, 38, 53  
 Puttkammer, v. 147  
 Püdler, Graf v. 22

## R.

Raczek, v. 245  
 Radau, Dorf 32  
 Radoschau 66  
 Radowiſ, v. 88  
 Radziwill, Edmund Prinz 244  
 Radziwill, Fürſtin Mathilde u. Leontine  
 90  
 Ratibor 29, 34, 209, 247  
 Ratisbonne 262  
 Rauden 58  
 Rautner 73  
 Raven, v. 178, 179  
 Rebern, Gräfin 76  
 Reich 111  
 Reichenbach 198  
 Reimann 201  
 Reimert 73  
 Reinkens 203, 219  
 Reiswiſ, v. 175  
 Richter 154, 158  
 Riegersdorf (Neuſtadt D./S.) 245—249  
 Riffel 220  
 Rimel 259  
 Ritter 221  
 Rittner 253  
 Rochow, v. 76

Roger 239  
 Rom 45, 114, 257  
 Ronge, Joh. 184  
 Roßberg 21  
 Rosenberg, D./S. 34, 176  
 Rösler 119  
 Rosnochau 253  
 Roxby 133  
 Rudigier, Bischof 116  
 Ruppın 93  
 Rybníř 34, 163, 239

S.

Saaling 89  
 Sadeleer 126  
 Salzbrunn 48  
 Sambesi 125  
 Sauer 23, 26, 184, 221, 222, 244  
 Saurma-Jeltř, Graf 208  
 Schaffer, Hermann 207, 212, 213  
 Schaffranel 30, 34, 39, 53  
 Schalkowiř 30, 38  
 Schlabrendorff, Graf 92  
 Schimonsky, v., Weihbischof 14, 78  
 Schink 156, 164—169  
 Schleiniř, v., Oberpräsident 182  
 Schmatowsky, v. 32  
 Schmedding 74, 83, 88  
 Schmidt, Ernst 261, 264; Theodosius 201; Viktor 236; Wilhelm 265  
 Schmude 117  
 Schnaubelt 13  
 Schneeweiß, Karl 109—119, 175; Julius 244  
 Schneider, Ladislaus 238, 251—268; Joh. 224, Erzpriester 14; Katharina 263  
 Schöbel, Bischof 118  
 Schönfelder 247  
 Scholz, Prof. 72; Pfarrer Girschsdorf 193; Pfarrer Rosnochau 253, 256; Domherr 229; Jesuit 190  
 Schönwald 58  
 Schöpp 59  
 Schudmann, v. 191  
 Schumann 117, 119  
 Schwarzenberg, Fürstbischof v. Prag 176  
 Schwarzer 253  
 Schweidniř 182—203, 221  
 Sedralet 185  
 Sedlag, Bischof 49  
 Sedlniřky, Graf, Fürstbischof 15, 92, 93, 95, 96  
 Seling 30, 32, 33, 39

Signo, Antonio 212  
 Simon, Hugo 175—203  
 Skarga 49  
 Slawikau 60  
 Sniegon, Weihbischof 168  
 Sobiech 13  
 Soel 255  
 Sojala 136  
 Soffner 244  
 Sohrau 209  
 Speil 119, 176, 249  
 Spise 222, 224  
 Stabik-Michalkowiř 26  
 Stanowski 53  
 Stein v. Raminski 180  
 Steiner 72  
 Sterniřke 254  
 Stettin 208  
 Stolberg, Graf 24  
 Stolz, Alban 230  
 Storch 244  
 Stoř, Veit 186  
 Strachwiř, Graf 14, 18  
 Strauř 81  
 Streber, Weihbischof 76  
 Strensky 247  
 Summin 59

T.

Tarnowiř 41, 44, 235  
 Tati 126  
 Taube 73, 89  
 Tauer 188, 190  
 Terörde 125  
 Teschen 168, 263  
 Teuber 147  
 Tied, Dorothea 90  
 Thienel 229  
 Tinschert, Emanuel 248; Karl 248  
 Tiře 248  
 Tořt 34, 44  
 Trebniř 263  
 Troppau 124, 125  
 Třchirř 99  
 Tuszyński 217  
 Tworkau 207—214

U.

Ujeřt, Herzog v. 155  
 Ulrich 23  
 Urbanowiř 31  
 Ursulinen 190, 191, 199  
 Uřtron 52



## B.

Biebahn, v. 210  
 Bogelhund, Goldschmied 27

## W.

Warendorf 257  
 Warmbrunn 52  
 Wartha 106, 198  
 Wehl, Karl 121—138  
 Welzel, Augustin 205—214  
 Welz 221  
 Wengli 256  
 Westhoff 40, 41  
 Wid, Joseph 119, 215—231  
 Wiedenbrück 257  
 Wien 115, 201  
 Wilhelm II., Kaiser 266  
 Windler, v. 236  
 Windthorst 148  
 Winkler 58

Wit gen. v. Döring 30, 31, 35, 38  
 Witt 91  
 Witteß 149  
 Wittstock 93  
 Woischniß 15—18, 34, 44, 154  
 Woig 146, 148  
 Wlodarski, Barthol. 14  
 Woronicz 14  
 Wunderlich 190

## Z.

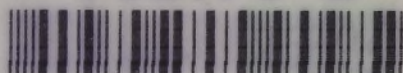
Zadel 71, 105, 197  
 Zafra 243  
 Zauditz 60  
 Zawada 154—158  
 Zechlin, Peter 200  
 Ziegenhals 244  
 Ziemienhitz 14  
 Zobten a. Berge 141

80,1



Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

7539/I S



001-007539-01-0